35. m. 14

Digitized by Google

Die

# Kammerjungfer.

---

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

# Kammerjungfer.

Roman

von

Fanny Lewald.

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Digitized by Google

Der Autor behält sich das Recht der Übersetzung in fremde Sprachen vor.

Digitized by Google

## Erſtes Kapitel.

Grade Sylveſter und Sonntag war es, und im Vorderhauſe bei der Kommerzienräthinn war ein großes Mittagsbrot, denn es waren den Tag vorher Fremde aus Paris gekommen, die Empfehlungsbriefe zu gaſtlicher Aufnahme mitgebracht hatten.

Mehr als zwanzig Perſonen waren zu Tiſche geladen, und die Köchinn ſchwitzte am Heerde trotz des Winters und des ſcharfen Zuges, der durch den Schornſtein ſauſ'te. Sie hatte die Thüre geöffnet, die aus der Küche nach dem Hinterhauſe führte, und die Kinder des alten Schneidermeiſters, der gleich drüben auf der andern Seite des Flures wohnte, nahmen das für eine Aufforderung, die

dicke Köchinn zu beſuchen, wie ſie oft zu thun pflegten.

Aber ſtatt der guten Biſſen, mit denen ſie ſonſt aufgenommen wurden, traf ſie heute ein ſehr unwirrſcher Empfang. Rennt mir nicht unter die Füße! rief die Köchinn, und gab dem kleinen Jungen einen gelinden Schub, während ſie die ziſchende Pflinzenpfanne in die Luft ſchwang, die Pflinze umzudrehen, welche den Bodenſatz in einer neu erfundenen Fruchtſpeiſe bilden ſollte. Das Fett in der Pfanne kreiſchte laut auf, noch lauter als die Köchinn, am lauteſten aber kreiſchte der Junge, dem ein Tropfen davon grade auf die Naſenſpitze gefallen war.

Topfkucker! Das haſt Du nun davon! ſagte ſie, ohne ſich nach ihm umzuſehen, während ſie ſchon die Pfanne aus der Hand geſetzt hatte, und in geſchäftiger Eile bald in die Kaſſerolle mit dem Ragout, bald in den Ofen nach den Paſtetchen ſah, und Alles auf einmal beſorgen und greifen zu wollen ſchien.

Digitized by Google

Die beiden Schwestern aber, die auf des Bruders Schrei hinzugekommen waren, ließen sich durch die wüthende Geschäftigkeit der Köchinn weder ängstigen noch erschrecken. Besonders die fünfzehnjährige Hanne, die immer das große Wort führte, war nicht leicht in's Bockshorn zu jagen, und laut genug, daß die Köchinn es hören mußte, sagte sie: So 'nem armen Jungen auch gleich die Nase zu verbrennen, wegen einer lumpigen Pflinze!

Es braucht aber unter den Kindern wie unter den Großen nur erst Einer auffässig zu sein, so werden sie Alle rebellisch. Denn die Rebellion gegen das Unrecht liegt dem Menschen nun einmal im Blut. So wie der Knabe hörte, daß man ihn beklagte, fing er auf's Neue zu weinen an, und Hanne und Sophie brummten und schalten durcheinander.

Warum hat sie uns hereingelassen? sagte die Eine.



Digitized by Google

Ja, wenn ſie Langeweile hat, dann ſind wir ihr ſchon recht, ihr am Abend vorzuleſen, meinte die Andre.

Und wie muß man ihr helfen, wenn ſie zu thun hat! Alles muß man ſtehen und liegen laſſen, und aufſpringen, ſo wie ſie nur ruft, und Waſſer ſchleppen und Kartoffeln ſchälen!

Und wie kann ſie gute Worte geben, daß man ihr die Heirathsgeſuche aus der Zeitung vorlieſ't! Und nun heute, wo einmal was Rechtes los iſt, da fährt ſie herum, daß Einem Angſt wird, und verbrennt mir nichts dir nichts gleich das arme Hermännchen!

Es waren ächte Berliner Kinder. Sie dankten Gott, daß es was zu raiſonniren gab.

Die Köchinn war zu ſehr beſchäftigt ihnen darauf zu dienen, wie ſie gern gemocht hätte; aber weil ihr in all' dem Ziſchen und Praſſeln vom Heerde das Raiſonniren der kleinen Mädchen doch zu viel ward, und weil die Uhr auch zwei ſchlug und ſie

noch alle Hände voll zu thun hatte, ſo dachte ſie: Kriegen ſollt Ihr's ſchon! aber erſt ſollt Ihr mir helfen.

Sie ſteckte alſo dem Kleinen eine ſüße Kirſche aus der Kompotſchale in den Mund und ein Stück Zucker in die Hand, und ſchickte ihn zu den Eltern in die Stube, die Mädchen ſtellte ſie aber bei der Arbeit an. Sie gehorchten auch ungeſäumt, denn eine rechte Köchinn hat das Befehlen heraus wie der beſte General, und es iſt nicht leicht gegen ſie aufzukommen, wenn ſie zwiſchen Heerd und Ofen in der Küche ſteht, und der Dampf ihrer werdenden Werke ſie wie mit geheimnißvollem Nebel umhüllt.

Sophie ſchnitt Mandeln, und Hanne, auf deren Schweigen am wenigſten zu rechnen war, denn ſie war klug und hatte ihren eignen Kopf wie ihre Mutter, der gab ſie einen ganzen Teller voll Krebsſcheeren aufzubrechen, mit denen die Mayonnaiſe verziert werden ſollte.

Dadurch wurde es für eine Weile ganz ſtille in der Küche, aber drüben in des Meiſters Wohnung, ging dafür der Lärm los, als die Mutter des Hermanns Naſenſpitze mit der großen Brandblaſe zu Geſicht bekam. So behaglich ſie mit ihrem Manne bei der Kaffeekanne geſeſſen hatte, ſo zornig ſprang ſie auf.

Iſt mir das erhört, rief ſie, ſo ein armes Kind unglücklich zu machen für ſein ganzes Leben! Soll mir das ſchönſte von meinen Kindern nun ſo verſchimpfiert ſein, und mit ſolch einem Brandmal umherlaufen, als hätt' ich es mit ſo 'was auf die Welt gebracht? Aber ſie ſoll's kriegen! ſie ſoll's kriegen! das alte Frauenzimmer, das nicht weiß, was es heißt, geſunde, grade Kinder haben und ſich das ſchönſte ſo zurichten zu laſſen aus reiner purer Bosheit!

Sie wollte mit dieſen Worten nach der Thüre laufen, indeß der Junge, der zu glauben ſchien, der mütterliche Zorn gelte auch ihm, fing wieder

zu ſchreien an, die Mutter nahm den nachgebornen Liebling alſo auf den Arm, und der Meiſter benutzte die Gelegenheit ſie zu beſchwichtigen.

Mach' doch nicht ſolch einen Aufſtand, Mutter! ſagte er gelaſſen. Ich hab's immer geſagt, der Junge gehört nicht drüben in die Küche, es wird einmal Etwas ſetzen, und zuletzt wird's die Marie entgelten müſſen. Aber das Frauenzimmer, die Köchinn, hat nun einmal ihr Herz auf den Hermann geſtellt, und Du haſt ihn ja bis jetzt auch immer gehen laſſen. Was willſt Du nun Skandal machen? Laß es doch beim Alten! — Wenn nun die Meiſterinn dieſe Worte auch zu ihrem Ärger oft genug von ihrem Manne hören müſſen, ſo machte ſie doch den Knaben ſtill, und begab ſich auch diesmal wieder zur Ruhe, wenn's ſchon innerlich noch in ihr ſiedete und kochte.

Der Meiſter war nämlich ein recht wunderlicher Mann, und: Laß es nur beim Alten! war ſein ſtetes Wort. Er hatte ſchon von Kindesbeinen

an das Neue gar nicht leiden mögen, und, umgekehrt wie andre Kinder, immer bitterlich geweint, wenn er einmal ein neues Jäckchen oder eine neue Hose anziehen müssen. Er hatte ein gar zu weiches Herz, und was er einmal besessen hatte, das liebte er und mochte es nicht von sich lassen. Sein zerrissenes Röckchen war schon dem armen Knaben immer wie ein Kalender gewesen. Jeder fehlende Knopf, jeder Riß und jeder Fleck hatten ihn an Etwas erinnert, ihm Etwas zu denken gegeben, und darum hatte er sie lieb gehabt. Nun hatte es freilich damals mit den neuen Kleidern keine Noth für ihn gehabt, sie waren ihm selten genug gekommen, und es waren oft Jahre vergangen, ehe er so ein auf den Auswuchs berechnetes Kleid zu Ende getragen, aber um so größer war denn auch sein Schmerz gewesen, wenn solch ein Kleid ihm endlich fortgenommen wurde.

Später aber, als er groß und vollends als er endlich Meister geworden war, als man alle

die Maſchinen erfunden hatte, und das billige Tuch nun nicht mehr fünf und zwanzig oder gar dreißig Jahre halten wollte, wie in den Zeiten, von denen ſein Vater und ſein Großvater ihm erzählt, da war es ihm immer nur leid geweſen um ſeine gute Arbeit, und er hatte von dem Jahrhundert, das ſolch dünne Tuche fabricirte, nie etwas Rechtes halten können.

Er ſelber kaufte ſolche lumpige Waare auch nicht. Er hatte ſich wohl vorgeſehen, und noch bei Zeiten von dem alten guten Tuche Etwas zurückgelegt, das ſprenklich war, wie Pfeffer und Salz gemiſcht. Davon hatte er ſich ſein Alltagskleid gemacht, und zum Guten, zum Sonn- und Feiertag, hatte er den blauen Frack mit blanken Knöpfen und langen Schößen, und die blaue Hoſe, die er angehabt, da er vor acht und zwanzig Jahren als ein Dreißiger mit ſeiner Frau vor den Altar getreten war. Mit zwei ſolchen Stücken ging ihn das neue Machwerk natürlich gar Nichts

an. Er hatte für seine Lebenszeit genug, und er pflegte oft zu sagen, daß einmal des Hermanns Kinder noch den blauen Anzug tragen könnten, wenn sie nach des Meisters Tode nur so ordentlich mit seinen Sachen umgehen würden, wie er selbst es stets gethan.

Fest waren denn seine Anzüge auch wirklich. Nicht ein Faden scheuerte sich durch, nicht ein Stich riß aus. Aber sie waren verwunderlich anzusehen. Der blaue Rock mit den langen, breiten Schößen, die dem Meister bei jedem Schritte an die dünnen Beine schlugen, der hohe Kragen, aus dessen steifem Aufschlag sein wehmüthiges mageres Gesicht hervorguckte, wie ein nasser Vogel, der mit spitzem Schnabel und mit großen Augen aus dem Neste herausſieht, die waren auf der Herberge gerade so bekannt, wie in dem Stadtviertel, in dem der Meister wohnte. Und wenn er sich am Sonntag auf der Straße zeigte, so kam es oft genug, daß ausgelassene Buben ihm spottend nachriefen: da

kommt die alte Zeit! da kommt das vorige Jahrhundert!

Die Meisterinn und die Kinder hatten sich früher wohl manchesmal schwer darüber geärgert, und auch dem Meister war es Anfangs nicht ganz recht gewesen. Weil er aber ein gar zu guter Mann war, hatte der Verdruß nicht lange bei ihm vorgehalten, und da er doch auch wieder, wie alle Menschen, seine schwachen Seiten und seinen besondern Stolz besaß, so bildete er sich endlich auf seinen altmodischen Rock bald eben so viel ein, als die vornehmen jungen Herren auf ihre neuen Kleider aus London und Paris. Der Mensch will nun einmal gern etwas Besonderes haben, und zuletzt ist ein altmodischer Rock grade solch eine Seltenheit als ein neuerfundener, nur daß er's noch viel länger bleibt, weil Niemand ihn so leicht nachmacht.

Es ist aber ein wahres Wort, daß Kleider Leute machen, wenn auch in anderm Sinne als

die Menſchen denken. Es braucht Jemand nur lange in wunderlicher Tracht umherzugehen, ſo dringt die Wunderlichkeit ihm in das Blut. Je länger der Meiſter ſeine alten Röcke trug, je mehr er ſich durch dieſelben von ſeinen Zeitgenoſſen unterſchied, um ſo beſonderer kam er ſich ſelber vor, und um ſo ſchlechter dünkten ihn ſeine Zeit und ihre Neuerungen. Von neuen Moden, neuen Erfindungen, von den modernen Aſſoziationen ſeiner Standesgenoſſen, wollte er Nichts wiſſen. Er hätte lieber ich weiß nicht was gethan, ehe er ſich in eine Verbrüderung mit den andern modernen Schneidern eingelaſſen hätte, denn er dachte: Jeder für ſich und der liebe Herrgott für uns Alle!

Vorwärts kommen oder reich werden konnte er nun dabei freilich nicht. Er war eben nur ein Flickſchneider geworden, aber das Alte ausbeſſern und zuſammenhalten, das verſtand Niemand in der Welt ſo gut als er, und ſo hatte er denn auch als Flickſchneider ſein Brod und eine rechte innere

Zufriedenheit gefunden, denn er that nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen.

Den alten Meiſter Redlich kannte zuletzt nicht nur ſein Stadtviertel, ſondern faſt die ganze große Stadt, und er ließ es ſich am Ende auch wohl gefallen, daß Alt und Jung nach ihm den Kopf umwendete, wenn er zur Sommerzeit im wohlgemeſſenen Schritte, die Frau am Arme und die Kinder neben ſich, hinausging vor das Thor, um auf dem Geſundbrunnen oder in der Haſenheide ſich einmal von dem langen Sitzen auszulüften.

Selbſt die Meiſterinn hatte ſich allmählig damit vertragen, daß der Leute Blicke auf ihr ruhten, und obſchon ſie von Natur lebhaft und jähzornig war, hatte ſie ſich zum Spazierengehen doch den langſamen reſpectabeln Gang von ihrem Alten angewöhnt und ſogar auch ſeine Vorliebe für die alten Sachen von ihm angenommen. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, wie lange ſie ihre Sachen hätten, und daß noch Alles niet- und

nagelfeſt in ihrer Wohnung ſei, was ſie am Hochzeitstage darin aufgeſtellt, ſie wollte es auch Alles bewahren bis an ihr Lebensende.

So ſehr ſie aber mit dem Erhalten ihrer Sachen Glück gehabt, ſo unglücklich war es ihr mit ihren Kindern gegangen. Von neun Kindern, die ſie zur Welt gebracht, vier Töchter und fünf Söhne, waren ihr nur drei Mädchen und der jüngſte, ſpät nachgeborne Knabe am Leben geblieben, der dafür denn auch der Liebling beider Eltern und der Augapfel der Schweſtern war. Beſonders die Älteſte, Marie, liebte ihn wie ihr eignes Kind, und kam ſich eher wie ſeine Mutter als wie des Kleinen Schweſter vor, denn ſie war ſieben und zwanzig Jahre und diente ſeit zehn Jahren als Näh- und Kammerjungfer bei der Kommerzienräthinn in dem Vorderhauſe.

Der Kommerzienrath, ein jüdiſcher zum Chriſtenthume übergetretener Banquier, hatte faſt um die gleiche Zeit mit Meiſter Redlich geheirathet.

Als er das große Haus gekauft, um ſich mit ſeiner jungen Gattin in demſelben einzurichten, hatte er die Redlichs ſchon als Miether im Seitenflügel des Hauſes vorgefunden, und weil es ſtille Leute waren, die ihren Zins auf das pünktlichſte bezahlten, ſie darin belaſſen. Paul, des Kommerzienrathes Sohn, hatte mit des Schneiders Marie ſeine ganze Kindheit hindurch geſpielt, dann hatte Marie die viel jüngere Schweſter ihres Kameraden ſpielend beaufſichtigen und unterhalten müſſen, bis die Kommerzienräthinn die Schneiderstochter in die Schule und danach in die Nähſchule geſchickt, wo das Mädchen ſich ungewöhnlich anſtellig bewieſen hatte. Nachdem Marie dann ihre Confirmation beſtanden, war ſie als tägliche Aushülfe bei der Kommerzienräthinn beſchäftigt worden, bis dieſe endlich das ſiebenzehnjährige Mädchen als Kammerjungfer in ihr Haus nahm, was für beide Familien bisher zum größten Vortheil ausgeſchlagen war. Meiſter Redlich und die Seinen hatten viel-

fach Arbeit und Unterſtützung von der reichen Herrſchaft ihrer Tochter, und dieſe beſaß in Marien das Muſter einer treuen und liebevollen Dienerinn.

In den zehn Jahren, welche ſie jetzt im Dienſte der Kommerzienräthinn zugebracht, war ſie Allen ganz unentbehrlich geworden. Ihr ſtilles Weſen, ihre beſſeren Gewohnheiten ſchieden ſie von der übrigen Dienerſchaft und brachten ſie der Herrſchaft näher. Man nannte ſie im Hauſe die Mamſell, ſie hatte ihr beſonderes kleines Zimmer, und blieben ihr einmal ein Paar freie Stunden, ſo verlebte ſie dieſe bei den Eltern, oder die Schweſtern kamen durch die Küche zu ihr herüber, um von ihr das Nähen und andere feine Arbeiten zu erlernen. Sie hatte ſich von ihrem reichlichen Lohne ſchon zweihundert Thaler ſparen können, eine gleiche Summe hatte der Kommerzienrath ihr, als er geſtorben war, zum Dank für ihre lange, treue Pflege ausgeſetzt, und da ſie ſehr viel Wäſche und ſehr viel Kleider beſaß, konnte ſie ſich in ihren

Verhältniſſen wohl als reich erſcheinen. Sie hielt auch ſelber Etwas auf ſich, und war der Eltern Stolz und Freude, ſo daß ein Neffe der Meiſterinn, der im Herbſte nach Berlin gekommen war, im Hauſe ſeiner Tante nur von Marien unterhalten wurde, die ſich damals mit ihrer Herrſchaft abweſend befand.

Dieſer Neffe war der Meiſterinn Bruder-Sohn. Er hatte Gürtler werden ſollen wie ſein Vater, der in Köln am Rheine angeſeſſen war und ſeinen Kindern, ſo weit er konnte, eine gute Erziehung hatte zu Theil werden laſſen. Weil Karl aber von Kindheit an gar geſchickte Hände gehabt, und weil er ſeinen Kopf darauf geſetzt hatte, daß er ein Künſtler, ein Bildhauer werden wolle, ſo war man zu einem Ausweg mit ihm geſchritten, und hatte ihn, da er das Formen und Gießen von Hauſe aus erlernt, zu einem Bildſchnitzer in die Lehre gegeben, damit er ſeiner Luſt am Schaffen von Thier- und Menſchengeſtalt

ein Genüge thun lerne, und doch ein Gewerbe betreibe, das, wie der Vater meinte, immer ein ſicheres und früheres Auskommen verſpreche, als die große, wirkliche Bildhauerei.

Als Bildſchnitzer und Former, daneben des Metallgießens kundig, war er dann auf die Wanderſchaft und bald auch nach Paris gegangen. Dort, wo die Bronzefabrikation im Großen in eigenen Fabriken betrieben wird, hatte er gehofft am meiſten auf ſeinem Platze zu ſein, am vollſtändigſten ſich ausbilden zu können, und in Beidem hatte er ſich nicht getäuſcht. Schon nach wenig Monaten hatte er Arbeit in einer der erſten Fabriken gefunden, und ſeine Fertigkeit in allen zu der Fabrikation gehörenden Fächern, ſein Geſchick im Modelliren und im Zuſammenſtellen des Vorhandenen zu neuen Façons und Gruppen, beſonders aber ſeine eigene Erfindungsgabe, hatten ihn dem bejahrten Prinzipale ſo ſehr empfohlen, daß man ihn ungern ſcheiden ließ, als er nach

ein Paar Jahren nach Deutſchland zurückzukehren beſchloß. Er hatte ſich aber davon nicht abbringen laſſen, ſondern der Reihe nach in Frankfurt, in München und in Wien gearbeitet, um die großen Städte ſeines Vaterlandes kennen zu lernen, und zu ſehen, wo es am leichteſten möglich ſein würde, mit angeſtrengtem Fleiße es zu der Fabrik zu bringen, die einmal zu gründen und zu beſitzen, er feſt entſchloſſen war. So hatte er ſich denn zuletzt auch nach Berlin gewendet, und war in das Haus der Tante gekommen, in welchem er wie ein eignes Kind empfangen und als ein weit gereiſter und ſo geſchickter Mann zugleich mit ſtaunender Bewunderung aufgenommen wurde.

Karl war auch recht nach dem Sinne der Tante, er war ſo recht aus ihres Vaters Familie, wie ſie ſagte, und kein Adliger konnte mehr auf ſeine Familie halten, als Frau Redlich auf die ihre. Es waren auch meiſt tüchtige Menſchen, die Bergers. Sie hatten Alle einen feſten Willen,

waren arbeitsam, wollten vorwärts und kamen auch vorwärts. Von Meister Redlichs Demuth, von seinem zufriedenen Gottvertrauen, und vollends von seiner Vorliebe für das gute Alte hatten sie freilich Nichts, und Frau Redlich hatte sich wohl bisweilen im Stillen über diese Eigenschaften ihres Mannes beklagt, so viel sie außerdem auch auf ihn hielt. Er war aber geblieben, was und wie er war, und seine Kinder hatten alle mehr oder weniger seine stille Weise, bis auf Hanne, die der Mutter ähnelte und keck und munter war wie Eine.

Mit Hanne hatte der Vetter sich auch gleich zu schaffen gemacht, als er die Seinigen zuerst besuchte, und so befremdlich ihm sein Onkel vorgekommen war, so wenig er dessen bescheidene Zufriedenheit begreifen konnte, da es knapp genug in seinem Hause zuging, so war dessen reine Güte und die Herzlichkeit der ganzen Familie ihm doch so werth geworden, daß er wieder und wieder

hinging, ſchon weil er die Freude ſah, welche er den Seinigen damit bereitete.

Der Onkel, der nie weit in die Welt gekommen war, knipſte vor Erſtaunen oft drei- viermal den ſtrammen Faden in der Luft, ehe er ſich entſchloß ihn durch die kurze Nadel zu ziehen und weiter zu arbeiten, wenn Karl von Paris erzählte und von der Revolutionszeit, und von Allem was er dort und anderwärts erlebt. Der Meiſter ſchüttelte dazu freilich den Kopf, es grauſete ihm ordentlich davon, und er ſeufzte, wenn er dabei an die böſen Zeiten in Berlin gedachte. Er kam dann immer auf die guten alten Tage zu ſprechen, in denen ſo Etwas ganz unmöglich, und die ſchon darum viel beſſer geweſen wären; aber er brachte den Neffen doch jedesmal wieder auf Paris zurück. Es ging ihm wie den Kindern mit dem Mährchen von dem großen Oger; er konnte das Grauen ſo wenig ſatt bekommen, als das Verwundern.

Daß man den König vertrieben, das war dem Meiſter noch lange nicht ſo ſtaunenerregend und ſchauerlich, als daß ein Arbeiter, daß Monſieur Albert eine Weile mit den berühmteſten Leuten zuſammengeſeſſen und das Land regiert habe. Er für ſein Theil habe es nie geglaubt, ſagte er, und glaube es auch jetzt nicht, obſchon er es ſelbſt geleſen und obſchon der Neffe es geſehen hatte, denn das ſei unnatürlich und ganz unerhört. Aber er ließ es geſchehen, daß Karl über des Onkels Zweifel von Herzen lachte, und er wendete auch Nichts dagegen ein, wenn Jener behauptete: daß ein Arbeiter die Geſetze machen helfe, wo Arbeiter Steuern zahlen und den Geſetzen gehorchen müßten, das finde er gar nicht überflüſſig, ſondern vielmehr nöthig. Der Meiſter konnte ſich ſogar freuen, wenn der Neffe recht eifrig und recht hitzig wurde. Er nähte dann nur noch vergnügter vorwärts, und hatte an den kecken, hitzigen Worten ſeine Luſt wie Andere an einem ſchaurigen Thea-

terstücke, oder an recht halsbrechenden Seiltänzersprüngen, neben denen man sich auf festem Grund und Boden sicher fühlt.

Eine ganz andere Freude aber hatte die Tante an dem Neffen, der wie ein Künstler aussah, wenn er mit dem langen schwarzen Knebelbarte, mit dem grauen Kalabreser auf den schwarzen Locken, durch die Straßen ging. Es war ihr Stolz, daß die Nachbaren im Hofe an das Fenster traten ihn zu sehen, oder wenn sie unten am Brunnen sagten: das müsse wahr sein, der junge Mensch sehe besser aus wie mancher Prinz, und so schlank und fein er wäre, so merke man es doch, er habe Mark in seinen Knochen, das Leben funkle ihm nur so aus den Augen. Die Meisterinn bemerkte dann wohl, ihre ganze Familie wäre so kräftig und so schön, und die Kinder, welche in ihre Familie ähnelten, die Hanne und der kleine Hermann, die würden grade so werden. Sie selbst hätte wohl gut ausgesehen in ihrer Jugend; die Arbeit und die

Wochenbetten und die vielen Sorgen, die könnten aber dem Menschen schon Etwas abziehn.

Der Neffe aus Paris, der schöne Berger, war und blieb die Bewunderung des ganzen Hofes. So oft er kam, und vollends Sonntags, wenn er sich, wie sie's nannten, »angezogen« hatte, war des Redens über ihn kein Ende. Wer aber am eifrigsten sprach und am Meisten von ihm zu erzählen wußte, das war Hanne, und wer am Liebsten zuhörte und am Meisten fragte, das war die alte Köchinn von der Kommerzienräthinn.

Die Kommerzienräthinn und die Tochter waren seit Monaten schon auf Reisen, und Marie wie immer mit der Herrschaft gewesen, als Karl im Augustmonate nach Berlin gekommen war. Die Köchinn hatte also volle Muße, und kaum war es ihr gelungen Bekanntschaft mit dem jungen Manne zu machen, als sie zur Hanne sagte, sie wisse wohl, weshalb der Berger so oft bei ihnen sitze, und weshalb er nicht bessere Gesell-

ſchaft ſuche, die ihm ja nicht fehlen könne. Es wäre alles nur um die Marie. Er ſei gekommen ſich hier zu etabliren, dazu gehöre Geld, Geld habe die Marie, und alſo — ſei es richtig!

Hanne hätte nicht fünfzehn Jahre ſein müſſen, wäre ſie nicht in Aufruhr gerathen bei dem bloßen Gedanken an eine Heirath in ihrem Hauſe, und bei der Vorſtellung ein Geheimniß erfahren zu haben, das man ihr verbergen wollen.

Wochenlang hatte ſie darauf gebrannt, es dem Couſin zu ſagen, daß ſie alles wiſſe, aber ſie war nie dazu gelangt, und ſich vor den Eltern Etwas merken zu laſſen, das wagte ſie denn doch nicht, dazu hielt die Mutter viel zu gute Zucht. Endlich einmal an einem Sonntage war der Couſin gekommen, und hatte die Tante gefragt, was ſie wohl dazu meinte, er möchte die Hanne, die noch niemals in der Komödie geweſen war, heute mit ſich in das Theater nehmen. Es werde die Zauberflöte aufgeführt, und das ſei eben recht ein Stück für ſie.

Die Mutter hatte den Vater angesehen, der Vater hatte gemeint: Hanne gehe jetzt doch grade zum Religionsunterrichte, er wisse nicht ob das mit der Komödie — — Er hatte es aber nicht zu Ende gesprochen, weil er Nichts gesagt haben und der Mutter nicht die Hände binden wollte. Die Mutter stand, und sah ihn an, Hanne stand und sah den Vater und die Mutter und den Cousin mit solcher Spannung an, daß ihr die funkelnden braunen Augen fast zum Kopfe heraustraten. Endlich fragte die Mutter: ja, was meinst Du denn? — Und der Vater sprach: ja! wenn Du meinst! — und der Cousin sagte: also sie kommt mit! — und Hanne war wie außer sich vor Freude. Sie lief hinaus zur Schwester, die auf dem Vorplatz am Heerde die Erbssuppe bewachte, sie lief hinüber zur Köchinn, sie machte sich ein Gewerbe am Brunnen, und wäre am Liebsten auch zum Gewürzkrämer gelaufen, es Allen zu erzählen, was ihr bevorstehe für den Abend.

Der ganze Tag ging mit den Vorbereitungen für das Theater hin. Sie kämmte und band ihr Haar so blank und fest, daß der Kopf ihr wehe that, und die Stirnhaut sich ihr spannte. Sie suchte von ihren Strümpfen das Paar hervor, das am weißesten gewaschen war, sie band die neuen Strumpfbänder um, und wichste so lange an den Schuhen, daß sie darüber den Mittag fast versäumte. Sie hätte sich aber gar Nichts daraus gemacht, denn sie fühlte heute keinen Hunger, keinen Durst, nichts als Vergnügen.

Der Vater und die Mutter, die auch einmal die Zauberflöte vor vielen Jahren aufführen gesehen, erzählten ihr während des Essens den ganzen Inhalt, denn sie sagten, so Etwas könne man zum erstenmale nicht gleich verstehen. Die Kinder saßen und hörten mit offenen Augen und Ohren: wie Pamina und Tamino durch Feuer und durch Wasser gingen; und Hanne lief es kalt vor Schauder und Entzücken durch die Glieder, bis der Vater vom

Papageno zu reden begann, und selbst munter gemacht durch die Erinnerung, das Lied vom lustigen Vogelsteller so vergnüglich sang und pfiff, daß die Mutter sich vor Lachen mit der Suppe verschluckte, und der kleine Hermann vom Tische aufsprang, um nach dem Hopsasa des Vaters unaufgefordert in der Stube umher zu tanzen.

Aber je näher die fünfte Stunde kam, je feierlicher wurde es Hanne zu Sinn. Sie hatte sich immer vorgestellt, so werde es ihr Ostern vor der Einsegnung zu Muthe sein. Sie saß schon um vier Uhr fix und fertig angezogen, in dem blauen Tibetkleide, das die Kommerzienräthinn ihr zum Weihnachten geschenkt, den Hut und die Handschuhe auf, die sie von der Schwester bekommen hatte, und das Herz schlug ihr ordentlich, so oft ein Mensch die Stiege heraufkam.

Endlich war der Vetter da. Die Mutter band ihr selbst das Umschlagetuch um, zog den Zipfel hinten zurecht, daß er genau in der Mitte

hing, ſteckte ihr das Tuch unmerkbar auf beiden Schultern feſt, damit es ſich nicht verziehen könnte, und ſchärfte ihr ein, ſich auf alle Fälle vorzuſehen, und die Bank abzuwiſchen, ehe ſie ſich niederſetze: denn manchmal wäre doch ein Sitz nicht rein. Und nun gingen ſie — und die Mutter machte das Fenſter auf, und ſchaute ihnen lächelnd nach, und rief den Vater, er möge einmal kommen und ſehen, wie groß Hanne ſei, wenn ſie ordentliche Kleider trage.

Aber mit den ordentlichen Kleidern hätte es bald ein trauriges Ende genommen, denn Hanne, die ſich immer ſagte, ſie gehe jetzt wie eine Große mit dem ſchönen Vetter aus Paris in die Komödie, fühlte auch die Pflicht aus dieſem Grunde anders als gewöhnlich, ja recht beſonders gut zu gehen. Und weil ſie den Kopf ſo ſteif hinten über hielt, und alle Leute darauf anblickte, ob ſie wohl auch merkten wer ſie wäre und welche Bewandniß es mit ihr habe, ſo waren ſie noch nicht bis

an die Ecke ihrer Straße gekommen, als Hanne schon zweimal gestolpert war, daß der Vetter sie mahnen mußte besser aufzupassen.

Es verdroß sie schwer, sich so wie ein Kind berufen zu lassen, und den Fehler gut zu machen, beschloß sie dem Vetter zu zeigen, daß sie wirklich kein Kind mehr sei.

Ja! sagte sie, wenn die Marie hier wäre, und Du könntest mit der in's Theater gehen, die brauchtest Du freilich nicht zu berufen.

Karl, dem es leid that, sie mit seinem lebhaften Worte vielleicht gekränkt zu haben, versicherte ihr, er sei ganz zufrieden, sie mit sich zu haben, und es mache ihm grade Vergnügen, daß sie noch nie ein Theater gesehen habe.

O! das glaube ich schon! entgegnete das Mädchen, aber die Marie paßt doch besser zu Dir. Sie ist in Kleidern wie das Fräulein, sie bekommt ja auch fast Alles von ihr, und sie ist so fein, so fein! ganz wie eine Dame, aber ganz!

Das wird ſie wohl ſein! ſagte der Couſin, indeß für Hanne war das lange nicht genug.

Die Marie ſollte ſchon immer einmal mit Kommerzienraths nach Paris! fuhr ſie fort, nur weil jetzt die Kommerzienräthinn krank war, ſind ſie noch nicht dazu gekommen. Und nun iſt's ja auch recht gut.

Gut? Wozu? fragte Karl.

Für Dich! meinte Hanne mit kecker Entſchloſſenheit.

Für mich? wiederholte Jener verwundert, und ſah das ſchwatzende Mädchen fragend an.

Hanne war verlegen, wollte es ſich aber nicht merken laſſen, um ihm nicht abermals wie ein Kind zu erſcheinen.

Ja! für Dich! ſagte ſie. Denke nur nicht, daß ich noch ſo dumm bin. Meine Ohren und Augen habe ich ſo gut wie ein Andrer.

So! entgegnete der Vetter, den die unwillkührliche Komik des Mädchens amüſirte. Und

was haſt Du denn mit Deinen Augen und mit Deinen Ohren geſehen und gehört?

Alles! Alles! rief Hanne. Glaube nur nicht, ich denke Du wäreſt ſo für Nichts hergekommen! Du kommſt auch nicht ſo für Nichts zu uns, wo es gar nicht ſo amüſant iſt, als Du es anderwärts haben könnteſt. Die Auguſte von drüben, die Köchinn, Du weißt ja, die hat es gleich geſagt: Du haſt Deine Abſichten.

Sie war froh, daß ſie's heraus hatte, denn es iſt nicht leicht, ſich älter und gewichtiger zu ſtellen als man iſt. Aber durch ihre letzte Bemerkung war Karl plötzlich aufmerkſam geworden.

Abſichten? fragte er, was für Abſichten?

Hanne lachte verlegen und doch pfiffig. Hole mich nur nicht ſo aus, Du wirſt's ſchon wiſſen! ſagte ſie.

Wenn ich's aber nun doch nicht weiß, Hanne!

Ja! willſt Du's hören, ſo kann ich Dir's auch ſagen, fuhr ſie, nun ſie einmal auf dem Wege

war, ermuthigt fort. Du willſt Dein eignes Geſchäft anfangen, und dazu wirſt Du die Marie heirathen. Nun weißt Du's alſo!

Hans Narr! antwortete der Couſin, wer hat Dir das in Deinen Kopf geſetzt?

Sie ſagen's Alle!

Wer ſind dieſe: Alle? fragte Karl immer ernſthafter.

Alle! antwortete Hanne. Jeder, der die Marie nur kennt! Jeder ſagt's, alle Nachbarn, daß Ihr ein Paar werden würdet.

Damit waren ſie bis vor das Opernhaus gekommen, traten in die Reihe der Wartenden ein, und ſchon damit begann für Hanne der Anfang der Bezauberung, die im Theater eine ſolche Höhe erreichte, daß ſie wie in einem Rauſche nach Hauſe kam, und die Eltern und der Vetter ſich ſchüttelten vor Lachen über die Weiſe, in welcher Hanne ihre Erlebniſſe erzählte.

Zwiſchendurch aber mußte Karl doch, ohne

daß er's wollte, an die abweſende Couſine denken. Jeder, der mit ihm bisher von ihr geſprochen, war ihres Lobes voll geweſen, indeß er hatte ſich Nichts dabei gedacht, obſchon das Daguerreotyp, auf dem ſie ſich mit ihren drei Geſchwiſtern zur ſilbernen Hochzeit der Eltern hatte abbilden laſſen, und das man ihm gleich am erſten Tage mit groſſem Familienſtolze herbeigeholt, ihm hübſch erſchienen war. Jetzt am Abende, als er ſchon fortgehn wollte, nahm er der Tante das Licht aus der Hand, trat vor das Bild und ſah es lange an. Die Tante fragte: was er denn betrachte? — Die Hanne iſt doch merkwürdig gewachſen in den zwei Jahren! antwortete er, zog ſeinen Überrock an, und ging ſeines Weges. Aber er beſchäftigte ſich zum erſtenmale im Geiſte mit der Couſine, und fragte ſich: wann ſie wohl wiederkehren würde?

## Zweites Kapitel.

Es war Ende September, als die Kommerzienräthinn mit den Ihren aus der Schweiz zurückkam. Karl wußte den Tag voraus, und am zweiten Abende nach der Heimkehr besuchte er Marie. Die Mutter selbst ging mit ihm hinüber.

Marie bewohnte ein kleines Stübchen im linken Flügel des Hinterhauses, grade ihren Eltern gegenüber. Die Messinglampe brannte auf dem Tische vor dem Schlafsopha, auf dem Marie bei ihrer Arbeit saß. Ein Paar unbedeutende Kupferstiche, ein Epheukasten, die man aus der Herrschaft Zimmer fortgethan, einige kleine Geräthe von Gußeisen und buntem Porzellan, welche man Marien gelegentlich geschenkt, gaben dem Stübchen einen Anstrich von wohnlicher Zierlichkeit, der durch ein kleines Bücherbrett voll Bücher noch erhöht ward.

Marie ſtand auf, den Vetter zu begrüßen, aber ſo freundlich ſie ihm die Hand gab, konnte er einer gewiſſen Befremdung nicht Meiſter werden, denn er hatte ſich die Couſine jünger und hübſcher vorgeſtellt als er ſie fand. Freilich hatte er gewußt, daß ſie ſieben und zwanzig Jahre, daß ſie älter ſei als er, er hatte auch ihr Bild geſehen, indeß grade dies vor längerer Zeit gemachte Bild, hatte ihn durch die ſeltene Regelmäßigkeit der Formen überraſcht, und ihn doch zugleich irre geführt.

Man mußte Marie wirklich ſchön nennen, wenn man nur die feine Form ihres Kopfes, ihrer Züge und ihrer Geſtalt betrachtete. Ihr hellbraunes Haar legte ſich weich um die ſchmalen Schläfen, ihre Augen waren groß und hellblau, Naſe und Mund ſehr wohlgebildet, aber allen dieſen Vorzügen fehlte der Ausdruck friſchen Lebens. Marie war bleich, ihre Miene hatte etwas Schweigſames, und ohne daß ſie eigentlich kränklich war,

trug ſie ihre feine Geſtalt nachläſſig wie eine Leidende, obſchon ſie im Übrigen die ſauberſte Sorgfalt auf ihre Perſon und ihre Kleidung wendete.

Wie bewölkt ſieht ſie aus! dachte er, und wußte nicht, wie er auf den Ausdruck gekommen war, der übrigens Mariens Weſen auf das Richtigſte bezeichnete. Sie that ihm leid, und er ärgerte ſich auch, daß er ſich enttäuſcht fühlte, aber kaum fing ſie zu ſprechen an, als der trübe Eindruck ſich verwiſchte, den ſie auf ihn gemacht. Sie erzählte von der Schweiz, in der ſie eben jetzt geweſen war, ſie kannte Frankfurt und München und Wien, die Städte in denen Karl ſich länger aufgehalten, ſie war in manchen Gallerien und Muſeen mitgeweſen, hatte Vieles geſehen, mancherlei begriffen; und Karl fand in ihr Vorſtellungen und Anſchauungen, die unter den Frauen ſeines Standes zu den Seltenheiten zählten.

Als dann nach einer halben Stunde die Glocke in ihrem Zimmer erklang, als ſie zu ihrem

Fräulein gehen mußte, da war es Karl, als sei er eben erst gekommen, und von dem Tage ab besuchte er die Tante nur noch häufiger. Freilich konnte er oft drei-, viermal vergebens hingehen, denn fragen nach Marien mocht' er nicht, und es war unberechenbar, wann sie zu den Eltern kam, aber es entspann sich doch eine Art von Verkehr zwischen den beiden jungen Leuten. Marie las gern, Karl dankte sein ganzes Wissen dem Selbstunterrichte. Er borgte hie und da Eins von ihren wenigen Büchern, lieh ihr ein anderes, und Hanne, deren Neugier und Unruhe eifrig nach jeder Beschäftigung griffen, besorgte den Austausch dieser Bücher, und bildete eine Verbindung zwischen jenen Beiden, deren wachsende Wärme sie selber kaum bemerkten.

War Karl bei ihren Eltern gewesen, so lief Hanne im Gefühl ihrer Wichtigkeit augenblicklich zur Schwester hinüber, ihr Alles zu erzählen, was er gesagt und was er gethan. Beseelt von der

Vorstellung, der geheime Vertraute eines Liebeshandels zu sein, beschrieb sie Marien auf das Lebhafteste, wie Karl nach ihr gefragt, wie er habe aufbrechen wollen, wie er aber geblieben sei, als die Mutter gemeint: Marie könne am Ende doch wohl noch kommen; und wie er sie habe grüßen lassen, als er zuletzt ganz mißvergnügt gegangen sei. Nicht weniger ausführlich schilderte sie in ihrer Gesprächigkeit dem Vetter, Mariens Bedauern ihn nicht gesehen zu haben, und da der Mensch sich leicht an einen geistigen, ihm schmeichelnden Zusammenhang mit einem Anderen gewöhnt, so fingen Karl und Marie bald an, nacheinander zu fragen, wenn Hanne nicht erzählte, und es zu entbehren, wenn sie auf ihre Fragen einmal nichts Neues zu berichten wußte.

So oft sie sich wiedersahen, waren sie einander vertrauter geworden, ohne eigentlich zu wissen, wie das gekommen sei. Karl's Pläne für seine Niederlassung wendeten sich dabei mehr und

mehr auf Berlin, was Marie mit ſtiller Wonne bemerkte, aber keiner von ihnen ſprach ein Wort darüber. Nur freute Marie ſich immer lebhafter, wenn die Schweſter ihr ſagen kam: der Couſin ſei drüben; ſie ließ es ſich auch gegen ihre ſonſtige zurückhaltende Gewohnheit ſtill gefallen, daß die Köchinn und das Hausmädchen einander lächelnd anſahen, wenn ſie dann eilig zu den Eltern ging; im Übrigen entſchwand der ganze Herbſt, ohne daß in ihren äußern Verhältniſſen ſich etwas geändert hätte. Nur ihr Inneres erlitt eine vollſtändige Verwandlung.

Sie hatte ſich bis dahin immer ſehr glücklich gefühlt, ſich immer in einer ſanften Heiterkeit, in ſteter Dienſtfreundlichkeit und Achtſamkeit bewegt; jetzt war ſie häufig niedergeſchlagen, hie und da zerſtreut, und ihre Zufriedenheit war verſchwunden.

Das Fräulein fragte ſie ein Paar mal leichthin: ob ihr Etwas fehle? Paul, der Sohn vom Hauſe, neckte ſie mit ihrer Schwermuth, und eines

Morgens, als ſie gegen ihre Gewohnheit einen Auftrag auszurichten vergeſſen, den er ihr gegeben, ſagte er tadelnd: Marie müſſe ſich auf ihre alten Tage wohl verliebt haben, weil ſie ſo zerſtreut geworden ſei. Darüber war ſie empfindlich geworden, und hatte in ſo heftiger Weiſe gebeten, er möge ſie mit ſolchem Scherz verſchonen, daß er ſie verwundert angeſehen.

Paul hatte das Mädchen lieb, Marie wußte es auch, daß er es wohl mit ihr meinte, und daß er gut und brav ſei, wenn ſchon der Vater nie recht mit ihm zufrieden geweſen war. Der Kommerzienrath hatte ſich nämlich in ſeinem Sohne den Nachfolger und den Fortſetzer ſeines bedeutenden Geſchäftes zu erziehen gehofft, Paul aber hatte ſtudieren wollen, war Juriſt geworden, und hatte ſpäter auch dieſe Carriere verlaſſen, um ſich ganz den äſthetiſchen und humaniſtiſchen Studien hinzugeben, zu denen ſeine Neigungen ihn zogen. Wie Gelderwerb und ein thätiges Leben die Luſt

seines Vaters gewesen waren, so sah Paul das Glück in dem mußevollen Dasein, zu welchem sein großes Vermögen ihm die Mittel und die Freiheit gab. Er war viel gereist, hatte Verbindungen mit manchen bedeutenden Menschen angeknüpft, und war ein Mann geworden von vielseitigem Wissen, voll enthusiastischer Empfindung für das Schöne und Gute, aber nicht thätig und nicht praktisch genug, um selbst etwas Bedeutendes hervorzubringen, und die Hülfe, die er Andern angedeihen ließ, nicht mannigfach mißbraucht zu sehen.

So war er oft getäuscht worden, ohne deshalb entmuthigt, oder in seinem Glauben an die Menschen wankend geworden zu sein, denn er war im eigentlichen Sinne eine liebende Natur, und mit dieser Liebe hing er auch an seiner Mutter, vor Allem aber an seiner zehn Jahre jüngern Schwester Leonore.

Die glücklichen Anlagen Lora's zu entwickeln,

sie nach seinem Sinne zu erziehen, war von jeher seine Freude gewesen, und der Verkehr zwischen den Geschwistern war so innig, die Neigung Paul's für Lora so groß geworden, daß er trotz seiner sieben und zwanzig Jahre noch nicht daran gedacht hatte, sich eine Frau zu nehmen, wie die Mutter es für ihn ersehnte.

Marie ihrer Seits, aufgewachsen in der Anhänglichkeit an ihre Herrschaft, in der ausschließlichen Hingebung an alle Interessen derselben, hatte sich immer von Herzen betheiligt gefühlt, wenn die Kommerzienräthinn von der einstigen Verheirathung ihrer Kinder, und von allen ihren andern Lebensplanen mit ihr gesprochen, ja sie hatte es als eine Ehre empfunden, solcher Erörterungen gewürdigt zu werden, und darüber bisher es gänzlich vergessen, daß man von ihren eigenen Angelegenheiten eigentlich doch nur oberflächliche Notiz nahm.

Es war ihr in der Ordnung vorgekommen,

wenn die Kommerzienräthinn ſich in breiteſter Ausführlichkeit mit ihr über die Wahl eines neuen Kleiderſtoffes für ſich oder die Tochter berathen hatte, wenn die geſchmackvolle Anordnung eines Mittagbrodes ſtundenlang überlegt und vielmals abgeändert wurde, oder wenn die Mutter ſich gleich übertrieben ängſtlich zeigte, ſobald Lora einmal Etwas bleich ausſah, und der Nachfragen dann kein Ende war: ob die Tochter gut geſchlafen, ob ſie ſich über Etwas zu beklagen habe? Plötzlich aber ſah Marie dies Alles in ſehr verändertem Lichte, plötzlich wurde es ihr oft läſtig, und es fing an, ſie eine Unbilligkeit zu dünken, daß man für ſo unweſentliche Dinge eine ſo große Theilnahme von ihr begehrte.

Der Gedanke an ihr eignes Ich erwachte in Marien. Mit der Liebe zugleich wurde die naturgemäße Selbſtſucht in ihr lebendig, welche die ſtete Abhängigkeit bisher in ihr niedergehalten hatte. Sie war der Kommerzienräthinn

deshalb nicht weniger ergeben, sie hatte nicht weniger Anhänglichkeit an Paul, nicht weniger Liebe für die freundliche Lora, aber sie empfand in jedem Augenblicke, wie ungleich das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Herrschaft sei, und in wie bequemer Weise man ihr den Antheil wiedergab, den man als Pflicht von ihr erheischte.

Während die Kommerzienräthinn sich unabläßig mit dem Looſe ihrer Kinder beschäftigte, während sie nie aufhörte an einen angemessenen Wirkungskreis für Paul, an beglückende Ehen für ihn und für Lora zu denken, hatte sie sich schwerlich jemals gefragt, was einst Mariens Schicksal sein werde, deren Leben ihr doch von frühester Jugend an, mit Selbstverläugnung hingegeben worden war. Marie hatte bisher ihre Zukunft immer auf ihre Herrschaft gebaut, sie durfte auch mit Vertrauen darauf rechnen, daß man sie nicht verlassen, sie vor Noth bewahren würde, aber war das der Lohn für eine ganze, lange Jugend,

wenn man ſie im Alter vor Noth behüthete? Wer hatte ſich jemals ernſtlich darum bekümmert, was ſie denke, was ſie wünſche und erſtrebe? Und ſich aus eignem Antriebe gegen ihre Herrſchaft auszuſprechen, war Marien ganz unmöglich, denn nur das Gefühl der Gleichheit macht mittheilſam, Abhängigkeit verſchließt ſo wie das Herz auch den Mund.

Ein Zwieſpalt, eine ſchwere Mißſtimmung bemächtigten ſich des Mädchens. Bald ſchalt ſie ſich ungerecht und undankbar, bald nannte ſie ihre Herrſchaft ſelbſtſüchtig und herzlos. Sie ſehnte ſich unter ihres Gleichen zu leben, und unabhängig zu werden, und dieſe Sehnſucht hatte ſich bis zu krankhafter Lebendigkeit geſteigert, als dieſer letzte Tag des Jahres herangekommen war.

## Drittes Kapitel.

Das Diner bei der Kommerzienräthinn war vorüber, die Damen hatten Etwas geruht, die Kommerzienräthinn war schon zu dem Balle bei ihrer Schwägerinn angekleidet, und Lora stand froh und heiter vor der Toilette. Marie hatte ihr das weiße Kreppkleid angezogen, ihr den Maiblumenkranz in das schwarze Haar gesteckt, dessen glänzende Wellen ihr feines, längliches Gesicht umgaben, und in die geöffneten Schmuckkästchen blickend, fragte Lora: Marie! was meinst Du, soll ich die weißen Perlen oder die Korallen dazu nehmen?

Ach! das ist wohl einerlei! entgegnete Marie, der heute ganz andere Dinge am Herzen und auf dem Herzen lagen, als ihres Fräuleins Schmuck.

Lora blickte ſich um. Dir iſt aber jetzt auch Alles einerlei, Marie! ſagte ſie mißbilligend. Ich weiß gar nicht, was Du haſt! Ich glaube, ich könnte gelb und grün und roth zuſammenbringen, Du ließeſt mich in Gottes Namen damit gehen.

Marie wurde achtſam, und mit erzwungener Theilnahme entſchied ſie ſich für die Korallen, während Lora ſchon das feingefügte Halsband von kleinen Perlen anlegte, das ſich ſchön abhob gegen ihre ſanft gefärbte Haut. Ihre Zerſtreutheit gut zu machen, reichte Marie dem Fräulein dienſtbefliſſen die Handſchuhe, nahm das Taſchentuch aus dem parfümirten Kaſten, holte den Fächer, das Bouquet herbei, und fragte dann: Nicht wahr! Fräulein Lorchen! heute bleibt die Frau Kommerzienräthinn doch auch zum Souper?

Ja wohl! entgegnete Lora, vor ein Uhr ſind wir gewiß nicht zu Hauſe. Du willſt wohl zu den Eltern gehen?

Marie bejahte es, und Lora ſagte freundlich,

den frühern Tadel gut zu machen: Dein Couſin iſt gewiß auch drüben?

Marie wurde roth und dann plötzlich blaß, aber ſie nahm ſich zuſammen, denn grade, daß er dort war, zum letzten Male dort, das hatte ihr alle die Tage ſchon im Sinne gelegen, das hatte ſie grade heute ſo beſchäftigt, daß es ihr doppelt gleichgültig geweſen war, welchen Schmuck das Fräulein anthat.

So ruhig ſie konnte, ſagte ſie: Ja! er kommt Abſchied zu nehmen, morgen geht er fort. Aber es ſchnürte ihr die Kehle zu, als ſie es ausſprach.

Wo reiſ't er hin? fragte Lora, und bog die eine Maiblume ſo weit herunter, daß ſie bis auf die fein gezeichnete Schläfe herabfiel.

Nach Paris!

Er war ja ſchon ſo lange dort! meinte Lora.

Ja! er hat einige Jahre dort gearbeitet und wollte ſich eigentlich hier niederzulaſſen verſuchen.

Er fand aber, daß das ſchwerer ſei und weniger Ausſicht verſpreche, als er zuerſt gemeint. Und nun hat er grade am Dienſtage eine Aufforderung bekommen, als Werkführer in ſeine frühere Fabrik in Paris einzutreten, und da hat er Alles aufgegeben und geht fort.

Sie ſeufzte, Lora hörte es wohl nicht, denn ſie fragte, noch immer mit ſich ſelbſt beſchäftigt: Spricht er denn Franzöſiſch?

Er ſagt: er ſpreche es ſo gut wie Deutſch. Er war ja auch drei Jahre dort.

Wie lange war er denn jetzt hier?

Faſt fünf Monate!

Sonderbar! meinte Lora, er war doch ein paar Male bei Dir, und ich habe ihn nie geſehen. Sie nahm dabei die Echarpe um, Marie wickelte ſie in den Mantel ein, zog ihr die warmen Schuhe über, der Diener meldete, daß der Wagen da ſei, und im Hinausgehen ſagte Lora mit heiterer Gutmüthigkeit: Amüſire Dich Marie, und ich laß

Deinem Couſin eine glückliche Reiſe wünſchen. Nach Paris wollen wir auch noch einmal hin.

Sie eilte damit hinaus, ohne weiter an den jungen Mann zu denken, nach dem ſie nur aus freundlicher Neugier gefragt. Marie aber räumte ſchnell die Zimmer auf, machte Alles für die Rückkehr und die Nacht bereit, legte dann ſelbſt einen friſchen Kragen und friſche Manſchetten an, und ging, das Herz voll Liebe und Kummer, zu den Eltern hinüber, von denen ſie erwartet wurde.

Die Mutter hatte den Tiſch, der ſonſt immer unter dem einzigen aber breiten Fenſter ſtand, damit Alle ſo lange als möglich beim Tageslichte arbeiten konnten, heute in die Mitte der Stube gerückt. Ein weißes Tiſchtuch war darauf gebreitet, und die Meſſinglampe angezündet, welche Marie den Eltern einmal zu Weihnachten geſchenkt hatte, und die auch immer nur am Weihnachts- und am Sylveſterabende angezündet wurde. Stube, Kammer, Küche und Flur waren geſcheuert, und dann

die Stube eigens noch frisch geheizt, daß ihr die Luft ganz warm und feucht entgegenströmte, als Marie die Thüre öffnete. Was man aber bei ihrer Herrschaft auch gegen das Waschen der Zimmer und für die Nothwendigkeit der Teppiche sagen mochte, die selbst in Mariens Stube dort nicht fehlten, ihr wurden mit diesem Dampfe alle ihre Jugenderinnerungen, alle Vorstellungen vom eigenen Heerde lebendig. Es war gradezu eine feierliche Rührung, mit welcher sie den Geruch einathmete, als sie die schmale Schwelle überschritt.

Und sie liebte das Feierliche, das Rührende, die Familienfeste. Sie hatte das vom Vater überkommen, der stets behauptete, wer ohne solche Merkzeichen durch das Leben gehe, wer sich nicht an seine alten Gewohnheiten, seine Erinnerungen halte, der sei nicht besser als das Thier, das keine Tage und keine Zeiten kenne, und hinlebe ohne rechte Wissenschaft von sich selber. Den Sylvester aber hielt der Vater ganz besonders in Ehren,

weil er meinte: wie man den Abend verlebe, ſo laſſe das neue Jahr ſich an; und mußte man es denn auch vorher und nachher einzubringen ſuchen, am letzten Tage im Jahre mußte Alles recht voll=auf ſein, mußte der Vater frohe Geſichter um ſich haben.

Marie hatte ſeit Jahren ſchon ihren Stolz darin geſetzt, den Eltern ein Gericht Karpfen zum Syl=veſterabende zu ſchenken, die ſtanden jetzt fertig ge=kocht auf der Schüſſel in der Röhre des großen ſchwarzen Kachelofens, und die Kartoffeln dampf=ten im Topfe, als ſie in das Zimmer trat. Karl, der mit dem Vater an dem gedeckten Tiſche ſaß, ging ihr entgegen und ſie gaben ſich die Hände.

Biſt Du auch hier? ſagte ſie mit ſolcher Freude, als ſei ſie ſeiner Anweſenheit nicht im Voraus ſicher geweſen.

Wo ſollte ich denn ſein?

Mit Andern zuſammen, irgendwo! entgeg=nete ſie.

Er antwortete nicht darauf, aber ſie fühlte ihr Herz warm werden in der Bruſt, unter ſeinen Blicken, und Hanne ſagte: Na! wenn er heute auch nicht gekommen wäre!

Was wäre dann geweſen Hanne? fragte Karl, der immer ſeinen Spaß und ſeine Neckereien mit ihr hatte.

Was dann geweſen wäre? wiederholte ſie, frag' die Marie!

So keck war ſie in Gegenwart der Andern noch nie herausgegangen. Marie wurde roth und trat, ihr Haar zurecht zu ziehen, an den kleinen Spiegel, der ganz im Finſtern hing, und ſo mit Pathen- und Hochzeitskarten beſteckt war, daß Niemand ſich darin beſehen konnte. Karl fragte: ob ſie denn jetzt nicht eſſen würden; und als die Karpfenſchüſſel auf den Tiſch kam, war das ein viel zu ſeltenes, viel zu wichtiges Ereigniß für die Redlich'ſche Familie, als daß man noch an irgend

Etwas hätte denken können, als an die beiden großen Karpfen.

Schon den ganzen langen Tag war Alles voll Zufriedenheit über dieſelben geweſen, denn ſie hatten große Rogen, die jetzt mitten in der Schüſſel hellgelb ſchimmernd auf den dunklen Fiſchen leuchteten, und damit war denn Alles gut. Denn ſo viel Eier am Sylveſter im Rogen, ſo viel Thaler in der Taſche, hatte des Vaters Großmutter immer geſagt, deren Mann Küſter geweſen war, und die als eine fromme Frau ſonſt von Aberglauben und Vorbedeutungen Nichts gehalten hatte. Nur das Eine hatte ſie geglaubt, feſt geglaubt und immer bewährt gefunden; und das glaubte der Vater auch, wenn er ſchon ſelber ſagte: zu verſtehen ſei's nicht, aber es ſei einmal ſo! Alle die Jahre, wenn er am Sylveſter keinen Karpfen gegeſſen, oder wenn er einen Karpfen ohne Rogen auf dem Tiſche gehabt, ſei immer danach ein doppelt mühſeliges Jahr gekommen, ſo gewiß als das Amen in der Kirche!

Darum lachten heute Allen die Augen, als sie sich zum Tische setzten, und Hermann, der Jüngste, dem es zukam das Gebet zu sprechen, hätte es vor Vergnügen bald vergessen, hätte die Mutter ihm nicht den Wink dazu gegeben. So froh sie waren, wurden Alle still. Von Marien bis zu dem Kleinsten hatten sie es Alle gebetet, dies Tischgebet, und die Worte: »lieber, himmlischer Vater! unter Deinem Segen laß uns auch diese Deine Gabe mit kindlich dankbarem Herzen genießen« waren ihnen in das Herz gewachsen und rührten die Geschwister wenn sie älter wurden, mehr und mehr, so oft sie bei besondern Anlässen gesprochen wurden, eben weil sie dann ein Merkzeichen, Erinnerungen an vergangene Tage waren.

Mit der Behendigkeit einer Eidechse glitschte Hermann vom Stuhle herunter, faltete die Hände, neigte den eigens für den Abend noch einmal glatt gekämmten und mit Wasser blank gemachten Kraus-

kopf, und ſchickte ſich zur Andacht an. Aber ſo kurz das Gebet war, er mochte auch während der wenigen Sekunden den Anblick der wundervollen Karpfen nicht entbehren, und geſenkten Auges nach der Schüſſel hinüberſchielend, ſprach er mit der Schnelle der Eßluſt: lieber himmliſcher Karpfen! —

Hermann! rief der Vater, Hanne lachte laut auf, der Kleine erſchrak, das Kichern der Schweſter machte ihn vollends verwirrt, er wußte nicht Anfang nicht Ende.

Nun Hermann! wirds bald? rief der Vater noch einmal, und bemüht den Fehler zu verbeſſern, ſagte der Kleine mit glühenden Wangen und hervorquellenden Thränen nur noch ſchneller: lieber himmliſcher Vater! unter Deinem Segen laß uns auch dieſen Deinen Karpfen — nein! Rogen — nein Gabe! mit kindlich dankbarem Herzen genießen. Amen!

Da war aber des Lachens und Lachens kein Ende mehr. Der Vater konnte nicht vermahnen,

die Mutter konnte nicht ſchelten, ſie konnte auch den Fiſch nicht vertheilen. Alles ſchüttelte ſich vor Lachen, jeder wiſchte ſich die Thränen von Auge und Wange, nur der arme Junge ſtand wie ein Sünder da, und wußte nicht ſollte er lachen wie die Andern, oder ſollte er in Ausſicht auf eine Strafe lieber weinen. Da nahm Marie, deren Liebling er war, ihn zu ſich und küßte ihn, und wie ſie ihn geküßt hatte, nahm ihn der Karl und küßte ihn auch.

Es mochte nur ein Zufall ſein, daß er es that, aber Mariens Wangen, die neben dem Vetter ſaß, überflog eine heiße Gluth, und der Teller zitterte ihr in der Hand, den die Mutter ihr gab. Eſſen konnte ſie vollends gar nicht. Es war ihr eine Wohlthat, daß Karl den Vorſchlag machte, den Kleinen zwiſchen ſie zu nehmen, denn dicht neben Karl hätte ſie's nicht ausgehalten, ſie wußte überhaupt nicht, wie ihr eigentlich war.

Die laute Luſtigkeit der Schweſtern, des Vaters

Wohlbehagen an dem Leibgerichte, das nur einmal im Jahre über ſeinen Gaumen kam, der Mutter Zufriedenheit, es ihm ſo wohlſchmeckend bereitet zu haben, das Lob, das jeder einzeln dem Karpfen und der Mutter ſpendete, und vor Allem Karl's ſcherzende Heiterkeit, das Alles hörte, fühlte, empfand ſie, aber als läge es weit ab von ihr, als käme es wie ein matter Ton aus der Ferne zu ihr herüber. Sie hatte nur den einen Gedanken, nur die eine Vorſtellung: jetzt noch, heute noch iſt er da! morgen iſt er fort!

Sie hatte ſich immer für eine ruhige Natur gehalten, man hatte ſie auch immer ſo genannt. Was war es denn, das ſo wild, ſo unaushaltbar in ihr brannte, daß ſie es mit Gewalt herausſchreien, es mit Gewalt hätte durchſetzen mögen? Sie hatte es früher nicht empfunden, nicht geahnt. Ihr Leben war ſo gleichmäßig, und ſelten unbeſchäftigt geweſen. Hätte ſie nur früher Zeit gehabt auf ſich zu achten, darüber nachzuſinnen,

wäre es ihr nur früher eingefallen! Jetzt ſtand Alles klar vor ihren Augen, jetzt überkam es ſie mit einem Male, aber was half es ihr jetzt, daß ſie's nun Alles, Alles wußte — es war ja doch zu ſpät.

Karl erzählte von Paris, von den Neujahrsgeſchenken, die dort gegeben würden, wo man die Sitte der Weihnachtsbeſcherungen nicht kennt. Er beſchrieb die herrliche Ausſtattung der Magazine um die Neujahrszeit, dabei wurden ſeine Erinnerungen an Paris immer lebendiger, ſeine Freude es wiederzuſehen, immer unverkennbarer.

Ja! ſagte er, heute iſt Sonntag, heute in acht Tagen bin ich in Paris, denn länger als drei, vier Tage bleibe ich nicht in Köln bei meinem Alten. Es zieht mich ordentlich nach Paris zurück, ſeit ich's wieder in's Auge gefaßt habe. Und gäbe es dort Sylveſter noch ſolchen Karpfen wie den Deinen, Tante! dann wär's vollends die erſte Stadt der Welt.

Es schnitt Marien in's Herz, daß es ihn so zurückzog nach Paris, daß er scherzen konnte über die Entfernung von Berlin, daß er Nichts, Nichts dort zu vermissen fürchtete. Die Mutter aber nahm die Sache ernsthaft.

Schlecht essen sollen die Franzosen! das ist wahr! sagte sie. Ich wollte wohl, Du könntest alle Woche ein paar Mal, wie bei uns, Dein gutes Essen haben.

Karl mußte lächeln. Wie sollte er der ehrlichen Seele ihren freundlichen Glauben nehmen, ihr begreiflich machen, daß er dort Wein und Austern und feinstes Brot schon sonst als häufige Nahrung genossen, und daß ihm jetzt als Werkmeister ein noch besseres Leben gesichert war?

Er hatte genug zu thun, den Vater darüber aufzuklären, was es mit dem Essen von Fröschen und von Katzen in Frankreich für ein Bewandniß habe, denn daß die Franzosen Frösche äßen, und daß in alle Pasteten gehacktes Katzenfleisch gefüllt

würde, das hatte der Meiſter gar zu oft gehört, um es nicht felſenfeſt zu glauben. Ihm und der Mutter that der Neffe leid. Es that dem Meiſter im Grunde Jeder leid, der in die Welt gehen mußte, der nicht wie er in dieſer Stube ſitzen, und ſitzen bleiben konnte, und der Neffe hatte es ja ſo gut gehabt, ſo reichlich in Berlin!

Wie Du nur fortgehen magſt! ſagte der Meiſter, und ſog dabei behaglich die langen Gräten des Mittelſtückes ab. Der Menſch weiß wohl, was er hat und was er aufgiebt, aber wer kann wiſſen, was er dafür eintauſcht? — Er ſeufzte kopfſchüttelnd und nachdenklich.

Willſt Du noch ein Stückchen Fiſch, Vater? fragte die Mutter.

Satt bin ich! meinte der Vater, nur der Karpfen iſt ſo gut —

Iß nur! überredete die Mutter.

Wenn's nur nicht zu viel wird, Mutter!

Ach! vollgegeſſen liegt ſich's feſt! beruhigte

ſie, und hatte ſchon ſeinen Teller genommen, aber irgend Etwas vollauf zu genießen, war nicht in des Meiſters Weſen. Er überlegte, er hielt den Teller hin, er zog ihn zurück, er hatte Luſt dazu, indeß es kam ihm doch zu üppig und zu ſündhaft vor, daß er noch mehr begehrte, da er ſchon ſo viel gehabt, und ſehnſüchtig wie vorher der kleine Hermann, in die Schüſſel blickend, ſagte er: Weißt du was, Mutter! heb's mir auf, auf morgen, oder lieber auf übermorgen, dann iſt die liebe Gottesgabe wieder ganz was Neues.

Ach! rief Karl, da ertappe ich den Onkel doch auch darauf, daß er einmal was Neues haben will!

Nein! ſprach Hanne dazwiſchen, iß nicht Vater, iß nicht! es kommt noch ganz was Neues, aber ſo was Neues! — was unerhört Neues!

Sie ſtieß dabei Sophie an. Sie wußten Beide ſchon den ganzen Abend über um ein Geheimniß, und ſie hatten es verſchwiegen wie die Helden. Nun der Karpfen aber gegeſſen war, nun

ſie die gebrauchten Teller abräumen ſollten, nun überſtürzten ſie ſich vor Eifer und vor Schnelligkeit, um nur das Geheimniß endlich los zu werden. Eine wollte es der Andern zuvorthun, die Mutter wußte nicht, was ſie hatten. Sie wollte ihnen in die Küche folgen, aus Angſt, daß die Mädchen Alles zerbrechen, daß Alles darunter und darüber gehen würde, aber Hanne warf von innen die Küchenthüre in's Schloß, und nur ein lautes Kichern antwortete der Ermahnung, die Mutter einzulaſſen.

Sie ſind wie unklug! ſagte die Meiſterin, und ging in die Stube zurück; kaum aber war ſie drinnen, ſo that die Thüre ſich auf, und Hanne trug den Suppennapf, Sophie eine große Schüſſel voll Pfannkuchen in das Zimmer.

Punſch! ſchrie die Eine, Pfannkuchen! die Andere. Vom Karl! wir haben den Punſch gemacht! der Karl hat Alles eingerührt! Zum Abſchied! Zum Sylveſter!

Sie hätten Jede gern zwei Zungen haben mögen, die Herrlichkeit vierfältig zu erzählen, sie waren ganz berauscht schon von dem duftigen Dampfe des seltenen Getränkes. Auch die Eltern wurden noch heitrer, und Karl, dessen offnes Herz sich erquickte an der Freude dieser guten Menschen, klatschte selbst, froh wie ein Kind, in die Hände, und bat es sich aus die ersten Gläser füllen zu dürfen.

Ihr sollt leben! sagte er, und hob sein Glas empor, und sie wiederholten Alle den Wunsch mit lauter, freudiger Stimme. Alle wollten sie mit ihm, dem Geber dieser Gaben, anstoßen, Alle der Reihe nach: der Vater, die Mutter, Hanne, Sophie, selbst der kleine Hermann hielt seinen kleinen Geburtstagskrug in die Höhe. Nur Marie stand still, und als Karl an sie herantrat, und mit einem freundlichen: Gut Glück! sich ihr nahte, wurde sie blaß, daß er erschrak, und die Thränen kamen ihr in die Augen, so sehr sie es verbergen wollte,

weil ſie ſich ſeiner Heiterkeit gegenüber, ihres Schmerzes ſchämte.

Karl verſtummte. Es zuckte auch ihm wunderlich durch die Bruſt. Er hatte dieſe letzten Tage, ſeit Ankunft des Briefes, immer nur an Paris gedacht, jetzt vor Mariens traurigem Geſicht fiel ihm mit einem Male der Abſchied ſchwer auf's Herz. Indeß er wehrte ſich dagegen. Er hatte ja ſo oft ſchon Abſchied genommen! Fort mußte er, und wie ungewiß war ſeine Zukunft! Er konnte in drei Jahren freilich Theilnehmer an der Fabrik ſein, wenn das Glück ihn begünſtigte, wenn ſeine Thätigkeit das Unternehmen, wie man es erwartete, befördern half; aber er konnte dann auch ohne Stelle ſein. Grade dieſe Unſicherheit, dies Gewagte hatten ihn gereizt und reizten ihn; nur an Frau und Kinder durfte er dabei allerdings nicht denken.

Und doch wurde auch ihm ordentlich bange davor in dieſem Augenblicke, daß er gehen ſollte.

Er konnte ſich nicht anders helfen, er mußte den heitern Leichtſinn des Wanderlebens in ſich zu Hülfe rufen. Wie manche ſchöne Meiſterstochter hatte ihm das Herz gerührt, um wie manche war ihm das Auge naß geworden in der Scheideſtunde, und ſie waren doch von einander gegangen! Er hatte ſich getröſtet, ſie hatte ſich getröſtet. Er hatte ſie dann wohl gelegentlich auch einmal wiedergeſehen mit Mann und Kindern, und fröhlich wiedergeſehen. Nur über die Stunde, über den Abſchied mußte man fort!

Er trank ein Glas und noch ein Glas, das machte ihn warm, und er zwang ſich zur Heiterkeit. Er ſprach und erzählte immer fort, und trank dazwiſchen und ſchenkte Allen ein, bis Alle voll lauter Freude waren. Selbſt der Vater hatte helle Augen bekommen und rothe Backen. Es ſollte geſungen werden, wollte er haben. Er ſelbſt fing an. »So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage!« ſang er aus voller Kehle, aber die

Mutter ſagte, das gehe noch nicht, es ſei halb zwölf, erſt müſſe Glück gegriffen werden. Sie hatte es den Morgen mit den Kindern ſelbſt geformt und ſelbſt gebacken, es war gerathen wie noch nie zuvor.

Im Nu waren die Teller da. Der Mann und die Frau, das Wickelkind und das Geld und der Schlüſſel, der Ring, die Leiter, das Brod, der Todtenkopf, Alles, Alles wurde unter die Teller gelegt, und nun griff Jeder drei mal: zuerſt der Vater und die Mutter, und die Kinder ſahen mit Spannung zu. Aber o Freude! nicht der Vater, nicht die Mutter hatten den Todtenkopf oder den Schlüſſel oder die Leiter gegriffen, nur gute Dinge, gutes Glück.

Sie ſollen leben! rief Karl.

Hoch! riefen die jungen Mädchen, und der kleine Hermann, der ſchon mit dem Schlafe kämpfte, aber durchaus noch wach bleiben wollte wie die

Großen bis es zwölfe ſchlug, wiederholte es mit ſeinem Kinderſtimmchen.

Und Deine Eltern ſollen leben, Karl! entgegnete der Vater, und wieder ſtimmt der kleine Chor ſein Hoch und dreimal Hoch an!

Und nun griff Karl ſein Glück, und er griff das Brod, das Geld und das Kind.

Vivat hoch! ſchrie Hanne, nun kommt die Marie! die Marie muß nun ihr Glück greifen!

Geſchäftig ſchoben die beiden jüngern Mädchen die Teller auf's Neue durch einander, und als gälte es wirklich eine Schickſalsentſcheidung, ſo ſchweigſam und ernſt trat die älteſte Schweſter an den Tiſch heran. Sie bezeichnete den erſten Teller: es war der Ring!

Der Ring! riefen die Jüngern. Marie bebte ordentlich die Hand, ſie wollte es mit einem Male abthun. Sie legte die Rechte auf den einen, die Linke auf den andern Teller, man hob ſie ab, und Sophie jubelte: der Mann und das Kind!

Vivat hoch! rief der Vater, die Marie ſoll leben! und: Proſit Neujahr! ſchrie der kleine Hermann mit ſeiner letzten Kraft dazwiſchen, denn die alte Schwarzwalder Uhr hob langſam aus, und einer nach dem andern tönten die zwölf Schläge durch die kleine Stube.

Kaum aber war der letzte Schlag verklungen, als der Vater, der noch nie ſo munter geweſen war, ſich das Glas noch einmal voll goß. Proſit Neujahr! rief er, die Mutter ſoll leben! — Und der Vater ſoll leben! entgegnete die Mutter, und das Hochrufen und Anklingen ſteigerten und ſteigerten die Luſt, und Hanne hob ihr Glas noch höher empor und ſtieß jauchzend die Worte heraus: Proſit Neujahr! und die Marie ſoll leben! und der Karl ſoll leben! und Vivat hoch das ganze, ganze Brautpaar!

Alle riefen es nach. Marie warf ſich dem Geliebten mit beiden Armen um den Hals, er drückte ſie an's Herz, ſie wußten Alle nicht wie

ihnen geſchah. Sie waren außer ſich vor Luſt und vor Vergnügen. Die Eltern küßten die Tochter und küßten den Neffen, die Kinder waren ſo froh, die alten Leute ſo glücklich! Marie lachte und weinte durcheinander, und umarmte bald den Bräutigam und bald den Vater.

Mit einem Male wurden ſie Alle ſtill, ſie mußten ſich faſſen, ſich auf ſich ſelbſt beſinnen. Es war ihnen wie im Traume. Sogar der rüſtige Karl war ſchweigſam. Er fühlte ſich wie erſchreckt im erſten Augenblicke — aber er war jung, Marie war hübſch, und wie ſie ihm wieder um den Hals fiel, da dachte er, es ſei am Beſten, wie es nun gekommen ſei, und er hielt ſie feſt mit rechter Luſt und Freude.

Und nun gehſt Du morgen nicht fort! ſagte Marie zu ihrem Bräutigam.

Nein, nun bleibe ich noch bei Euch!

Wie lange noch? fragte Hanne.

Bis übermorgen! den Sechſten muß ich in

der Werkſtatt ſein, aber morgen, morgen bin ich noch bei Dir!

Er und der Vater füllten die Gläſer noch einmal, der Vater ſtieß noch einmal mit ihm an, er ſang auch wieder: So leben wir! ſo leben wir! ſo leben wir alle Tage! — aber der Freudenrauſch wollte nicht wiederkehren. Marie und Karl waren erſchüttert, Hermann ſchlief ſchon lange auf dem Sopha. Er hatte nur grade noch, wie er gewollt, das Neujahr anmelden können, dann war der Sandmann ihm über die Augen gefahren, und er hatte ſich hingelegt und war im Handumdrehen eingeſchlafen. Auch die Mutter, die von früh an auf den Beinen geweſen war, gähnte vor Müdigkeit. Sie meinte: morgen ſei auch ein Tag, und ob Marie nicht hinüber müſſe, es gehe ſtark auf Eins?

Die Tochter ſah nach der Uhr und ſtand ſchleunig auf. Karl griff nach Hut und Mantel. Sie küßten ihn Alle zur guten Nacht, Marie

brachte ihn die Treppe hinunter. Er hatte den Arm um ſie geſchlungen, und als er ſie unten auf der letzten Stiege noch einmal an das Herz nahm und ſie mit jugendlicher Liebeskraft an ſeine Bruſt drückte, da flog es wie ein Strahl durch ihre Glieder, da wußte ſie erſt recht, daß ſie Braut ſei, und mit flinken Füßen eilte ſie die Treppe in die Höhe, ihre Herrſchaft zu erwarten.

## Viertes Kapitel.

Oben an der Küchenthüre ſtand ſie ſtill. Eine wonnevolle Schaam, ein lautes Herzklopfen nahmen ihr den Athem. Sie meinte, Jeder müſſe ihr anſehen, was ihr geſchehen ſei, Jeder es merken, wie der Kuß ihres Bräutigams ihr durch Mark und Bein gegangen.

Wenn die Auguſte nur nicht da wäre! dachte ſie, denn die dicke Köchinn hatte Augen wie ein Luchs, und es war nichts Leichtes, ſich vor ihr zu verbergen. Ängſtlich, wie ein verſpätetes Kind die Thüre der Schulſtube öffnet, machte Marie die Küche auf, und ſah ſich mit ſchnellem Blicke um. Gottlob! die Alte war zur Ruhe gegangen! Nur das Hausmädchen ſaß am Küchentiſche, und las, ſchlaftrunken die Herrſchaft erwartend, ein Neu=

jahrslied im Gesangbuch. Marie wollte an ihr vorübergehen, aber das ermüdete Mädchen war froh, sich sprechend munter zu machen.

Sie sind ja drüben sehr lustig gewesen! sagte sie.

Ja! entgegnete Marie, wir waren recht vergnügt.

Wir hatten's auch schon halbwege im Sinne ungebeten anzuklopfen, zum Glückgreifen, aber die Nichte von der Auguste kam, und so blieben wir. Was haben Sie denn gegriffen?

Lauter Gutes!

Wenn's nur eintrifft! Aber was war's denn?

Ich muß Feuer machen im Kamine! sagte Marie, nahm ein Päckchen Kiehnspähne und den Handleuchter, und entfernte sich schnell.

Das Feuer war bald angefacht, die Nachtlampe hinter der Uhr angezündet, damit war Alles fertig, und Marie setzte sich auf den Fußschemel nieder, der vor dem Lehnstuhl am Kamine stand. Den Kopf auf den Arm gestützt, sah sie gedanken-

voll in die Flamme, und doch wußte ſie nicht, was ſie eigentlich dachte. Es war ein Auf und Nieder der Einfälle und Empfindungen. Ihre Verlobung, Karls Abreiſe, ihre Liebe, Paris, die Trennung, ihre Herrſchaft, Karls Einnahme, die Hochzeit, die Ausſteuer, ihre morgenden Obliegenheiten, das ging ihr Alles auf einmal durch den Sinn, ſo daß ſie keine Vorſtellung feſtzuhalten vermochte, und die Zeit ihr unmerklich entſchwand. Plötzlich gewahrte ſie, daß die Flamme im Kamine matter werde. Sie ſtand auf, nahm Holz aus dem Korbe, und kniete nieder, die Scheite auf die Kohlen zu legen.

Das hat nun auch die längſte Zeit gedauert! ſagte ſie unwillkührlich laut zu ſich ſelbſt, als ſie wieder aufſtand, und dieſer Ausruf gab mit einem Male ihren Gedanken Feſtigkeit und Klarheit. Erſt in dieſem Augenblicke ging aus der wonnigen Betäubung, in die ſie verſunken geweſen war, die reine Freude für ſie hervor. Sie war Braut,

ſie wurde geliebt, Karl war ſchön und gut und geſchickt, es konnte ihm nicht fehlen im Leben, ihr nicht fehlen an ſeiner Seite in Paris. Sie faßte das Glück kaum, ſie brannte vor Verlangen es ihrer Herrſchaft, es Lora zu verkünden.

Da ſchallte die Hausglocke laut durch die Nacht, das Portal wurde geöffnet, der Wagen rollte vor die Treppe, Marie eilte hinaus, die Flurthüre zu öffnen. Aber ſchon an der Miene des Dieners ſah ſie, daß Etwas vorgefallen ſein müſſe.

Paul und Lora ſtiegen ſchnell aus dem Wagen. Marie! ſagte Paul, während er die Mutter mit noch mehr Vorſicht als gewöhnlich unterſtützte, Marie! laß ſchnell friſches Waſſer heraufholen, die Mama hat ſich im Hinuntergehen bei der Tante den Fuß vertreten, und hat große Schmerzen. Sie muß gleich kalte Umſchläge machen.

Marie eilte den Befehl auszuführen. Der Diener und Paul trugen die Mutter hinauf und

legten ſie auf das Sopha in der Schlafſtube. Marie und Lora nahmen ihr die Straßenbekleidung ab, dann zogen ſie den Schuh und den Strumpf herunter, der Fuß wurde gebogen, unterſucht, es war keine ſichtbare Verletzung vorhanden, aber alle Bewegungen waren Etwas ſchmerzhaft, und da die Mutter es nicht zugeben wollte, daß man den Arzt herbeirief, ſo kam man überein, die Nacht hindurch die kalten Umſchläge zu machen, um die mögliche Anſchwellung und Entzündung zu verhüten. Lora half der Kammerjungfer die Mama zu Bette zu bringen, man legte ihr die erſte Kompreſſe um, und auf das ausdrückliche Verlangen der Kommerzienräthinn ging Lora in ihr Zimmer und zur Ruhe.

Marie folgte ihr, ſie zu entkleiden. Lora hatte den Kranz aus dem Haare genommen, die Flechten und Toupees gelöſt. Marie! ſagte ſie, ſei ſo gut, bürſte mir das Haar doch einmal tüchtig aus. Du haſt es mir heute viel zu ſtark geölt,

der Staub liegt wie eine Kruſte darauf, ſo kann ich gar nicht ſchlafengehen.

Sie wickelte ſich dabei in ihren Friſirmantel, Marie holte die Bürſten herbei und machte ſich an das Geſchäft.

Es iſt wirklich recht häßlich, hob Lora wieder an, nach ſolch frohem Abend ein ſo böſes Ende! Ich begreife gar nicht, wie es kam! Mama ging ganz ruhig neben mir hinunter, mit einem Male ſchrie ſie auf, hielt ſich an das Geländer und wurde ganz blaß; ich ſage Dir, ich hatte einen Todesſchreck! Der ganze Abend iſt mir dadurch verdorben.

Marie ſeufzte tief auf. Ihr war eine ganz andre Stimmung vernichtet worden.

Was fehlt Dir? fragte Lora, und wendete ſich nach ihr um. In dem Augenblicke ſah ſie, daß Mariens Lippen zuckten. Sprich doch Marie! was fehlt Dir? fragte das Fräulein beſorgt, was iſt geſchehen?

Da konnte das Mädchen ſich nicht länger halten, in helle Thränen ausbrechend, neigte ſie ſich auf Lora's Schulter, küßte ihr ſchüchtern den Nacken und ſagte: Ach Gott! ich bin Braut!

Ach! dummes Zeug! rief Lora, ohne zu bedenken, wie dieſe Worte auf das Mädchen wirken mußten, das ſein übervolles Herz, ſeine ganze niedergedrückte Glückſeligkeit in dem Geſtändniß ausgeſprochen hatte.

Marie ſchreckte unwillkührlich zuſammen vor dem Ausruf ihrer jungen Herrinn, und mit leiſer Stimme ſagte ſie: Gewiß! Fräulein Lorchen! Aber ihr Ton klang ſo traurig, daß Lora augenblicklich ihr Unrecht fühlte, ohne jedoch zu begreifen, worin es eigentlich beſtanden habe; denn es giebt nur wenig Menſchen, die ſich's nicht erlauben, rückſichtslos ihre Eindrücke auszuſprechen, wenn ſie ſich gegenüber von Perſonen befinden, die ihnen dienſtbar und von ihnen abhängig ſind. Auch freute Lora ſich wirklich der Mittheilung, nachdem

ſie die erſte Überraſchung bewältigt hatte, und mit lebhafter Theilnahme fragte ſie: Aber mit wem biſt Du Braut? gewiß mit Deinem Couſin! ſeit wann denn? wie iſt das denn gekommen?

Marie erzählte ſo gut ſie es in ihrer Aufregung vermochte, während ſie ihrer Herrinn das Haar wieder zuſammenflocht, die ihr noch eifrig zuhörte, als die Klingel aus dem Zimmer der Kommerzienräthinn ſich hören ließ.

Der Umſchlag wird nicht mehr kalt ſein! ſagte Marie ſich plötzlich unterbrechend. Lora ſtand ſchnell auf, wand ſelbſt das Haar flach um den Kopf, Marie packte das Toilettengeräth zuſammen, und ſchickte ſich an das Zimmer zu verlaſſen.

Du mußt mir das morgen noch alles ausführlicher erzählen, hörſt Du! ſagte Lora freundlich, und als Marie ſchon in der Thüre ſtand, wendete das Fräulein ſich ſchnell an den noch offenen Schmuckkaſten, ſah hinein, nahm einen Ring

heraus, und rief: Komm her, Marie! den Verlobungsring für Deinen Bräutigam will ich Dir ſchenken.

Damit hielt ſie ihr einen glatten Goldreif hin, aber Marie zögerte ihn anzunehmen. Das wird doch nicht gehen! ſagte ſie bedenklich.

Was heißt das? Der Ring iſt ja ganz neu, ich habe ihn nie getragen! Du weißt ja, daß meine Amme ihn mir als Verlobungsring zum erſten Geburtstage geſchenkt hat. Er iſt alſo für eine Männerhand gemacht!

Es ſoll nicht gut ſein, meinte Marie, man muß ihn ſelber kaufen.

Sei doch kein Thor! lachte Lora, ich habe ihn ja auch nicht ſelbſt gekauft. Nimm ihn nur, ich bekomme ſchon einen Andern, wenn ich ihn einmal brauche. Nimm ihn nur! ich gebe ihn Dir ſehr gern!

Marie ließ ſich überreden von dem herzlichen Zuſpruch ihres Fräuleins, nahm den Ring, drückte

Lora die Hand, und eilte zur Kommerzienräthinn. An der Thüre ihrer Schlafstube kam Lora ihr nach. Marie! flüsterte sie, sage nur der Mutter Nichts von Deiner Verlobung, es könnte sie im Schlafe stören! Hörst Du? —

Marie nickte zustimmend und verschwand hinter der Portiere der Schlafstube.

## Fünftes Kapitel.

Die Kommerzienräthinn war eine kluge und auch eine herzensgute Frau, die Jedem das Beſte gönnte und wünſchte, vorausgeſetzt, daß ſie keinen Nachtheil und keinerlei Unbequemlichkeiten dadurch erlitt.

Aus einem angeſehenen Hauſe, wohl unterrichtet, nicht ohne Theilnahme für Kunſt und Wiſſenſchaft, war ſie jung und ſchön an einen reichen Mann verheirathet worden, der ſie liebte und der ihre Kinder in der Hingebung für ihre Mutter auferzog, ſo daß ſie faſt nie auf Widerſpruch oder auf Hinderniſſe gegen ihre Wünſche geſtoßen war. Das hatte ſie mild und ſanft, aber auch phlegmatiſch gemacht, und ließ ſie das geringſte Unbequeme ſchwer empfinden.

Weil ihr zärtlicher Gatte ſich ſtets die Sorge für ihr Wohlbefinden zur Pflicht gemacht, hatte ſie nach ſeinem Tode dieſe Pflege und Achtſamkeit zu einem wahren Kultus erhoben, und ſich daneben aus der Liebe für ihre Kinder noch einen beſondern Götzendienſt geſchaffen. Die Menſchen und Dinge, zu denen Paul und Lora ſich hingezogen fühlten, wurden ohne Weiteres in den Kreis der mütterlichen Liebe aufgenommen. Sie konnten der vollſten Theilnahme und Förderung von ihrer Seite gewiß ſein. Was außerhalb der Neigung ihrer Kinder lag, war für die Mutter nicht weſentlich vorhanden, und die Kommerzienräthinn beſaß ein zu ſicheres Selbſtvertrauen in ihr Herz und in ihr Urtheil, um ſich dieſer Thatſache nicht gelegentlich ſogar zu rühmen. Es ſei verſtändig, ſagte ſie, den Kreis ſeiner Anhänglichkeit möglichſt zu beſchränken, denn die Liebe gleiche einem guten Kaminfeuer: einen mäßigen Kreis könne es durch-

wärmen und erhellen, in zu weitem Raume ver=flackre es und verzehre ſich vergebens.

Indeß ſo unbedenklich ſie ſich auf ihre Ein=ſicht in allen wichtigen Sachen verließ, ſo unſicher war ſie bei den Vorkommniſſen des praktiſchen Kleinlebens, weil ſie gewohnt geweſen war, dieſe Dinge mit ihrem Manne zu beſprechen, oder ſie von ihm im Voraus geordnet zu ſehen. Da ſie nun bei Paul nicht die Theilnahme und Hülfe wie bei ihrem verſtorbenen Manne dafür vor=fand, hatte der Diener des Kommerzienrathes ihr Vertrauen und eine große Herrſchaft über ſie gewonnen.

Ludwig war ihre letzte Autorität und ihr Faktotum. Was Ludwig ſagte, das ſtand feſt. An ihn wendete ſie ſich, ſo oft ihrer Bequemlich=keit und ihren Gewohnheiten die geringſte Gefahr einer Unterbrechung zu drohen ſchien, und glück=licher Weiſe war ſie dabei nicht ſchlimm berathen.

Ludwig war unverheirathet, ohne Verwandte

am Orte, und hatte ſich alſo gänzlich in die Intereſſen der Familie eingelebt, die er, eben weil es in gewiſſem Sinne ſeine einzigen waren, mit größtem Eifer und mit größter Strenge verfolgte. Dafür ſah er ſich aber auch als den Mitbeſitzer der Familienehre und Alles deſſen an, was äußerlich zum Anſehen und zum Glanz des Hauſes beitrug. Seine Herrſchaft war für ihn der Mittelpunkt der Welt, aber der Weg zu dieſem Mittelpunkte war nur durch ihn zu ſuchen und zu finden, und er ehrte ſich als den Hohenprieſter ſeiner Gottheit.

Er war überhaupt ſehr wohl mit ſich zufrieden. Trotz ſeiner funfzig Jahre hatte er es nicht vergeſſen, daß er ein hübſcher Burſche geweſen, als er vor dreißig Jahren in die Dienſte ſeines damals noch unverheiratheten Herrn getreten war; und die freundlichen Blicke der Kammerjungfern, die Heirathsplane, die man noch immer auf ihn baute, gefielen ihm nicht übel. Er hatte ſich aber

nicht fangen laſſen, ſich nicht übereilen, erſt Etwas vor ſich bringen wollen, ehe er zu einer Heirath ſchritt; und wenn ihm der zärtlichen Blicke auch jetzt lange nicht mehr ſo viele zu Theil wurden als vor Jahren ſonſt, ſo hatte ſich deshalb die gute Meinung nicht vermindert, die er von ſich hegte, und er hatte die Ehe keineswegs verſchworen. Im Gegentheil! Je reifer und bedächtiger er geworden, um ſo feſter und ſolider hatte er ſich ſeinen Plan zurechtgelegt.

Er wußte, wie unentbehrlich er der Hausfrau ſei, er durfte ſich mit gutem Gewiſſen ſagen, ſie würde nicht leicht einen Diener finden, der ihr ſo redlich anhing, als er es that. Was ſollte auch aus dem Hauſe, aus der Equipage, aus den Dienſtboten werden, wenn er ſie nicht mehr in Obhut hatte, wenn er nicht mehr befahl? Und wo konnte er andererſeits das gute Leben und die gute Küche wiederfinden, auf die er ſo viel hielt? — Bleiben mußte er, ſo lange

die Kommerzienräthinn lebte, das ſtand feſt bei ihm. Bleiben wollte er auch, aber ſie mußte ihm dies Bleiben denn auch möglich machen. Er war ein Menſch wie jeder Andre, und Frau und Kinder wollte er für ſeine alten Tage haben, ſo gut wie jeder Andre. Indeß Jahr und Tag, die konnte er immer noch damit warten!

Erſt wenn die junge Herrſchaft aus dem Hauſe und er der Kommerzienräthinn noch unentbehrlicher geworden ſein würde, dann dachte er ſich eine Frau zu nehmen, und zwar im Sinne und im Intereſſe ſeiner Herrſchaft. Er war viel zu bedächtig und zu gewiſſenhaft, das erſte beſte Mädchen in ein ſolches Haus zu bringen. Es ſollte eine Frau ſein, die er kannte, die ein ſolches Loos verdiente, die der Kommerzienräthinn wohlgefiel, und das Alles fand ſich in Marie vereinigt. Er hatte ſie aufwachſen ſehen, er wußte was ſie werth war, und daß ſie mit beiden Händen zugreifen würde, wenn er ſich ihr antrug,

daran zweifelte er keinen Augenblick. Er war ja ein anſehnlicher Mann, hatte ein hübſches Kapital zurückgelegt, und daß die Kommerzienräthinn und ihre Kinder reichlich für ſie ſorgen würden, wenn er und ſeine Frau bis zu dem Tode der Hausfrau bei ihr blieben, das war mit Sicherheit vorauszuſehen.

Marien Etwas von ſeinen Abſichten zu ſagen, hatte er nicht für nöthig gefunden. Nur gegen die Kommerzienräthinn hatte er einmal Etwas wie im Scherze davon verlauten laſſen, und obſchon ſie ihm nicht darauf geantwortet, ja nicht einmal gethan hatte, als höre ſie es, ſo kannte er ihre Art und Weiſe doch genug, um zu bemerken, daß ſie der Sache nicht eben entgegen ſein würde. Das war ihm das Wichtigſte, denn des Mädchens meinte er ſich gewiß. Freilich war er aufmerkſam geworden, als der Couſin ſo häufig zu den Redlichs kam, als Marie öfter denn ſonſt zu den Eltern hinüberging, und die andren Dienſt-

boten von der Liebſchaft ſprachen, die ſie mit dem ſchönen Berger angeſponnen haben ſollte. Kaum aber hatte er denſelben kennen lernen und ihn über ſeine Zukunftspläne ſprechen hören, als er ſich über die eignen Wünſche auch beruhigt fühlte. Denn daß der junge, weitſtrebende Menſch ſchon jetzt an eine Heirath mit der älteren Couſine denken könne, das hielt Ludwig für vollſtändig unmöglich.

Um ſo größer waren ſeine Überraſchung und ſein Schrecken, als er plötzlich am Neujahrsmorgen von Marien ſelbſt ihre Verlobung erfuhr. Das Theebrett mit dem ganzen Theegeräth ſchwankte und klapperte, als er es auf den Tiſch niederſetzte, um es nicht hinfallen zu laſſen; aber im Dienſte zur Selbſtbeherrſchung geſchult, übte er die ſchwere Kunſt auch jetzt im eigenen Intereſſe.

J! das iſt ja ganz was Neues! ſagte er, und machte ſich am Büffet bei dem Silberzeug zu ſchaffen, damit ſie ihm nicht gleich in das Geſicht

ſehen konnte; das iſt ja ganz was Neues! Da wünſche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück.

Marie war viel zu ſehr mit ſich ſelbſt beſchäftigt, um auf den Ton zu achten, mit dem er dieſe Worte hervorſtieß. Ich wußte, Sie würden es mir gönnen! ſprach ſie freundlich, denn ſie hatte Ludwig gern, der ihr immer gut begegnet war.

Gönnen? wiederholte er, und hatte nun ſeine Faſſung ſchon wiedergewonnen, gönnen wollte ich's Ihnen ſchon von Herzen gern, und wenn ich Ihnen jetzt ſo ein dreitauſend Thaler geben könnte, und wenn Sie mit der Sprache Beſcheid wüßten in Paris, und wenn Er vor allen Dingen erſt feſt dort ſäße im Brode, ſo wäre auch weiter Nichts dawider zu ſagen. Aber ſo! —

Warten werden wir freilich müſſen, meinte Marie ſeufzend.

Ludwig zuckte bedenklich die Schultern. Warten? ſagte er, lieber Gott! in Paris da wartet

ſich's nicht ſchlecht für einen hübſchen jungen Kerl. Uns iſt die Zeit nicht lang geworden, als wir dort geweſen ſind, der ſelige Herr und ich, in ſeinen jungen Tagen. Aber hier, ſo für Sie zu warten, bis Sie in die Dreißiger kommen, und immerfort dabei zu denken, wer weiß, was er jetzt dort thut und hat? — Da hätte ich Ihnen auch was Beſſeres gegönnt.

Marie verſtummte, dieſe Vorſtellung war ihr noch nicht gekommen, ſie fiel ihr Centner ſchwer auf das Herz, und ſie wußte ihre Gedanken weder zu bannen noch zu meiſtern. Es war ihr lieb, daß die raſtloſe Glocke der Kommerzienräthinn ertönte und ſie ſchleunig fortrief.

Die Kommerzienräthinn hatte die Nacht wenig geſchlafen. Sie hatte Kopfweh bekommen, das ſie immer den halben Tag auf dem Sopha feſthielt, ſo oft es ſie befiel. Dazu war ihr auch der Fuß über Nacht ſtark angeſchwollen, und der herbeigeholte Arzt gab die Verordnung, mit den Um=

ſchlägen ununterbrochen fortzufahren. Das war nun Alles ſehr unangenehm, und doppelt unangenehm grade an dieſem Tage, denn Paul und Lora hatten es geſtern zugeſagt, in einer befreundeten Familie an einer Darſtellung lebender Bilder Theil zu nehmen, die man auf dem Balle ganz in der Eile für den Neujahrsabend beſchloſſen. Sie brauchten dabei eine Menge Vorrichtungen für ihr Koſtüm, es mußten Stoffe aus der Garderobe hervorgeſucht, mancherlei zuſammengeholt, Vieles noch ſchnell genäht werden, ſollte es bis zum Abende fertig ſein, und obſchon Lora daran dachte, für ihre Perſon ſich von der Theilnahme an den Bildern los zu ſagen, wollten weder Paul noch die Mutter davon hören. Indeß Lora konnte es nicht über das Herz bringen, Marie heute ſo ohne Weiteres an der Arbeit und im Dienſte feſtzuhalten, und nachdem die Kommerzienräthinn ſich hatte ankleiden laſſen, und mit den Kindern bei dem Frühſtück ſaß, ſagte Lora, da Marie der

Mutter Alles bequem gemacht und ihr zuletzt noch die wollene Decke über die Füße gebreitet hatte: Mama! nun Alles in Ordnung iſt, muß ich Dir auch eine große, große Neuigkeit erzählen. Rathe einmal, wer Braut iſt?

Wie kann ich das wiſſen, Kind! meinte die Mutter.

Nun rathe einmal: eine ganz Bekannte!

Quäle doch die Mama nicht! wendete Paul ein, Du weißt, das Sprechen taugt ihr Nichts beim Kopfweh.

Aber Lora hatte ſich jetzt in die Idee einer Überraſchungsſcene hineingelebt, ſie ſtand auf, nahm Marie, die noch im Zimmer beſchäftigt und höchſt verlegen war, bei der Hand, und ſagte: Hier iſt die Braut! Unſere Marie iſt Braut mit ihrem Couſin Karl, und geſtern war die Verlobung!

Glück auf Marie! rief Paul freundlich, die Kommerzienräthinn aber meinte: Lora! was für

ein ſchlechter Spaß! Du weißt, mir thut der Kopf weh!

Nein Mama! gewiß, die Marie iſt Braut mit ihrem Couſin, ſie hat's mir geſtern Abend gleich geſagt! erklärte Lora, während das Mädchen herantrat, der Herrinn die Hand zu küſſen.

Alſo wirklich? fragte die Kommerzienräthinn, Gott! welche Thorheit Marie! und ohne vorher ein Wort zu ſagen!

Marie war blaß geworden und ſtand ſprachlos da. Beide Geſchwiſter empfanden Mitleid mit ihr. Und hat Dein Bräutigam ſein Auskommen? fragte Paul, um den Mismuth der Mutter zu verdecken.

Dieſe gönnte Marien aber gar nicht die Zeit zur Antwort. Was heißt das, ſein Auskommen? wiederholte ſie. Der Menſch iſt nicht Meiſter, Ihr wißt es ja, er iſt ein Handwerksgeſell, ein Wanderburſche, iſt obenein viel jünger als Marie. Ich habe ihn einmal geſehen. Und ver-

wöhnt wie die Marie es iſt, in dem bequemſten Leben hier bei uns, was ſoll die mit einem Handwerker anfangen? Abgeſehen davon, daß ich es ſehr herzlos und undankbar von ihr finde, einen ſolchen Schritt zu thun, ohne mich vorher darum zu fragen, da ich wie eine Mutter an ihr gehandelt habe.

Sie war heftig geworden, fuhr mit der Hand nach der ſchmerzenden Schläfe, und ſagte dann kurz: Laß die Rouleaux herunter! ich kann das Licht nicht ertragen.

Lora vollzog ſchnell den Befehl, Paul verließ das Zimmer, Marie ſetzte ſich an das Fenſter, wo es grade hell genug war, zur Noth eine Arbeit machen zu können, und fing an, ein ſchwarzes Mieder, das Lora für den Abend haben wollte, mit Goldtreſſen zu beſetzen, während das Fräulein ſelbſt ſich einen Schleier zum Kopftuch ordnete und faltete. Aber es ließ Lora keine Ruhe. Sie konnte es nicht verſchmerzen, daß ſie, wenn auch

unwillkührlich, den Anlaß zu dieſem unangenehmen Auftritte gegeben hatte, ſie konnte auch Marie hier nicht ſo traurig mit der Arbeit ſitzen ſehen.

Vorſichtig, die im Halbſchlaf ruhende Mutter nicht zu wecken, trat ſie an die Jungfer heran, und ſagte leiſe: Marie! geh nur mit der Arbeit in Deine Stube, damit Du da biſt, wenn Dein Bräutigam kommt, ich bleibe bei der Mutter. Und ſieh zu, ob Du nicht die Näherinn holen laſſen kannſt, daß Du nicht ſo den ganzen Tag zu ſitzen brauchſt. Schicke doch Deine Schweſter aus, irgend Jemand wird zum Nähen doch zu finden ſein.

Wie gut ſind Sie! ſprach Marie und ſtreichelte des Fräulein's Arm, gerührt von Lora's ſo natürlichem Empfinden. Sie wäre für dieſelbe in dieſem Augenblicke durch das Feuer gegangen, denn ſie hatte einen liebevollen Zuſpruch ſehr nöthig gehabt.

## Sechstes Kapitel.

Müde von der Nachtwacht, bleich, abgespannt und niedergeschlagen saß sie umgeben von Maskenflitter in ihrer Stube, als ihr Bräutigam kam. Er war betroffen bei ihrem Anblick und unwillkührlich rief er: mein Gott! wie siehst Du aus?

Ich habe die Nacht gewacht! antwortete sie, und begann zu erzählen, was vorgefallen war, begann ihr Herz auszuschütten, von Allem was ihr geschehen. Den ganzen Druck der Dienstbarkeit, den sie empfunden, die ganze Unzufriedenheit, welche seit Monaten sich ihrer bemächtigt, alle die kleinen und doch wuchtenden Qualen sprach sie mit der sich steigernden Heftigkeit und Schnelle eines Menschen aus, der zum erstenmale sein Herz entlasten darf. Es war ihr eine Wollust zu denken,

Karl müſſe das jetzt Alles mit empfinden, ihr Bräutigam müſſe jetzt mit ihr leiden, ihr tragen und rathen helfen. Sie vergaß, daß ein Jüngling Freude zu finden hofft bei ſeiner Braut, nicht dieſe Klagen und ſolche Thränen. Je länger ſie ſprach, je mehr verdüſterte ſich ſein Geſicht. Marie nahm es für den Ausdruck ſeines Mitleids, indeß er hatte ein entſchiedenes Mißgefühl ihr gegenüber in dieſem Augenblicke. Er mußte ſich immer ſagen: das iſt meine Braut, und fragte ſich daneben unwillkührlich: wie iſt das denn möglich? Sie hatte ihn nicht umarmt, ſie war ihm nicht voll Freude entgegengekommen, es war das grade Gegentheil geſchehen von Allem, was er ſich vorgeſtellt hatte. Um den Klagen nur ein Ende zu machen, rief er: das iſt aber doch ein ſchlechter Empfang für einen Bräutigam!

Marie hielt inne, raffte ſich zuſammen und warf ſich ihm an die Bruſt, jedoch nur um bitterlich zu weinen. Ach! ſeufzte ſie, die Freude muß

Einem wohl vergehen! Was habe ich Alles hören müſſen? Ich ſei zu alt für Dich, Du hätteſt Dein Auskommen nicht ſicher, ich wäre verwöhnt, und könnte mit einem Handwerker, mit einem Wanderburſchen Nichts anfangen! — — Du würdeſt Andere finden, mir untreu werden — —

Karl wurde roth und blaß, jedes Wort, das Marie ſprach, verſtimmte oder kränkte ihn. Was er ſich die Nacht in ſchlafloſer Unruhe nicht einzugeſtehen gewagt, daß es für ihn ſehr früh geweſen, ſich zu verloben, das hatten andere ruhige, verſtändige Menſchen auch gedacht. Es war alſo richtig! es war richtig! Aber was nun?

Seine Braut hing an ſeinem Halſe und weinte und verlangte Troſt von ihm, während ſie ihm all' die harten Dinge rückhaltslos wiederholte, die man gegen ihn ausgeſprochen hatte! Er hätte ſich losreißen und fortſtürzen mögen, hätte er ſie nicht ſo lieb gehabt, hätte er nicht Mitleid mit ihr em-

pfunden, weil ſie ſo elend ausſah an dem Morgen, und weil das Dienen gar ſo ſchwer war.

Er faßte ſie um und ſtreichelte ſie. Küſſen konnte er ſie nicht, dazu war ſie ihm zu traurig, dazu hatte er auch zu viel bittre Dinge heute aus ihrem Munde hören müſſen. Sei ſtill! ſagte er, das Alles hat ja nun auch das Längſte gedauert.

Das Längſte gedauert? ſprach ſie ihm nach. Ja! wenn wir erſt wüßten, wie es mit Dir iſt, wenn Du erſt feſt ſäßeſt in Paris! — Aber wer weiß —

Fängſt Du wieder die unglückliche Litaney Deiner Kommerzienräthinn an? unterbrach ſie Karl ungeduldig. Ihr kann ich's nicht verwehren zu denken, was ſie will; Du ſollteſt doch aber wiſſen, wer ich bin und was Du an mir haſt?

Er konnte ſeinen Zorn nicht verbergen und wendete ſich von ihr ab. Das brachte Marie endlich zur Beſinnung. Sie richtete ſich auf, nannte ihn ihren Erlöſer, ihren Engel, ſie küßte ihn mit

einer Zärtlichkeit, die ihm wieder das Herz erwärmte, und er betheuerte, sie solle nicht lange auf ihn zu warten brauchen, er werde den Leuten es schon zeigen, daß er Mann's genug sei, eine Frau zu ernähren, die er liebe. Ihre Zärtlichkeit steigerte sich, sie wurden Beide jetzt einander erst recht froh und sicher.

Mach' nur, daß Du für ein paar Stunden heute frei wirst, sagte er endlich, damit wir diesen letzten Tag noch zusammen sein können, denn ich habe mir es überlegt, es ist besser, ich gehe gleich heute noch mit dem Nachtzuge fort. Je länger hier, je später in Paris, und ich muß und will ja vorwärts.

Er war freundlich bei diesen Worten, Marie aber hörte kaum von der nahen Trennung sprechen, als sie gleich wieder in ihre Klagen, und von diesen in ihre Befürchtungen zurückfiel. Das drückte den jungen Mann und war ihm zuwider. Über ein Unabänderliches, Nothwendiges zu klagen, war gegen seine Natur, und nur mit Mühe gewann

er's über ſich, Marie nicht darum zu ſchelten, ſondern ſie tröſtend aufzurichten.

Als er ſie verließ, war Marie erheitert, ihm aber lag eine nie gefühlte Dumpfheit auf dem Herzen. Es war ihm überhaupt unbehaglich zu Sinn, es war Alles ganz anders, als er es erwartet hatte. Bei Marien konnte er nicht bleiben, denn die Kommerzienräthinn bedurfte ihrer Pflege, als Lora in die Probe fuhr. Meiſter Redlich und die Frau ſprachen von der Hochzeit und vom Hausrath, als hätte er nur an der nächſten Ecke Stube und Kammer zu miethen wie ſie, und das gleiche kümmerliche Daſein fortzuführen. Was ſollte er dazu ſagen? — Von ſeinen wenigen Bekannten war der Abſchied bereits am Abende vorher genommen, zu thun hatte er in der Stadt Nichts mehr, und dazuſitzen, hundert Schritte von ſeiner Braut, und ſie nicht zu ſehen, das machte ihn erſt recht unmuthig. Es war ſo Vieles, was er ihr zu ſagen hatte, er wollte ihr vor allen

Dingen beibringen, daß ſie nicht zaghaft ſein, daß ſie heiter und zuverſichtlich an ihn glauben müſſe. Er hatte im Grunde nie recht von ſich mit ihr geſprochen, ſie hatten ſich faſt nie allein geſehen, und nun ſollte er fort und ſollte ſie auch jetzt nicht einmal ein paar Stunden für ſich ſelber haben.

Zwei-, dreimal ging er von den Schwiegereltern zu Marie hinüber, ſehen, ob ſie noch nicht frei, ob ſie noch nicht in ihrem Zimmer wäre? Als er das eine Mal wieder durch die Küche ging, wünſchten die anderen Dienſtboten ihm Glück. Er mußte ihnen förmlich, und gegen ſeinen Willen, Rede ſtehen. Die Köchinn meinte, daß er jünger ſei, ſchade gar Nichts, ein paar Jahre, das ſei kein Unterſchied, das gleiche ſich nachher ganz aus.

Ja! meinte Ludwig, der zufällig vorüber kam und ſtehen blieb, wenn der Mann älter iſt, meinetwegen zwanzig und fünf und zwanzig Jahre, das ſchadet Nichts! Aber ſo? Und die Marie iſt ſchwächlich.

Die Köchinn leugnete dieſe Thatſache, das neidiſche Hausmädchen griff ſie jedoch mit Freuden auf. Krank iſt ſie nicht grade, ſagte ſie, aber ſie doktert doch immerfort.

Ach, das giebt ſich! ſagte die Erſtere. Das Theetrinken und Tropfennehmen hat ſie ſich nur von unſerer Kommerzienräthinn angewöhnt, die kann ja nicht leben, ohne die Medizinflaſche; und die Stärkſte freilich iſt die Marie auch nicht. Das kommt aber von der ſitzenden Lebensart. Wenn die nur erſt ihre zwei, drei Kinder hat, ſo wird ſie dick und fett.

Karl hörte das Alles mit an, es klang nicht wohl für das Ohr eines Bräutigams. Er war in der Küche unter dieſen Leuten überhaupt nicht an ſeinem Platze. Drüben bei der Tante vermittelten die Familienliebe und die Güte ſeiner Verwandten, ihre Bildung mit der ſeinen, hier fühlte er ſich ſelbſt von der Redeweiſe der Dienſtboten zurückgeſtoßen. Ja, es verdroß ihn ſchwer, daß

ſie ſeine Braut wie ihres Gleichen anſahen und beſprachen; und hätte er gewußt, wie ſehr ſie Recht hatten mit den Behauptungen über Mariens Kränkeln, er wäre noch übler daran geweſen.

Obſchon ſie nämlich nicht krank war, hatte Marie, wie die Hausfrau, faſt immer über ihr Befinden zu ſprechen und zu klagen; denn die dienende Klaſſe nimmt viel leichter die üblen Gewohnheiten und Fehler, als die guten Eigenſchaften ihrer Herrſchaft an, und das iſt ganz natürlich. Sie erleidet in den Häuſern der Reichen und Vornehmen ſo oft alle ſchädlichen Einflüſſe einer falſchen Kultur, ohne daß ihr die Vorzüge der wirklichen Bildung, der geiſtigen Erziehung zu Theil werden, durch welche der Nachtheil jener falſchen Kultur aufgehoben oder ausgeglichen werden kann. Lora war durch verſtändige Pflege und Abhärtung des Körpers, durch Gewöhnung zur Selbſtbeherrſchung, ein kerngeſundes, friſches Mädchen geworden, während Marie, ſich ſelbſt überlaſſen, in derſelben

Umgebung ſich verweichlicht und ſich nervös und reizbar gemacht hatte. Ja, Marie wußte ſich Etwas damit, keine robuſte Geſundheit zu haben, und weit davon entfernt, wie der Gebildete gegen ſolche Schwäche anzukämpfen, ließ ſie ſich in derſelben mit Wohlbehagen gehen, weil dieſe Art von halber Kränklichkeit ihr als ein Recht der höhern Stände, mit einem Worte, weil ſie ihr vornehmer erſchien als die Geſundheit. Sie gefiel ſich nie beſſer, als wenn ſie bleich ausſah, ſie fand, das machte intereſſant. Sie dachte nicht daran, daß ſie an dieſem Morgen mit ihrer Bläſſe, mit ihren Klagen, ihren Thränen einen üblen Eindruck auf ihren Bräutigam gemacht haben könne, es war ihr vielmehr lieb, daß er es nun einmal mit eignen Augen angeſehen, was Dienen auf ſich habe, und ſie ſaß im Grunde weit gelaſſener in der halbdunklen Stube der Kommerzienräthinn, als Karl drüben bei ihren Eltern.

Die Mutter hatte zu thun, der Vater trug

noch Arbeit fort, Sophie und Hanne liefen umher, eine Näherinn zu ſuchen. Karl war allein. Er las im Kalender, er beſah die Verlobungs- und Pathenkarten am Spiegel, er thaute mit der Hand das Fenſtereis auf, und ſchaute hinaus auf den Hof, ob keines der Mädchen mit einer Näherinn zurückkäme. Er hielt's nicht aus vor Ungeduld, vor Sehnſucht. Hatte er ſelbſt es doch nicht gewußt, daß er ſo ſehr hänge an Marien.

Es ſchlug halb Eins, es wurde ein Uhr, Sophie und Hanne kehrten heim, ſie hatten Nichts ausgerichtet. Die Mutter wartete mit dem Eſſen, der Vater und ſie wollten in die Kirche, ſie waren Alle verdrießlich, am Verdrießlichſten war Karl. Er ſollte ſich mit den Andern zu Tiſche ſetzen, aber er konnte es nicht. Er hatte keinen Hunger, nur Ärger, und Zorn zuletzt. Er verwünſchte die Tableaux, die Probe, die Kommerzienräthinn und das Fräulein. Es half ihm Nichts.

Marie konnte in dieſem Augenblicke weder

von der Arbeit noch von der Kranken fort, und auch für den Abend war keine Aussicht dazu vorhanden. Das Hausmädchen, das sie ersetzen sollte, mochte die Hochzeit nicht aufgeben, zu der sie geladen war, die Köchinn war im Krankenzimmer so wenig zu brauchen, daß die Kommerzienräthinn nicht daran denken mochte, wie sie die Bedienung derselben in den paar Stunden ertragen sollte, während welcher Lora Abends die Kammerjungfer im Hause ihrer Freunde zum Ankleiden bedurfte. Jeder war in seinem Rechte. Alle stimmten darin überein, daß Marie heute für die Herrschaft nicht zu entbehren sei; Alle beklagten es, aber Alle hatten ein Morgen für sich, nur Karl hatte kein Morgen, Karl mußte fort am Abend.

Mitten im Gespräche der Eltern stand er auf und ging in Mariens Zimmer, um nur nicht mehr darüber sprechen zu hören, daß es nicht anders sein könne, und um nun einmal auf einem andern Fleck zu warten. Aber kaum hatte er sich dort nieder-

geſetzt, ſo traten ſeine Braut und das Fräulein von der entgegengeſetzten Seite in die Stube ein.

Karl ſtand auf und wollte ſich entfernen. Verzeihen Sie! ſagte er zu dem Fräulein, ich wartete auf meine Braut.

Nein! nein! ſagte Lora, gehen Sie doch nicht fort. Ich komme eben erſt nach Hauſe und höre, daß Marie keine Näherinn gefunden hat und alſo nicht hinüber kann.

Sie hielt inne, als erwarte ſie, Karl werde Etwas ſagen, er machte aber nur eine Verbeugung. Lora wußte nicht, was das heißen ſollte.

Wäre nur meine Mutter nicht unwohl, und brauchten wir die Marie heute nicht ſo nöthig, fing ſie wieder an, ſo würden wir ſie ja keinen Augenblick hindern, bei Ihnen zu ſein, aber jetzt —

Karl ließ ſie nicht zu Ende ſprechen. Ich weiß es, ſagte er, und ich will Marie auch nicht von ihrem Dienſte abhalten. Ich bitte um Vergebung, ich gehe gleich.

O! rief Lora, so war es ja nicht gemeint. Ich bat nur, Sie sollten nicht böse sein, daß wir Ihnen die Marie heute nicht lassen können. Es thut uns Allen, es thut mir sehr leid, das weißt Du auch, Marie! sprach sie, sich zu derselben wendend. Aber dafür, daß Dein Verlobungstag so traurig ist, Marie! sollst Du die lustigste Hochzeit bei uns haben. Ganz gewiß, Marie!

Marie dankte lächelnd, Karl war still. Lora sah darin einen Ausdruck seiner Unzufriedenheit, und ihn in bessere Laune zu versetzen, fragte sie: Marie! hast Du denn Deinem Bräutigam den Verlobungsring schon gegeben?

Das Mädchen verneinte es, sie hätte es Morgens in der Eile ganz vergessen. Nun! so gieb ihn ihm jetzt! meinte Lora, den Ring muß er doch haben!

Marie ging an ihre Kommode und holte das Kästchen heraus, in das sie am Abende den Ring gelegt. Aber kaum hatte sie ihn aus der Watte

herausgewickelt, als Lora ihr denſelben fortnahm. Gieb her! ſagte ſie, trat mit ihrer lebhaften Freundlichkeit an Karl heran und ſteckte den Verlobungsring dem Überraſchten an den Finger. So! ſprach ſie, und nun haben Sie unſere alte Marie auch nur recht lieb, denn ſie iſt ſehr gut, und gern laſſen wir Alle ſie nicht fort.

Dabei traten ihr, ſo ſcherzhaft ſie es ſagte, die Thränen in die Augen, ſie faßte Marie um, was ſie nie gethan hatte, küßte ſie, gab Karl die Hand und eilte mit den Worten: Sein Sie nur nicht böſe auf uns, Herr Berger! zur Stube hinaus.

Karl ſah ihr ſchweigend nach. Iſt das nicht ein Engel? rief Marie. Er antwortete ihr nicht. Glaube mir, fuhr ſie fort, hinge es von ihr ab, ſie ließe mich gehen, und auch die Kommerzienräthinn iſt im Grunde ſehr gut, und Paul vollends. — Geſtern, in der Freude, daß ich Braut ſei, gab das Fräulein mir ihren eignen Verlobungsring. Die Amme ſchenkte ihn ihr. Sie

kann ſich freilich zehn Andre machen laſſen, und erſt wollte ich ihn auch gar nicht nehmen. Ich dachte, es tauge nicht, ſie beſtand indeſſen darauf, und ſchwer iſt er und ſehr ſchön.

Sehr ſchön! wiederholte Karl.

Und er paßt Dir auch! und er gefällt Dir?

Wer? fragte er.

Der Ring! antwortete Marie. Aber, Karl! wie kommſt Du mir denn vor, Du biſt ja wie im Traume?

Er ſah ſie an, als habe er wirklich bis dahin ihr nicht zugehört, und wie aus einer Zerſtreuung erwachend, fragte er: Alſo das iſt nicht Dein Ring, das iſt Deines Fräuleins Ring?

Marie ſchüttelte ungeduldig den Kopf. Du haſt es ja gehört, ſie hat ihn mir geſchenkt.

Karl zog den Ring vom Finger, ſah ihn an, betrachtete ihn von außen und von innen, als ſuche er Etwas daran, und ſteckte ihn dann ſchweigend wieder an den Finger.

Marie konnte ihn nicht begreifen. Sie erwartete, er werde ihr von dem Ringe ſprechen, den er ihr zu geben hatte, ſie glaubte, er überlege, wo er am Feiertage einen Verlobungsring kaufen ſolle, aber er dachte in dem Augenblicke nicht an dieſe Liebespflicht.

Ja! ſagte er mit einem Male, ſie iſt gut und ſchön! Indeß er freute ſich weder der Güte noch der Schönheit Lora's, ſie drückten ihn nur, er wußte es ſich ſelber nicht zu deuten. Er kam nicht aus den peinlichen Empfindungen heraus. Obſchon er nun bei ſeiner Braut war, obſchon Marie in ihrer Stube bleiben konnte, weil Lora die Mama bediente, kam doch keine rechte Ruhe, kein Behagen über ihn.

Alle Viertelſtunde ging Marie nach friſchem Waſſer und trug die Umſchläge zu der Kranken hinein. Inzwiſchen ſchickte Paul wegen ſeiner Hutagraffe zu Marien; man war nicht eines Augenblickes ſicher, nicht eines Augenblickes Herr.

Und da zu ſitzen, in der Stube ſeiner Braut, auf ſie zu paſſen als ein Geduldeter, bis ſie wieder frei war, das dünkte Karl bald vollends unerträglich. In ſolcher Stimmung und Verfaſſung hatte er ſich nie zuvor empfunden.

Als er eine Weile da war, kam Paul zu Marien, offenbar in der guten Abſicht, ihren Bräutigam zu ſehen und ihm Glück zu wünſchen. Er ſprach freundlich zu Karl von ſeiner Braut, er redete mit ihm über ſeine Kunſt und ſeine Plane, indeſſen gegen ſeine Gewohnheit war er eilig, und die Unterhaltung wurde ſtehenden Fußes abgemacht, wie von einem regierenden Herrn. Als er fortging, wendete er ſich in der Thüre nochmals um. Ich hätte es bald vergeſſen, ſagte er, Marie, Du behältſt doch Deinen Bräutigam zu Mittag bei Dir? Mama läßt Dir ſagen, ſie hätte angeordnet, daß man Euch das Eſſen in Deine Stube ſchickt.

Marie war voll Dank und Freude darüber,

auch Karl war es willkommen, denn es war spät am Tage und er hatte Hunger. Dennoch meinte er auch hier den kränkenden Ton der Begnadigung herauszufühlen, obschon er es nicht aussprach. Marie aber deckte sauber für sie Beide auf, und war so heiter bei der Mahlzeit, wie Karl sie eigentlich noch nie gesehen hatte. Sie pries ihm die Speisen an, die sie aus der Küche holte, man schickte ihnen Wein und Kuchen von der Herrschaft Tafel, Marie trank seine Gesundheit, trank auf das Wohl der Herrschaft und auf eine glückliche Zukunft, sie war recht von Herzen froh, und merkte es darum nicht, daß Karl ihr nicht gleich kam in seiner Heiterkeit, so freundlich er ihr zusprach und begegnete.

Daß sie es nicht fühlt! dachte er, und hätte hinzusetzen mögen: wohl ihr, daß sie es nicht fühlt! denn ihm wurde im Innern immer weher bei diesem Mahle. Er kam sich wie ein Gefangener vor, so thöricht er selber die Empfindung

nannte. Er hätte fort sein mögen aus diesem Zimmer neben der Krankenstube, in dem man leise sprechen mußte. Drüben bei den Eltern, bei Kartoffeln und Salz würde ihm wohler gewesen sein mit seiner Braut, als bei dem Abhub dieser reichen Tafel. Er mußte einstimmen in das Lob ihrer Herrschaft, wollte er Marie nicht kränken, aber er liebte diese Herrschaft nicht. Niemals war ihm das eigentliche Dienenmüssen so traurig entgegengetreten, als an diesem Tage, niemals war er zufriedener darüber gewesen, als in dieser Stunde, vor Dienstbarkeit bewahrt zu sein, und eine selbstständige, freie Zukunft vor sich zu haben.

So kam der Abend heran, und die Stunde, in welcher Marie mit Lora und Paul zu dem Feste fahren mußte. In dem Zusammenpacken der verschiedenen Gegenstände, die sie für die Herrschaft mitzunehmen hatte, in dem Hin- und Hergehen entschwanden die letzten Augenblicke, welche dem Brautpaare vor der Trennung gegönnt waren.

Marien preßte der Gedanke an den Abſchied das Herz zuſammen, zum Weinen kam ſie nicht in der Unruhe, in der ſie ſich befand. Karl lehnte an dem Fenſter und ſah, wie ſie herumhandtierte, die Päcke ordnete und in die beiden Körbe legte, wie ſie Hut und Mantel für ſich aus dem Schranke nahm, und wie im Hofe der Kutſcher die Laternen anzündete an dem Wagen.

Da fährt der Wagen vor! ſagte er endlich gepreßt!

Ja! antwortete Marie.

Er gab ihr den Mantel um, ſie ſetzte den Hut auf.

Marie! rief Ludwig zur Thüre hinein, Na! machen Sie doch fort, das Fräulein iſt ſchon unten!

Gleich! gleich! entgegnete ſie und warf ſich Karl an die Bruſt. Leb wohl! ſagte ſie, Gott! daß ich nun fort muß!

Er küßte ſie, es war ihm angſt und beklommen, er war mehr gepeinigt als traurig, er

konnte ſie nicht aus ſeinen Armen laſſen und konnte ihr doch Nichts ſagen.

Marie! Na! Marie! rief Ludwig wieder.

Ja! ja! ich komme ja ſchon! antwortete ſie. Sie küßten ſich noch einmal. Sei mir treu, und vergiß mich nicht, und ſchreibe mir bald! ſchluchzte ſie, während er ihr die beiden Körbe zuſammenſtellte, und ſie damit nach der Thüre ging.

Er konnte nicht antworten, es lag ihm ſo dumpf in Kopf und Herzen. Er konnte ſie nicht einmal begleiten, ſondern blieb am Tiſche neben der Thüre in ſich verſunken ſtehen.

Der Wagen rollte zum Portale hinaus, Karl war noch immer auf demſelben Flecke und ſah die leere Stube an; Kleidungsſtücke, Nähgeräth und Maskenflitter lagen vor ihm durcheinander auf den Stühlen umher. Das ganze Zimmer, das ſonſt ſo ſauber gehalten wurde, war ihm in dieſer Unordnung fremd und melancholiſch. Er mußte machen, daß er fortkam.

War das ein ſchlechter Tag! ſagte er, als er das Licht auslöſchte und das Zimmer verließ, iſt das ein trübſeliger Anfang!

In des Meiſters Wohnung waren die Andern beiſammen. Sie wollten er ſolle da bleiben, aber er hatte auch bei ihnen heute kein Behagen, keine Ruhe. Unter dem Vorwande, daß er am Morgen beim Herausnehmen ſeiner guten Kleider den ganzen Koffer in Unordnung gebracht und daß er ihn neu zu packen habe, ging er nach ſchnellem Abſchied fort.

Um eilf Uhr, als Marie nach Hauſe kam und des Fräuleins griechiſches Koſtüm in die Garderobeſchränke einſchloß, gab auf dem Bahnhofe die Lokomotive das Signal zur Abfahrt, und Karl athmete tief auf in der kalten, friſchen Nachtluft, durch die er dahin ſauſte auf dem Wege nach Paris.

## Siebentes Kapitel.

Am zweiten Tage des Quartals, ſo war es die Hausordnung, hatte Ludwig immer die Miethe der Hofwohnungen einzuliefern. In ſeinem blauen Frack mit den blanken Knöpfen, das braune, leicht mit grau gemiſchte Haar vorn hoch aufgebürſtet in ein ſtattliches Toupee, und an den Seiten ſorgfältig mit dem Backenbarte um die vollen Backen gelegt, ſtand er neben dem Schreibtiſch ſeiner Herrinn und legte die einzelnen Geldröllchen, mit den Namen der Miether bezeichnet, vor ihr auf den Tiſch. Gewöhnlich machte die Miethe der Redlichs den Anfang bei ſeiner Ablieferung, bei der er es an gelegentlichen Bemerkungen über die verſchiedenen Familien niemals fehlen ließ. Diesmal aber hatte er vom andern Flügel an-

gefangen und händigte dann zuletzt die fünfzehn Thaler des Schneidermeiſters aus.

Da iſt auch das Geld von Redlich's! ſagte er, die ſind noch ganz voll von der Verlobung.

Die Kommerzienräthinn legte die Feder nieder, mit welcher ſie die Miethe eintrug. Es war das die einzige Verwaltungsmühe, welcher ſie ſelbſt ſich unterzog, weil der Ertrag der Hofwohnungen, die man allein vermiethete, von jeher für Lora beſtimmt geweſen war.

Ja! dieſe Thorheit! meinte ſie kopfſchüttelnd, ich weiß nicht, was das Mädchen ſich dabei denkt? Haben Sie davon gewußt, Ludwig?

Daß ſie ſich's in den Kopf geſetzt hatte, das konnte Jeder ſehen, Frau Kommerzienräthinn! Daß ſie's durchführen würde, das habe ich nicht gedacht, und das glaub' ich auch noch heute nicht!

Er bückte ſich dabei und hob einige Papierſchnitzel von der Erde auf, die beim Öffnen der Geldrollen hingefallen waren.

Was heißt das, Sie glauben es nicht? fragte die Hausfrau.

Ja! lieber Gott! das kann man nicht ſo ſagen; aber ich glaub' es nicht, Frau Kommerzienräthinn!

Sie iſt doch aber Braut!

Iſt ſchon Manche Braut geweſen, Frau Kommerzienräthinn! meinte Ludwig achſelzuckend und lächelnd.

Die Kommerzienräthinn wurde aufmerkſam. Ich habe heute mit ihr geſprochen und ihr vorgeſtellt, wie undankbar ich's finde, ſagte ſie, daß ſie mich auf meine alten Tage verläßt. Ich habe ſie auferzogen, um, wenn die Kinder ſich einmal verheirathen, einen treuen Menſchen um mich zu haben, und nun will ſie davon gehen!

Frau Kommerzienräthinn! noch iſt ſie nicht gegangen! ſagte Ludwig in ſeinem gewohnten langſamen Tone, jedes Wort ſcharf hervorhebend.

Im Betreff des Heirathens verſtand die

Kommerzienräthinn keinen Spaß. Sie ſah ihn ernſthaft an. Der Gedanke, daß der Bräutigam ihrer Jungfer dem Mädchen, das ſie erzogen und das es ſo gut bei ihr hatte, das Wort brechen, daß er Marie ſitzen laſſen, ſie unglücklich machen könne, empörte ſie, ſo ungern ſie ſich von ihr trennen wollte. Lebhafter, als es ihre Art war, fragte ſie: Er iſt alſo ein Taugenichts, der Berger?

Nein, Gott bewahre, Frau Kommerzienräthinn! Er iſt ein ſehr reputirlicher, man kann ſagen, ein ganz anſtändiger Menſch. Er will ſogar hoch hinaus und er wird's auch zu was bringen, wie ich mich auf die Menſchen verſtehe! Nur grade ſo Einer —

Er hielt inne, die Hausfrau ſah ihn fragend an, aber er folgte der ſchweigenden Aufforderung zu ſprechen nicht. Erſt als ſie ihm ausdrücklich zu reden befahl, ſprach er zögernd: Frau Kommerzienräthinn! ich will Nichts geſagt haben, aber

der Berger nimmt ſie nicht. Ein Menſch, der Etwas auf ſich hält, der läßt ſich eine Frau nicht ſo mir Nichts dir Nichts an den Kopf werfen, wie ſie's drüben gethan haben. Er hat fortgewollt und hat an Nichts gedacht. Sie iſt ja auch nicht mehr für ſo einen jungen Menſchen! Und die paar Hundert Thaler! — — Ja! hier für unſer Einen, da hilfts ſchon mit durch; aber für den, der nun gar Nichts im Sinn hat als die eigne Fabrik — dem iſt das wie ein Tropfen auf 'nen heißen Stein. Der muß viel Geld haben und kann in Paris auch Andere kriegen. Der Berger, der nimmt ſich keine Kammerjungfer hier aus Berlin!

Die Kommerzienräthinn hatte ihm aufmerkſam zugehört. Durch Fragen und Wiederfragen erfuhr ſie den ganzen Hergang der Verlobung, wie Hanne ihn der Köchinn und die Köchinn ihn dem Diener erzählt, und mitleidig ſagte ſie: Das thäte mir leid, denn ſie liebt den Menſchen und ich

gönne ihr alles Gute, wenn ſchon ſie ſich nicht benommen hat, wie ich's von ihr erwarten durfte. Ich muß gleich mit ihr reden. —

Ja nicht! ja nicht! rief der Diener und trat mit erhobener Hand ſchnell einen Schritt vorwärts. In demſelben Augenblicke faßte er ſich aber auch ſchon wieder, und mit ſeiner gewohnten rückhaltenden Weiſe ſagte er: Frau Kommerzienräthinn! wenn ich mir unterſtehen darf eine Meinung zu haben, ſo ſagen Sie ihr Nichts. Heute und die erſte Zeit glaubt ſie's doch nicht. Aber wenn ihr ſo in Jahr und Tag allmählich der Glaube in die Hand kommen wird, dann wird ſie ſchon eher mit ſich reden laſſen. Es findet ſich denn auch wohl ein Anderer für ſie, mit dem ſie zufrieden ſein kann, und ſie ſchlägt ſich dieſen aus dem Sinn.

Er wandte ſich dabei ab, ging an den Tiſch, räumte das Frühſtückzeug zuſammen, und verließ ohne eine Antwort zu erwarten, das Zimmer,

denn er meinte, er wäre ſchon verſtanden worden, und darin hatte er ſich nicht geirrt.

Die Kommerzienräthinn, in deren Art es überhaupt nicht lag, ſich viel um die perſönlichen Angelegenheiten ihrer Dienerſchaft zu kümmern, ſprach mit Marie nicht weiter über deren Verlobung. Paul fragte noch einmal ausführlich um die Verhältniſſe und Ausſichten ihres Bräutigams, dann dachte er ſeiner Seits auch nicht mehr daran, und nur Lora ließ ſich mit mädchenhafter Theilnahme häufig von Karl, von Mariens Liebe und von ihrer einſtigen Ehe unterhalten.

Da man Marie nicht mehr durch Einwendungen gegen ihre Verlobung beirrte, wichen die Bedenken, welche man in ihr ſelbſt angeregt, bald vor dem Gefühl der Liebe, das ſie glücklich machte; kamen dazwiſchen jene trüben Vorſtellungen ihr doch noch bisweilen in den Sinn, ſo trugen ſie nur dazu bei, ſie feſter an den Bräutigam zu binden, dem man Unrecht gethan, und den man

ihr beneidete. Sie waren übereingekommen, daß Karl nicht ſchreiben ſolle, bis er Ruhe und einen Überblick über ſeine Verhältniſſe gewonnen haben würde, aber Marien ward die Zeit dieſes Schweigens gar nicht lange. Feſt und tief in ihrer Liebe, fühlte ſie ſich zu gleicher Gegenliebe berechtigt, und ihr träumeriſches, ſinniges Weſen machte ihr die Sehnſucht ſüß. An ihn zu denken, ſich vorzuſtellen, was er treibe, ihm im Geiſte vorzuerzählen, was ſie dachte und beſchäftigte, war ihr eine nicht verſiegende Quelle ſtiller Freude. In ihrer kleinen Stube, in der ſie als Braut mit ihm geſeſſen, da lebte er mit ihr, und emſiger als je bei ihrer Näharbeit, war ſie heiter, wenn man ſie allein in ihrem Zimmer ließ.

Das Fräulein begriff weder Mariens Heiterkeit, noch ihr geduldiges Warten, oder gar die ſtille Wolluſt der Sehnſucht, in der die neue Braut ſich wiegte. Lora war es und nicht Marie, welche Berger anklagte, daß er nicht ſchon von Köln

geſchrieben, daß er nicht gleich bei ſeiner Ankunft in Paris Nachricht von ſich gegeben habe. Sie zählte die Tage ſeit ſeiner Abreiſe, denn ſie war unbeſchäftigt, und der kleine Roman in ihrer Nähe unterhielt ſie.

Du liebſt den Berger nicht, Marie! ſagte Lora eines Tages, ſonſt müßteſt Du böſe ſein, daß er Dir nicht ſchreibt.

Marie lächelte dazu. Ich bin nur kein Fräulein! ſagte ſie. Unſer Eins muß warten lernen und Geduld haben von Jugend an. Der Karl iſt ja auch nicht ſein eigner Herr. Er wird ſchon ſchreiben wenn er Zeit hat! — Und weder Lora's Ungeduld noch ihr eigenes Herz vermochten die geduldige Zuverſicht der Braut zu trüben.

Endlich nach vierzehn Tagen trafen die erſten Nachrichten von Berger ein. So ruhig Marie ſich bis zur Ankunft des Briefes verhalten hatte, ſo aufgeregt wurde ſie durch denſelben. Sie las ihn und las ihn wieder. Er machte ſie ganz

glücklich. Karl ſchrieb ihr von dem Beſuche bei ſeinem Vater, und von der Art und Weiſe, mit welcher dieſer die Kunde von der Verlobung ſeines Sohnes aufgenommen hatte. Dann ſchilderte er ihr, wie er die Verhältniſſe in der Fabrik gefunden habe, die ſich bei weitem nicht mehr in dem blühenden Zuſtande befand, in welchem er ſie vor ein paar Jahren verlaſſen hatte. Er gab die Gründe an, aus denen ſie herabgekommen war.

Gleich, nachdem ich damals die Fabrik verlaſſen habe, ſchrieb er, iſt, wie Du weißt, der Gründer und Beſitzer derſelben, der die Seele des Ganzen geweſen iſt, geſtorben. Der ſiebenzehnjährige Sohn war und iſt noch auf der polytechniſchen Schule und hat auch ſeines Vaters Fähigkeiten nicht geerbt. Der Vater war plötzlich geſtorben, ein Teſtament nicht vorhanden, kein Vormund beſtimmt, und die Vormundſchaft fiel alſo nach dem Familienbeſchluß auf den nächſten Verwandten des Sohnes, auf einen wackern kleinen Rentier, der aber von

unſerer Fabrikation und unſerem Geſchäftsbetriebe weniger verſteht, als ich vom Seiltanzen. Er hätte die Fabrik am liebſten aufgelöſt und dem Sohne eine Rente geſichert, gleichviel wie klein oder wie groß. Sich dieſem Vorhaben zu widerſetzen, hatte der Sohn aber doch die Einſicht, und die Fabrik wurde von dem bisherigen Werkführer fortgeſetzt, der ſie durch ſeine Unredlichkeit faſt ruinirt hat. Er hat die Modelle verſchleudert, ſo daß man unſere Façons in allen miſerablen Buden, in den miſerabelſten Straßen in Maſſen findet; er hat die Waaren ſchlecht geliefert, welches den Kredit unſerer Arbeit in den Augen des Publikums ruinirt hat; es müßte ihm ein Proceß gemacht, von ihm eine Entſchädigung gefordert werden, ſcheute der Vormund nicht ſelbſt die Koſten eines ſolchen Proceſſes. Alles, was er gethan, iſt, daß er den Werkführer entlaſſen, der ſich ſelbſt etablirt, und daß er mich nun an deſſen Stelle gerufen hat.

Er beſchrieb dann noch näher den üblen Zu=

ſtand, in welchem er die Fabrik gefunden, und end=
lich die allgemeine Geſchäftsloſigkeit in Frankreich.
Dabei kam er auf die franzöſiſchen Zuſtände zu
ſprechen, und ſchilderte dieſelben mit eben ſo viel
Klarheit als einfacher Lebendigkeit. Am Schluſſe
des Briefes hieß es: Wie die Verhältniſſe der Fa=
brik nun einmal ſind, kann die Tantieme, auf die ich
angewieſen bin, augenblicklich meinen Erwartungen
in keiner Weiſe entſprechen. Man iſt nicht redlich
gegen mich geweſen in der Darlegung der Umſtände
des Geſchäftes, und hat es freilich auch in keiner
Weiſe zu beurtheilen verſtanden. Indeß trage ich
ſelbſt zum großen Theile die Schuld an meiner
Täuſchung, weil ich den Thatbeſtand auf Treu und
Glauben angenommen habe. Das war unvorſich=
tig, und doch bereue ich den gethanen Schritt noch
keineswegs. Es kommt wohl Jedem einmal im
Leben, daß er eine Dummheit macht, aber ein
rechter Menſch weiß auch ſeine Dummheiten nach=
träglich auszugleichen und zu gutem Ende durch=

zuführen. Ich werde den Namen unſers alten Herrn ſchon wieder zu Ehren bringen, dem Sohne vergelten, was ich von ſeinem Vater erlernt, und die Fabrik dazu zwingen, die Einnahme zu haben, welche man mir angegeben hat, und dann ſoll meine Tantieme mir nicht fehlen. Bis dahin freilich müſſen wir warten, und es iſt mir ein großer Troſt, Dich in Verhältniſſen zu wiſſen, die immer noch die Beſten ſind, welche Du finden kannſt, ſo lange Du zu dienen gezwungen biſt. Behalte alſo nur guten Muth, wie ich ihn habe, und laß Dir über das Warten keine grauen Haare wachſen. Schreibe mir ſo oft Du kannſt, ich will das ebenfalls thun, und vor allen Dingen ſieh doch zu, ob Du nicht etwas Franzöſiſch lernen könnteſt, nur ſo viel, daß Du nicht wie verrathen und verkauft biſt, wenn Du einmal hieher kommſt. Dein Fräulein hilft Dir vielleicht dazu, wenn Du ſie bitteſt. Danke ihr noch einmal dafür, daß ſie ſo freundlich gegen uns war am Neujahrstage,

ich werde ihr das nicht vergeſſen, denn im Übrigen war es trübſelig genug; und grüße Deine Eltern und Deine Geſchwiſter herzlich von Deinem treuen Karl.

In der Freude eilte Marie mit ihrem Briefe zu dem Fräulein. Lora war überraſcht, als ſie ihn geleſen hatte. Einen ſolchen Brief, ſo viel Einſicht, ſo viel Theilnahme an allgemeinen Intereſſen hatte ſie bei einem Manne dieſes Standes nicht für möglich gehalten, weil ſie Niemand kannte, außer den Männern ihres Umgangskreiſes. Aber eben ſo auffallend, als ihr die Bildung des jungen Mannes erſchien, war es ihr, daß er ſo wenig von ſeiner Liebe ſprach. Sie äußerte ſich jedoch gegen Marie nicht darüber, ſondern lobte und bewunderte das Schreiben, und ſagte, ſie werde das gute Zutrauen nicht zu Schanden machen, das Berger in ſie ſetze. Gleich heute wolle ſie beginnen Marie im Franzöſiſchen zu unterrichten, und wenn dieſe einen Brief an ihren Bräutigam

ſende, ſo wolle ſie ſelbſt zwei Zeilen darunter ſchreiben und ihm verſprechen, daß ſeine Braut ſich nicht zu beklagen haben ſolle über ihre Lage, bis er einſt kommen werde ſie zu holen.

Paul, dem Lora von dem Briefe des jungen Berger und von ihrem Vorſatze erzählte, freute ſich des Einen wie des Andern. Es war ihm lieb, Marie einem verſtändigen, unterrichteten Manne verlobt zu wiſſen, und daß die Schweſter ſo bereit zu helfen war, das gab ihm ein neues Zeugniß ihres guten Herzens. Auch die Kommerzienräthinn ließ es gerne geſchehen. Sie ſah es als eine nützliche Übung für die Tochter an, und lernte Marie dabei franzöſiſch, kam es derſelben wirklich einmal zu ſtatten, nun, ſo war das um ſo beſſer.

Schon an demſelben Tage alſo wurde der Unterricht begonnen, und von beiden Theilen mit der größten Luſt und Zuverſicht, denn beide Mädchen hielten das Unternehmen für die leichteſte Sache von der Welt. Marie galt im ganzen

Hauſe für ſehr geſcheut, weil ſie verſtändig und ſicher in ihrem Thun und Treiben war, ſie vergaß Nichts von Allem, was ihr aufgetragen wurde, ſie mußte alſo ein vortreffliches Gedächtniß beſitzen, und von ihrer Ausdauer und von ihrem Fleiße hatte ſie fortdauernd Proben gegeben. Mit einer ſolchen Schülerinn konnte es dem Fräulein, das ſelbſt tüchtig und beharrlich war, nicht fehlen. Man hatte dabei nur vergeſſen, daß Marien alle Vorkenntniſſe fehlten, die zur Erlernung einer fremden Sprache aus Büchern nöthig ſind, und daß das Vermögen zu lernen überhaupt geübt ſein will.

Marie aber war des Lernens nicht gewohnt. Der Schulunterricht lag viele Jahre hinter ihr, Alles, was ſie ſeitdem getrieben, alle ihre Beſchäftigungen hatten einem augenblicklichen Zwecke gegolten, eine augenblickliche Wirkung gehabt. Sie hatte ihre Dauer, ihr Ende voraus berechnen können. Auf das Nächſtliegende, Feſtgegebene vermochte ſie

ihre Gedanken mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit zu richten. Das, was ſie ſehen, greifen, hören konnte, was ſie erlebte, wußte ſie mit ordnendem und überlegendem Verſtande in Verbindung zu ſetzen und das daraus Folgende zu berechnen; aber dieſe Fähigkeit hörte auf, wo ſie es nicht mit Thatſachen, ſondern mit Begriffen zu thun hatte, wo nicht ihre ſinnlichen Anſchauungen ihr zu Hülfe kamen.

Die Ausſicht auf Jahre lange Mühe, deren Erfolg doch vielleicht kein vollſtändiger ſein konnte, erſchreckte und lähmte ſie. Sie bewunderte Lora's Feſtigkeit und Sammlung, aber ſie ſelber war nicht im Stande auch nur während der Lehrzeit ſich ausſchließlich mit dem Erlernen der fremden Sprache zu beſchäftigen. Bald beklagte ſie es, daß ſie Lora Langeweile verurſache, bald machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie ſelbſt ihre Zeit nützlicher verwenden könne; und wenn das Fräulein ihr als letzten Grund für die Nothwendigkeit dieſes Unterrichts

den Willen ihres Bräutigams hinſtellte, ſo wurde Marie ſchon nach kurzer Zeit grade darüber ungeduldig.

Ach! ſagte ſie, Karl iſt der beſte Menſch der lebt, aber ſeine Einfälle hat er wie ein Andrer, und ein rechter Berger iſt er auch.

Lora fragte, was das heißen ſolle, Marie lachte verlegen. Sie ſind Alle ſo in meiner Mutter Familie, meinte ſie. Alle wollen ſie mehr ſcheinen als ſie ſind, und bei uns wäre es eben ſo gegangen, wäre der Vater nicht geweſen. Daß ich nun mit Gewalt franzöſiſch können ſoll, wenn ich nach Frankreich komme, das iſt nur Hochmuth von dem Karl. Die Leute ſollen denken, ich ſei als Dame aufgewachſen, aber dazu gebe ich mich nicht her.

Was ſchadet es Dir denn, wenn man Dich für gut erzogen hält? fragte Lora, erſtaunt über dieſe Äußerung.

Was mir's ſchadet? wiederholte die Kammer=

jungfer. Fräulein Lora, es iſt doch eine Lüge, und ich brauche nicht zu lügen, ich habe mich meiner Herkunft nicht zu ſchämen! ſetzte ſie eifriger hinzu. Karl hat ſich mit mir verlobt, obſchon ich nur eine Kammerjungfer bin, und eine Dame kann er ja auch gar nicht brauchen. Ich bin was ich bin und das will ich bleiben und Nichts weiter ſcheinen, und kein Gott und kein Bräutigam ſollen mir das ausreden.

Aber Marie! rief das Fräulein tadelnd, als ſie ſah, wie die Feder in der Hand des Mädchens zitterte, und wie ihre Wangen glühten, ihre Augen ſich mit Thränen füllten. Marie! was kommt Dir an? Danke doch Gott, daß Dein Bräutigam Etwas aus Dir machen will.

Da hielt Marie ſich nicht länger: Wenn ich ihm nicht recht bin, wie ich bin, ſtieß ſie ſchnell hervor, indem ſie ihren Thränen freien Lauf ließ, wenn ich für die Franzoſen ihm zu ſchlecht bin, ſo werden ſich ja wohl noch Deutſche finden in

Paris, die nicht heucheln und nicht vornehm thun, und die meine deutſche Ehrlichkeit wohl zu ſchätzen wiſſen werden.

Sie weinte dabei wie ein Kind. Lora wußte nicht was ſie dazu ſagen ſollte. Sie hatte geglaubt Marien zu kennen, jetzt ſtand ſie vor ihr, wie vor einer Fremden. Der enge Kreis, in dem ſich Mariens Leben und ihre Gedanken bisher bewegt hatten, war für ſie zu der Schranke geworden, die ſie nicht überſchreiten wollte oder konnte, weil ſie ſie als die Grenze des Erſtrebenswerthen und Vernünftigen betrachtet. Dieſen Kreis auszufüllen, war ſie ſich bewußt. Daraus entſprang ihr ruhiges Selbſtgefühl, die Hauptquelle ihrer Zufriedenheit; und die inſtinktive Furcht, ſich in weiterm Kreiſe weniger ausreichend und zufrieden zu empfinden, lieh ihrem Widerſtreben gegen die Wünſche und Abſichten ihres Bräutigams einen Anſtrich von eigenſinniger Härte, die Niemand früher an ihr wahrgenommen hatte.

## Achtes Kapitel.

Jahr und Tag vergingen auf dieſe Weiſe ohne daß der Unterricht aufgegeben wurde, aber auch ohne weſentliche Fortſchritte in der fremden Sprache. Von der Heirath konnte noch nicht die Rede ſein, denn noch hatte Karl kein Auskommen, wie er es für nöthig hielt, und je ferner der Zeitpunkt ihrer Überſiedelung nach Paris dadurch gerückt wurde, um ſo geringer wurde auch Mariens Luſt zum Lernen. Hätte es nur von ihr abgehangen, die Stunden würden nicht lange fortgeſetzt worden ſein, aber Lora gab nicht nach in dieſem Punkte. Sie hatte es Karl verſprochen, ſeiner Braut die fremde Sprache zu lehren, ſie mußte ihr Verſprechen halten.

Wie an eine ſchwere, läſtige Pflichterfüllung

ging Marie an jede neue Unterrichtsſtunde heran, und nur die Möglichkeit, in dieſem Alleinſein mit ihrer jungen Herrinn, von ihrem Bräutigam zu ſprechen, ſöhnte ſie einigermaßen mit der Mühe des Lernens aus. Die Theilnahme, welche Karls erſter Brief bei ihrem Fräulein gefunden, hatte Marie ermuthigt, derſelben auch ſeine folgenden Briefe zu zeigen, und mädchenhafte Neugier und ernſtes Mitgefühl hatten Lora bald zur Vertrauten und Beratherinn des Brautpaares gemacht. Karl wußte darum, Marie ſelbſt hatte es ihm geſtanden, daß ſie dem Fräulein aus ſeinen Briefen vorleſe, und er berief ſich ſtets auf Lora, wenn er ſich mit ſeiner Braut nicht in Übereinſtimmung befand, wenn ihre Klagen über die Trennung, über die geringe Ausſicht baldiger Verbindung, zu Anklagen gegen das Geſchick, zu Anklagen gegen ihn erwuchſen, die ihm Unrecht thaten.

Gleich in ſeinem erſten Briefe hatte er es ihr geſagt, daß ſie ſich mit ihm auf ein langes

Warten gefaßt zu machen habe. Er ſchrieb ihr öfter, als er ihr verſprochen, aber dieſe Briefe beruhigten ihre Sehnſucht nicht. Sie war eine von den Frauennaturen, die nur einen Gedanken, ein Gefühl, ein Ziel im Auge halten können, darin liegt die Schwäche und die Stärke dieſer Frauen. Je länger ſie von Karl entfernt war, um ſo tiefer, um ſo leidenſchaftlicher wurde ihre Liebe für ihn, ihr Verlangen, gleichviel unter welchen Bedingungen, bei ihm zu ſein und mit ihm verbunden zu werden.

»Salz und Brod! aber mit ihm!« Das war die Redensart, welche ſie Lora unabläſſig wiederholte, das war der Inhalt aller ihrer Briefe. Sie hätte ſich den Biſſen vom Munde abdarben mögen, ihr kleines Kapital zu vergrößern. Jeder Thaler, den ſie erſparen konnte, wurde ihr ein Anlaß zur Freude, ihre einzige Erholung war es, an ihrer Ausſtattung zu nähen und für dieſelbe Etwas anzuſchaffen. Immer und immer wieder

ſetzte ſie es ihrem Bräutigam auseinander, wie die engſte Dachſtube ihr genügen, wie die ſchwerſte Arbeit, die größten Entbehrungen ihr leicht ſein würden neben ihm, und Lora konnte ſich der Rührung nicht erwehren bei des Mädchens Liebe und Betrübniß.

Auch Karl fühlte ſich davon gerührt, aber Mariens Briefe peinigten ihn dennoch. Anforderungen, denen man nicht genügen kann, werden um ſo quälender, je mehr man den Menſchen lieb hat, der ſie an uns ſtellt. Er arbeitete mit Fleiß, er ſtrebte ein Künſtler zu werden in ſeinem Fache, er hielt ebenfalls zuſammen, was er gewann, er war kein Verſchwender, indeß Mariens beſchränkte Genügſamkeit war nicht nach ſeinem Sinne, und er kannte noch andere Zwecke als ſeine baldige Verheirathung.

Je mehr er als Vorſtand der Fabrik in Paris mit andern Fabrikanten und Künſtlern in Berührung kam, um ſo fühlbarer wurde ihm, was ihm

an künſtleriſcher Bildung, an allgemeiner Bildung abging. Sein Wiſſensdrang, ſein Ehrgeiz ließen ihm nicht Ruhe. Er mußte nachholen, erwerben, was ihm fehlte, um denen gleich zu werden, die er jetzt als ſeine Vorbilder betrachtete. Hatte er ſich ausgebildet, war er nach ſeinem Begriff ein tüchtiger Künſtler in ſeinem Fache geworden, die Fabrik emporgekommen, dann wollte er ſich verheirathen, ſich einrichten wie ein anſtändiger Bürger, und Marie ſollte in eine hübſche kleine Wohnung kommen, bis er ihr einmal in der eigenen Fabrik ein ſchönes Quartier bereiten können würde.

Gegen dieſe heitern, freilich nicht auf den Augenblick berechneten Pläne, die zu verwirklichen er ſich der Mann fühlte, ſtachen Mariens dringende Sehnſucht und ihr Verlangen nach ſchneller Befriedigung derſelben, nur zu ſehr ab, und Karl fand ſich rathlos gegenüber ſeiner Braut. Ihr in jedem Briefe auseinanderzuſetzen, was er ihr

ſchon ſo oft geſagt, fing an ihn zu ermüden. Er fühlte, daß er ungeduldig gegen ſie werde, und aus Furcht die ohnehin ſo Niedergeſchlagene noch tiefer zu kränken, richtete er einmal in einem Briefe, den er ihr ſchrieb, ſeine Anrede gradezu an das Fräulein, mit der Bitte, Lora möge ſich, da ſie ja ſchon ſo viel gethan für Marie, auch in dieſem Punkte ihrer annehmen. Sie möge ihr auseinanderſetzen, beſſer als er es brieflich thun könne, daß es ja Mariens eigner Vortheil ſei, wenn ſie ihm Ruhe laſſe und Zeit, etwas Tüchtiges aus ſich zu machen.

Lora war betroffen von der Ausdrucksweiſe, in welcher dieſe Zeilen an ſie geſchrieben waren. Es lagen eine männliche Kraft, ein Adel darin, die ſie in Karls Briefen an ſeine Braut niemals in gleicher Weiſe wahrgenommen hatte. Es dünkte ſie, als habe er ſich in jenen Briefen ſelbſt herabgeſtimmt, um der Braut dadurch näher zu kommen. Sie ſprach mit Paul davon. Er ver=

langte den Brief zu ſehen, und auch ihm wurde Karl nur noch anziehender durch denſelben. Alles, was Lora ihm aus ihrer nähern Kenntniß über ihn erzählte, ſteigerte dieſe Theilnahme, und Paul fand es in der Ordnung, daß die Schweſter dem jungen Manne eine freundlich zuſagende Antwort darauf ertheilte. Von da ab wendete ſich Karl in den Briefen an Marie vielfach auch an Lora. »Frage Dein Fräulein«, oder »ſage Deinem Fräulein« waren Wendungen, die immer häufiger darin zu leſen waren, und die oftmals einige Zeilen der Entgegnung von Lora erhielten.

Beide Geſchwiſter, Paul ſowohl als Lora, ſprachen Marien Geduld ein. Beide ſetzten ihr auseinander, daß ja Karl ſie zu beruhigen, ihr jetzt ſo häufig ſchreibe, daß ſeine Briefe immer länger würden, indeß Marie ſah darin weder eine Beruhigung noch einen Troſt.

Was kümmert mich denn das Alles, was er ſchreibt, ſagte ſie niedergeſchlagen; alle die

Ateliers und Muſeen und die Bücher, von denen er erzählt, die gehen mich ja gar Nichts an, die gehören nicht zu mir, damit macht er ſich nur ſelbſt Vergnügen. Wenn er mich liebte, wie ich ihn, ſo würde ihm das Alles gar Nichts ſein.

Vergebens wendete Lora ihr ein, daß Karl ja faſt ein Tagebuch in ſeinen Briefen ſende, daß er Nichts erlebe, Nichts treibe, wovon er ihr nicht Kunde gebe, daß er ſehnſüchtig um ihre Antwort bitte. Marie ſchüttelte zu alle dem den Kopf.

Was ſteht denn in den Briefen? klagte ſie einmal gegen Lora's Vorſtellungen. Es ſind Aufſätze, wie man ſie wohl in den großen Schulen machen mag; von mir, von ihm ſteht Nichts darin. Und all' dieſe Aufſätze ſchickt er mir nur, damit ich es nicht merke, daß er mir gar Nichts ſchreibt.

Die Überzeugung, daß Karl ſie nicht mehr liebe und ihr untreu ſei, war aus Mariens Seele nicht mehr zu entfernen. Die Abmahnungen gegen ihre Verlobung, welche Ludwig ihr am Tage

derſelben gemacht, die Vorſtellungen, die er ihr von dem luſtigen Leben eines Junggeſellen in Paris gegeben, kamen ihr nicht mehr aus dem Sinne, und auf dieſen böſen Weg gelangt, fand ſie keine Ruhe mehr. Sonſt hatte ſie es ganz in der Ordnung genannt, daß Karl ihr nicht beſonders von ſeiner Liebe und Zärtlichkeit geſprochen. Sie hatte gemeint, als Lora ſie einſt damit neckt: viel von ſolchen Dingen zu reden, ſei nur Sache der reichen Leute, die weiter Nichts zu thun hätten in der Welt; aber jetzt, da Karl alltäglich Muße fand, an ſeinen Briefen ein Stück zu ſchreiben, jetzt klagte ſie darüber, die Briefe wären kalt; und wenn er mit ihr von ihrer Heirath rede, ſo klinge das, als ginge das ihn und ſie Nichts an, als läge das Lernen und die Kunſt ihm weit näher an ſeinem Herzen als die Liebe.

Anfangs ſchalten Paul und Lora dieſe Eiferſucht Mariens eine unnütze Selbſtquälerei, endlich aber wurden ſie beſorgt, denn das Mädchen war

wie umgewandelt. Sie aß nicht mehr, ſie konnte nicht ſchlafen, ihre Arbeit wurde ihr zur Laſt. Auf den Rath ihres Bruders überredete Lora ſie, ſich offen gegen Karl auszuſprechen und ihm zu ſagen, welche Zweifel ſie peinigten. Erſt nach langem Zögern entſchloß ſie ſich dazu, und auch dann ließ ihre Furcht vor ſeiner Antwort ſie zu keiner ehrlichen, beſtimmten Frage kommen. Sie ſchrieb ihm nur, er möge ihr doch lieber mittheilen, mit welchen Familien und Menſchen er dort verkehre, nicht welche Bücher er leſe. Die Bücher wären eine Nebenſache für ſie gegen die Menſchen, mit denen ſie einſt zu leben haben werde. Sie wolle wiſſen, ob Deutſche darunter wären, Frauen und Mädchen ihres Alters, damit ſie ſich eine Vorſtellung machen könne von den Zuſtänden, in die ſie einmal kommen ſolle. Karl beantwortete das mit großer Unbefangenheit und Ausführlichkeit, es war nicht der kleinſte Anhaltpunkt in ſeinem Briefe für die Eiferſucht Mariens, aber

dieſe unglückliche Leidenſchaft blieb ſich dennoch in ihr gleich.

Marie iſt krank! ſagte Paul, wenn die Kommerzienräthinn es müde wurde immer das traurige Geſicht ihrer Kammerjungfer anzuſehen. Tadle ſie nicht, habe Nachſicht mit ihr, und laß uns verſuchen, wie wir ihr helfen, wie wir ihre treuen Dienſte ihr vergelten können. Vielleicht kann man dem jungen Manne mit einer Vorſchußſumme die Möglichkeit bereiten, ſich zu etabliren. Dann iſt er verſorgt, Marie verheirathet ſich, und ihre Mißſtimmung fällt Dir nicht mehr zur Laſt.

Noch an demſelben Tage führte er den Vorſatz aus. Er ſchrieb ſelbſt an Karl, ſchilderte ihm den Zuſtand ſeiner Braut, und erbot ſich, ihm einige tauſend Franken zu leihen, wenn dieſe ihm zu ſchneller Verheirathung mit Marien behülflich ſein könnten. Karl antwortete ſogleich. Er dankte mit warmer Erkenntlichkeit für den Antheil, welchen Paul an ihm und an Marien nähme,

aber er lehnte das Geldanerbieten für dieſen Augenblick noch ab. Sein Kontrakt mit dem Fabrikbeſitzer, ſagte er, ſei der Art, daß ein Zulage-Kapital ihm vorläufig noch nicht nützen könne. Bedürfe er deſſelben ſpäter, ſo werde er es ehrlich ſagen, da er gewiß ſei, es dann in nicht ferner Zeit eben ſo ehrlich rückerſtatten zu können. Daß Marie ſich in unſere Trennung ſo ſchwer findet, ſchrieb er endlich, drückt mich ſehr, aber auch meine Tage ſind nicht immer heiter, und wer weiß es, ob meine Braut im Ganzen nicht getroſter und muthiger in die Zukunft ſehen kann, als ich.

Er brach dann plötzlich ab und ſprach von andern Dingen, jedoch der ganze Brief trug das Gepräge einer Niedergeſchlagenheit, die der Schreiber zu verbergen offenbar nicht im Stande geweſen war, ſo wenig er ſie kund zu geben beabſichtigt haben mochte.

Lora war in ihrem Zimmer, als ihr Bruder mit dem Schreiben zu ihr kam. Er legte es auf

ihren Tiſch, ſie griff lebhaft danach, denn Karls Handſchrift war ihr ſeit lange her vertraut.

Wie gedrückt klingt der Brief! rief ſie aus, nachdem ſie ihn geleſen hatte.

Paul antwortete nicht darauf. Was ſollen wir nun thun? fragte ſie lebhaft, was denkſt Du davon Bruder?

Ich denke, erwiederte Paul, daß wir einen Irrthum, eine Anmaßung begangen haben, und ärgre mich, daß ich ſolcher Übereilungen noch immer fähig bin.

Lora achtete auf ſeine Worte nicht. Es iſt klar, er liebt ſie wirklich nicht! rief ſie, Marie wird außer ſich darüber ſein, aber man darf es ihr doch nicht verbergen, wiſſen muß ſie's doch.

Willſt Du's ihr ſagen? fragte Paul.

Lora ſchwieg. Man muß Berger dahin beſtimmen, daß er ſelbſt es ihr geſteht, meinte ſie nach einer Pauſe.

Man muß ihn beſtimmen? wiederholte Paul,

und wer giebt uns dazu das Recht? — Er hielt einen Augenblick inne. Laß es genug ſein, Lora! ſagte er dann. Wir ſind vielleicht ſchon jetzt zu weit gegangen, wenn auch in beſter Abſicht. Es iſt faſt immer eine Anmaßung die Menſchen leiten, und vollends ſie über ihre eigenen Gefühle aufklären zu wollen. Man greift damit voreilig und meiſt ungeſchickt in den Gang ihrer Entwicklung und ihrer Zuſtände ein. Geſteht der junge Berger ſich nicht ſelbſt, daß er und die arme Marie nicht mehr für einander paſſen, hat er nicht den Muth es ſich und ihr begreiflich zu machen — nun ſo wäre es Vorwitz, wenn wir dieſen Muth ſtatt ſeiner haben wollten. Laß ihn ſeinen Weg gehen.

Und was ſoll aus ihm werden? rief Lora.

Was er ſelber aus ſich machen wird! antwortete Paul.

Die Schweſter ſtand nachdenklich vor ihm. Sie ſchien ſich mit der Antwort beſcheiden zu wollen, aber der Bruder, der ihre Mienen kannte,

ſah, daß ſie es nur mit Mühe that, daß ſie den Unmuth zu unterdrücken ſtrebte, den ſie offenbar empfand. Er trat freundlich an ſie heran, und nahm ihr den ſeidenen Schnur aus der Hand, den ſie in der Zerſtreuung um ihre Finger feſt und feſter wickelte.

Lora! hub er an, ſei doch verſtändig und ſieh die Sache einfach an, ſtatt Dir aus Mariens Bräutigam einen Romanhelden zu machen. Der junge Menſch hat ſich mit einem zu ihm nicht paſſenden, aber ſehr braven Mädchen, verlobt, als es für ihn zu früh war. Weil er ſtrebſam iſt, ängſtigt ihn das um ſeinetwillen, und weil er brav iſt, beunruhigt es ihn auch des Mädchens wegen. Das iſt eben ſo natürlich, als daß Marie ungeduldig wird und ſich beklagt. Hätteſt Du Dich nicht hineingemiſcht, ſo wäre von dieſen Dingen vielleicht kaum die Rede. Die beiden Leute würden auf ihre Weiſe mit einander fertig werden, und ſeiner Zeit wird der junge

Mann denn auch ruhig kommen, ſeine Braut zu holen.

Und was dann? fragte Lora lebhaft. Soll dieſer Menſch, der ſo voll Streben, ſo voll Ehrgeiz iſt, der ſich in dieſer Zeit ſo merkwürdig entwickelt hat, ſoll der eine Frau bekommen, die nicht einmal —

Nicht einmal Franzöſiſch von Dir lernen kann? fiel ihr der Bruder ſcherzend in die Rede.

Spotte nicht! rief Lora, Du weißt, das iſt es nicht, und die Sache iſt dazu auch viel zu wichtig. Ich habe Marie lieb, und Berger intereſſirt mich. Soll ſie ſein Unglück werden, ſollen ſie Beide unglücklich werden durch dieſe Heirath? Sie paſſen für einander nicht, jetzt können ſie noch zurück, noch kann ein entſchiedener Schritt —

Paul ließ ſie nicht zu Ende ſprechen, und mit größerem Ernſte noch als zuvor, ſagte er: Keine Gewaltſamkeit, Lora! Nicht alle Naturen ſind für entſchiedene Schritte gemacht. Es giebt

tüchtige und doch ſehr biegſame Charaktere, die ſich leichter den gegebenen Verhältniſſen anzupaſſen und mit ihnen auszuſöhnen, als ſie abzuſchütteln vermögen. Vielleicht iſt Karl ein ſolcher, und ob er Deine idealiſtiſchen Anſichten von der Ehe theilt, davon weißt Du ja Nichts. Du ſiehſt es, Marie hat ſie nicht. Sie will einen eignen Heerd, und Kinder von dem Manne, den ſie liebt; mag er dann ſehen, wie er mit ihr und mit ſich ſelbſt zurecht kommt. Sie wird thun, was ſie kann, und glücklich ſein in dieſem Bewußtſein. Und wenn Berger eine Schaar von Arbeitern zu überwachen, eine Schaar von Kindern zu erziehen haben wird, wird er vielleicht auch nicht mehr derſelbe ſein.

Das heißt alſo, er wird untergehen! rief Lora faſt bitter.

Keinesweges! entgegnete Paul. Er kann trotzdem ein wackerer Künſtler werden, ein ganz tüchtiger Mann, nur den romantiſchen Nimbus

wird er verlieren, in dem er und ſein Treiben Dir jetzt erſcheinen, weil Du noch keinen ſtrebſamen jungen Mann ſeines Standes gekannt haſt. Er iſt ein braver Menſch und Marie ein braves Mädchen. Zieh' Deine Hand von ihnen ab, und laß ſie gehen. Du thuſt damit das Beſte für ſie, und auch das Klügſte.

Lora antwortete nicht darauf. Sie konnte und mochte dem Bruder nicht recht geben, aber bei dem Einfluß, den er auf ſie übte, entſtellte ſeine Anſicht ihr das Bild ihres Schützlings. Es war ihr als hätte ſie eine Täuſchung erlitten, und als Marie am Abende, während ſie das Fräulein bediente, zufällig Etwas von ihrer Zukunft und von ihrem Bräutigam erwähnte, hatte Lora zum erſtenmale keine Neigung davon zu hören, obſchon ſie ſich dieſe Unluſt als eine Härte vorwarf.

Die Unterredung mit dem Bruder hatte Lora aber zum Nachdenken bewogen. Sie fragte ſich, ob ſie wirklich einen üblen Einfluß auf das Braut-

paar ausgeübt, ſie wurde mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, wie die Jugend es pflegt, wenn ſie ihre erſten Irrthümer gewahr wird. Sie wollte einlenken, gut machen, ſie gab Marien täglich Beweiſe davon, aber ihr Herz hatte ſich dem Mädchen abgewendet, ohne daß ſie es gewollt, und Marie würde das auch bald empfunden haben, wäre nicht die Theilnahme Beider plötzlich nach einer ganz andern Seite hin in Anſpruch genommen worden.

## Neuntes Kapitel.

Es war beim Beginne des Frühjahrs, als die Kommerzienräthinn, die ſich ſchon ſeit längerer Zeit nicht wohl befunden hatte, ernſtlich erkrankte. Man war grade auf dem Punkte geweſen, die Stadtwohnung zu verlaſſen und wie alljährig das Landhaus zu beziehen, aber der Zuſtand der Hausfrau hatte das unmöglich gemacht. Die zweite Hälfte des April, der ganze Mai entſchwanden, ohne daß eine Beſſerung in dem Befinden der Kranken ſich zeigen wollte. Die Tage und Nächte vergingen in banger Beſorgniß, in zweifelhafter Hoffnung, und die beiden Mädchen theilten die mühevolle Pflege mit gleicher, ausdauernder Treue. Sie hatten immer nur an das gegenwärtige Leiden, an den nächſten Augenblick zu denken. Lora ver-

gaß darüber nach Mariens Bräutigam zu fragen, und dieſe wagte nicht von ihm, von ſich zu ſprechen. Sie verbarg es, daß er plötzlich anfing ihr ſeltener zu ſchreiben, ſie mochte nicht klagen, da ihr Fräulein eigne Sorgen hatte. Alles war bedrückt im Hauſe, und je weiter das Jahr heraufkam, um ſo trüber wurde es.

Die Sonne, die ſo hell im Freien funkelte, ſah nur ſtundenweiſe durch die Doppelfenſter hinein, die man, eben weil man die Stadt noch immer zu verlaſſen hoffte, nicht abgenommen. In einigen Zimmern erzeugte das eine gewiſſe Kälte, in andern eine dumpfe Wärme, unbehaglich war es überall, außer in den Stuben der Kranken, für die man mit höchſtem Vorbedacht ſorgte. Lora ging nur am Abende ein Paar Stunden aus, ſich Bewegung zu machen, die Dienerſchaft kam gar nicht aus dem Hauſe. Es war weniger zu thun als ſonſt, und doch konnte man Niemand entbehren, weil der Zuſtand der Kommerzienräthinn

ſich keine Stunde gleich blieb, und ihre Bedürfniſſe häufig wechſelten. Die Ärzte redeten davon, daß ſie nach Karlsbad gehen ſolle, wenn ihr Befinden ſich ſo weit gebeſſert haben würde, die Reiſe zu ertragen, ſie ſelbſt verſprach ſich viel von dem Bade, das ihr mehrmals weſentlich genützt, indeß die erwartete Beſſerung ließ vergebens auf ſich hoffen. Die Ärzte wurden ſchweigſamer, Lora und Paul mochten nicht fragen und nicht hören wie es mit der Mutter ſtände, es konnte es Jeder ſehen, der es nur ſehen wollte. Das Fräulein war angegriffen, Marie, auf der die ſchwerſte Laſt der Krankenpflege ruhte, und die daneben in den ſchlafloſen Nächten den eignen Gram und die eignen Sorgen zu bekämpfen hatte, ſah ſich ſelber nicht mehr ähnlich. Die andern Dienſtboten wurden läſſig, denn eine langwierige Krankheit im Hauſe demoraliſirt die Dienerſchaft und die Kinder immer, weil es die zwingende Regelmäßigkeit des Lebens unterbricht, deren ſie als eines ſittlichen

Anhalts nöthig haben. Nur Ludwig war nicht niedergeſchlagen, nicht läſſig, nicht angegriffen, ſondern vollkommen unverändert.

Er hatte der Krankheit und dem wahrſcheinlichen Tode der Hausfrau von Anfang an gradezu in's Auge geſehen. Es war ihm eine Weile auch wirklich recht nahe gegangen, daß er eine ſolch gütige Herrſchaft verlieren ſollte; aber er war dann mit dem Gedanken als mit einer Thatſache vertraut und fertig geworden, und hatte bereits zu lange ſeine Plane für den Fall gemacht, als daß er ſich um ſeinetwillen jetzt irgend wie hätte beunruhigt fühlen ſollen. Er gehörte zu den Menſchen, die ſich ſelbſt für gefaßt im Unglück halten, und von Andern dafür angeſehen werden, weil ſie die Gewohnheit haben, immer mit Überlegung in eine ferne Zukunft zu denken, und ſich ihr eigenes Verhalten in derſelben im Voraus zurecht zu machen. Faſſungsloſigkeit iſt meiſt die Folge eines planloſen Hinlebens in den täglichen Verhält-

niſſen und Anläſſen, aus denen die Zukunft ſich auferbaut.

Es lag fern von ihm, irgend Etwas in ſeinem Dienſte zu verſäumen, weil dieſer bald zu Ende gehen konnte. Im Gegentheil, es war ihm eine Gewiſſens- und Ehrenſache der Kommerzienräthinn bis zu ihrem letzten Athemzuge es ſo bequem und leicht zu machen, als er konnte, ohne ſeine eignen Kräfte dabei auf's Spiel zu ſetzen. Denn daß Marie ſich ſelber ganz vergaß, wo es auf die Pflege der Kranken ankam, das wäre entſchieden gegen ſeine Meinung geweſen, hätte er weiter auch gar keine Abſichten auf das Mädchen gehegt. Schon mehrmals hatte er ihr vorgeſtellt, ſie werde ſich zu viel thun, er hatte ſich ihr auch mit mancherlei Dienſten hülfreicher bewieſen, als es ſonſt in ſeiner Art war, und Marie war ihm in ihrer innern Verlaſſenheit doppelt dankbar dafür geweſen; ſie aber zum Sprechen zu bringen,

wie er's nannte, das war ihm noch immer nicht geglückt.

Je länger die Kommerzienräthinn krank war, je bedenklicher ihm ihr Zustand vorkam, um so näher traten ihm nun aber seine eigenen Plane, und da es ihm nicht gleich zu gelingen schien, sie auf grabem Wege bei dem Mädchen selbst zu fördern, so entschloß er sich, sie auf einem Umwege zu verfolgen, und vor allen Dingen die Eltern auszuspähn und zu gewinnen.

Er war zu anderen Zeiten selten einmal zum Meister Redlich hinübergekommen. Er hatte zu thun, die Leute hatten zu thun, sie wohnten ihm zu eng, hatten auch immer allerlei Sorgen und Klagen, und in seiner eigenen luftigen Stube war er sich immer mehr am Platze erschienen, als drüben bei dem Meister. Indeß dieser Sommer in der Stadt, und die jetzige Sachlage brachten eine Änderung darin hervor. Ludwig hatte nicht nur seine bestimmten Gründe, er hatte auch Lange-

weile. Abends, wenn die jungen Herrſchaften ſpazieren gingen, durfte er natürlich das Haus nicht verlaſſen, um für einen Nothfall ſtets zur Hand zu ſein, aber er hatte doch meiſt Nichts zu thun, und ſo war es grade dieſe Zeit, in der er ſeit einigen Wochen bisweilen bei dem Meiſter vorſprach, um mit ihm eine müſſige Stunde zu verplaudern.

Der Meiſter ſaß wie immer auf ſeinem Arbeitstiſch, und hatte die Fenſter offen. Rothe Bohnenblüthen und gelbe Kreſſenblumen waren aus grünem Kaſten an ſtraffen Bindfaden vor demſelben in die Höhe gezogen. Das Bauer mit der Schwarzdroſſel, die klug war nach des Meiſters Anſicht wie ein Menſch, hing auch im Freien. Die Droſſel pfiff im klaren Lichte der Abendſonne ihr immergleiches, frohes Lied, und durch die offene Thüre der Kammer zog ein ſo friſcher warmer Luftſtrom in die Stube, daß der Meiſter aus Sommerluſt und Wohlbehagen mit

ſeinem Vogel um die Wette pfeifen mußte. Die Frau plättete in der Kammer, Hanne war außer dem Hauſe auf Arbeit als Näherinn, und Sophie häkelte im Hofe, wo der Hermann mit dem Sohne des Kutſchers ſpielte.

Den Meiſter aufzuſuchen, als käme er des Plauderns wegen, das hatte Ludwig ſtets vermieden, denn dazu hielt er ſich zu vornehm. Er hatte es vielmehr ſtets ſo einzurichten gewußt, daß es den Anſchein gewann, als habe er Etwas auszurichten, als träte er nur zufällig herein, und auch diesmal bot ihm die offne Stubenthüre dazu den Anlaß.

Ihr habt ja Thür und Fenſter offen, Meiſter! rief er dem Arbeitenden zu, es zieht herüber bis in unſere Küche!

In ſolcher Hitze wird es ja nicht ſchaden drüben! wendete Redlich ein, und die Frau fügte aus der Kammer ſprechend hinzu: Es iſt ja hier nicht anders auszuhalten bei dem Plätten, und

draußen im Hauſe ſoll's nicht gemacht werden. Wenn man da im Sommer die Thüre nicht einmal mehr aufmachen darf —

Wer ſagt das denn? fiel ihr Ludwig in das Wort, ich meine nur, Sie ſollen ſich in Acht nehmen. In der Hitze kriegt man am leichteſten Etwas weg.

Unſer Eins nicht! ſagte Frau Redlich.

Menſch iſt Menſch! entgegnete der Diener bedächtig, und wenn man nachher ſo daliegt — —

Geht's drüben ſo ſchlecht? fragte der Meiſter.

Ich glaub's nicht, daß ſie aufkommt! antwortete der Diener, es iſt Etwas in ihrem Geſichte, das nicht mehr nach Leben ausſieht. Aber wie lange ſie ſich noch ſo hinquälen kann, das mag Gott im Himmel wiſſen.

Verdient hat ſie's nicht, daß ſie ſoviel aushalten muß! Wenn ſie ſtirbt, wird Mancher es zu empfinden haben! ſeufzte der Meiſter und ſah nachdenklich von der Arbeit auf.

Gewiß! gewiß! bekräftigte der Andre, aber so wie's jetzt geht, halten wir's Alle nicht lange aus. Ich bin doch in meinen allerbesten Jahren und keiner von den Schwachen, und ich fühle es dennoch in allen Gliedern. Rechte Ruhe hat man nicht Tag nicht Nacht. Immer denkt man, nun klingelt's, nun rufen sie, und dabei liegt's auf Einem mit 'ner stillen Angst. Es ist eine schlechte Geschichte, zuzusehen, wie's langsam zu Ende geht mit einem Menschen. Daß die Marie es noch so durchhält, das ist mir ein reines Wunder!

Frau Redlich hatte eben ein Eisen abgeplättet, nun blieb sie auf dem Wege, ein anderes zu holen, stehen. Ja! sagte sie, sie sieht zum Erbarmen aus, keinen Blutstropfen im Gesichte, und fast nur die Haut über den Knochen.

Ludwig war schon lange eingetreten. Jetzt, da er die Mutter auf dem Punkte hatte, wo er sie haben wollte, setzte er sich nieder. Man erholt sich hier ordentlich! sagte er. Ich weiß nicht, wie

es zugeht, wir lüften drüben doch unſer Theil, aber es iſt als röche es nach Medizin bis in den letzten Winkel des Hauſes. Hier iſt's viel friſcher!

Wo ſo viel Menſchen wohnen und ſchlafen! wendete die Meiſterinn ein, und wollte ſich eben des Breiteren im eignen Lob ihrer ſorgfältigen Reinlichkeit ergehen, indeß daran war es dem Gaſte durchaus nicht gelegen, und ihr ſchnell in das Wort fallend, ſprach er: Was ich ſagen wollte, die Marie vergrämt ſich, daß man's nicht anſehen kann! —

Vergrämt ſich? fragte der Meiſter, der niemals von ſelbſt bemerkte, was in ſeinem Hauſe vorging, und dem's die Mutter auch nicht ſagte, wenn's ihr nicht paßte in ihren Kram. Vergrämt ſich? was hat die ſich zu grämen? daß ihr die Herrſchaft ſtirbt, das glaubt ſie ja bis dieſe Stunde gar nicht.

Nein! das iſt ja auch im Leben wie es kommt! das wird Keinem erſpart, und die Kommerzien=

räthinn, das muß man ſagen, hat's gut gehabt von Jugend an in dieſer Welt. Gut zu den Menſchen iſt ſie freilich auch geweſen, das kann ihr Niemand nehmen. Aber, was ich ſagen wollte, ſo Tag und Nacht auf den Füßen zu ſein, wie die Marie, und dabei die Gedanken, die ſie ſich macht, daß es doch — —

Die Meiſterinn gab ihm ein Zeichen, er beachtete es nicht. Daß es doch, fuhr er fort, ſchlimm iſt vor den Leuten — —

Sie winkte ihm lebhafter, ſie wußte alſo, was er meinte; ſie dachte alſo auch daſſelbe. Er konnte jetzt ſchweigen, um nachher ausführlicher davon mit ihr zu reden. Dem Meiſter fiel es auf, daß Ludwig ſo plötzlich abbrach. Was iſt ſchlimm? fragte er.

Daß ſie nachher am Ende ihren Dienſt verliert! antwortete ihm ſchnell ſeine Frau.

Sie bleibt ja doch gewiß beim Fräulein! und der Herr Kerſten meinte auch vor den Leuten! —

wendete der Vater ein, denn er hatte eine unbestimmte Ahnung, daß sie ihm nicht das Rechte sagten. Was soll ihr vor den Leuten denn passiren? —

Na! freilich, vor den Leuten! rief die Mutter, meinst Du, es soll ihr lieb sein, daß es noch immer mit dem Karl nicht so weit ist, daß sie nachher hier noch am Ende warten soll? —

Ihr sagt ja Alle, es sei nicht seine Schuld! Da muß sie sich drin finden, denn das, was ihr der liebe Herrgott schickt —

Das wird das Beste für sie sein! fiel ihm die Mutter ungeduldig in die Rede. Du siehst's ja auch, sie wartet ja!

Aber wenn sie so abfällt, und wahr ist's, abgefallen ist sie! sagte der Meister, dem jetzt zum erstenmale der Gedanke kam, daß seine Lieblingstochter Kummer habe.

Warten macht nicht fett! rief die Mutter, jede Braut wird mager! — Damit ging sie aus

dem Zimmer nach der Küche, um das Gespräch so schnell als möglich abzubrechen. Der Meister, der es gewohnt war, die kurzen Aussprüche seiner Frau ein für allemal als unwiderleglich gelten zu lassen, gab sich äußerlich zur Ruhe, obschon die Sache ihm auf's Herz gefallen war, und bald darauf entfernte sich auch Ludwig, und machte die Thüre nach dem Hause, die er offen gefunden hatte, ohne Weiteres zu.

Als er auf den Flur trat, kam die Meisterinn an ihn heran. Herr Kersten, sagte sie, nehmen Sie's nicht übel, aber das wär' auch nicht nöthig gewesen, ganz und gar nicht.

Ludwig machte ein verwundertes Gesicht und sagte mit erheuchelter Befremdung: Was habe ich denn gesagt? Es war ja nur die Rede von der Kommerzienräthinn; und daß die sterben wird, das weiß ein Jeder, der es wissen will.

Das ist auch das Wenigste! fuhr die Meisterinn eifrig fort, nur von wegen der Marie —

Es iſt aber wahr! unterbrach der Diener ſie, die thut ſich Überlaſt, und unſer Einer hat doch auf der Welt nicht viel weiter, als ſich ſelbſt und ſein Bischen eigene Geſundheit.

Die Meiſterinn wurde verdrießlich. So klug Ludwig war, ſie war eben ſo klug, wie ſie meinte, und es ärgerte ſie, daß er nur glauben konnte ſie zu täuſchen. Wahr! wahr! wiederholte ſie, die Wahrheit iſt aber nicht Jedermanns Sache, und mein Mann —

Nun, fiel ihr der Diener wieder in das Wort, wie die Marie verkommt, das muß er denn doch ſehen, ſo gut wie jeder Andre.

Hat er's denn geſehen? fragte die Mutter, und fing an Brod zum Abendeſſen zu ſchneiden, und mit Pflaumenmus zu beſtreichen, um über der Unterhaltung die Zeit nicht müſſig hingehen zu laſſen. Hat er's denn geſehen? Und wenn er's doch zuletzt gewahr worden wäre; woher es kommt, das wäre ihm nicht eingefallen. — Sie ſchnitt im

Ärger ſo eifrig in das Brod hinein, daß ſie plötzlich inne hielt, die Zahl der Stücke nachzuzählen. Den Augenblick benutzte Ludwig, und aus ſeinem vorſichtigen Hinterhalte mit rückſichtsloſer Schnelle heraustretend, fragte er: Alſo 's iſt richtig, er läßt ſie ſitzen?

Die Meiſterinn ſtutzte, ſie legte das Brod aus der Hand. Wer ſagt das? rief ſie, wer kann das ſagen?

Sie haben's eben ſelber ja geſagt, und die Marie —

Hat ſie was davon geredet? fiel die Mutter ihm in's Wort.

Mit mir keine Sylbe! entgegnete der Diener.

Das iſt ſo ihre Art! ſprach die Meiſterinn, ſo war ſie von Kindesbeinen an. Es iſt Nichts aus ihr herauszubringen. Faſt — die Meiſterinn ſtockte in ihrer Rede. — Es hatte ja kein Menſch eine Ahnung davon, fuhr ſie fort, daß ſie ſich ſo an den Karl gehängt hatte! Und wie ſie nun

Brautleute waren; meinen Sie, daß sie Etwas gesagt hätte, wie es stände zwischen ihnen, und wie es wäre, was doch jede Mutter wissen will. Die ersten Paar Wochen, als wir dachten, es könnte gleich sein mit der Heirath, da ließ sie sich zuweilen noch aus über ihre Einrichtung, über die Wäsche und die Sachen. Nachher, wie der erste Brief kam, in dem es hieß, daß sie noch warten müßten, da hat kein Mensch mehr eine Zeile von den Briefen zu hören bekommen, außer drüben dem Fräulein. Die Briefe wären nicht für uns, sagte sie, — als wenn man nicht so gut seinen Verstand hätte wie ein Andrer. Aber so lieb ich den Karl habe, und ich habe ihn lieb gehabt, wie mein eigen Fleisch und Blut, wie er damit kam, daß sie erst Französisch lernen müßte, als sollte sie eine Französische Mamsell und nicht seine Frau werden, da hatte ich meinen Schrecken weg. Was braucht denn eine ordentliche Frau Französisch zu lernen, was macht sich denn ein

ſolider Menſch daraus? Das war ja Firlefanz und bloßer Aufenthalt, und ich ſagte es ihr auch, und es war ihr auch nicht recht, aber das Fräulein meinte, er könnte und müßte darauf beſtehen — und — —

Ludwig hatte ſie wollen ausreden laſſen, indeß er hatte nicht bedacht, wie lange die Sorge um der Tochter Heirath der Frau das Herz bedrückt, und daß nun Alles gewaltſam hervorſtrömen wollte, was ſie ſeit alle der Zeit in ſich verſchloſſen hatte. Er ſah ſich alſo genöthigt, ſie zu unterbrechen, wollte er vorwärts mit ihr kommen. Es ſind nun an die vier Wochen, ſagte er, daß er ihr nicht geſchrieben hat, ich ſehe ja die Briefe alle, die in's Haus kommen, und es vergehen nicht acht Tage, ohne daß ſie ihm einen Brief ſchickt. Vor drei Wochen hat unſer junger Herr ihm auch geſchrieben —

Der junge Herr? fragte Frau Redlich mit

ungläubigem Erſtaunen, aber Ludwig achtete nicht darauf.

Danach hat der Berger denn gleich geantwortet, fuhr er fort, und es hat etwas Beſonderes mit der ganzen Sache auf ſich gehabt, denn den Brief nach Paris, der Morgens auf ſeinem Tiſche lag, den trug der Herr damals ſelber auf die Poſt, und ein Paar Tage ſpäter ſagte er mir: wenn für mich Briefe kommen von Paris, ſo bringen Sie mir dieſe gleich direkt herauf. Das kenne ich aber, wenn er das ſagt, das heißt Nichts anderes, als: laſſe ſie vor Niemand ſehen. Sie haben ſo ihre beſondere Sprache, die man verſtehen lernen muß, Jeder ſeine eigne.

Frau Redlich war ganz ſtill geworden. »Wenn ich das erleben ſollte!« — rief ſie endlich und brach eben ſo plötzlich ab.

Was denn? fragte Ludwig, als wiſſe er nicht was ſie meine.

Ich weiß nicht, was ſie thäte —

Wer denn?

Sie überlebt es nicht! sagte die Meisterinn wieder, gleichsam zu sich selber sprechend — und nun noch erst mein Mann!

Nun der wird sich doch nicht auch das Leben nehmen, wenn Nichts aus der Heirath wird? meinte der Diener mit lächelndem Zweifel.

Herr Kersten! Sie kennen ihn nicht! hob die Frau plötzlich lebhafter an. So still er dasitzen kann und so zufrieden, wo er zu klagen hätte und zu sorgen wie jeder Andere; so viel er sich auch gefallen läßt, und sagt, der Niedere und der Arme müßte sich ducken, so giebt's doch einen Punkt, in dem er keinen Spaß und Nichts versteht. Wenn man ihm oder den Kindern was nachreden könnte, wenn Eins von den Kindern sich etwas zu Schulden kommen ließe, oder wenn der Marie der Schimpf angethan würde, daß der Karl sie sitzen ließe, es — sie hielt inne, seufzte und sagte dann kopfschüttelnd — wahrhaftig Gott! es würde nicht

gut! — Und ich habe den Menſchen lieb gehabt, die Marie hatte ihn gar nicht lieber.

Sie hatte ihr Bügeleiſen und das Feuer vergeſſen, die Thränen kamen ihr in die Augen, indeß ſie hatte im Leben zu viel durchgemacht, um ſich einer ſolchen Rührung nicht zu ſchämen. Mit dem Schürzenzipfel fuhr ſie ſich ſchnell über das Geſicht, und in gefaßterem Tone fügte ſie hinzu: Kleine Kinder kleine Sorge, große Kinder große Sorge! zur Ruh kommt eine Mutter niemals.

Ludwig hatte ihr Zeit gelaſſen ihre Gedanken und Gefühle zu entwickeln, und jetzt erſt, wie zum Troſte ſagte er: Es iſt auch nicht Alles ſo ſchlimm wie es zuerſt erſcheint. Nimmt der Berger ſie nicht, und da ſie älter als er iſt und recht herunter, ſo kann man's dem jungen Menſchen, obenein da er in Paris ſo weit weg von ihr iſt, auch am Ende nicht ſo ſehr verdenken. Jugend hat keine Tugend! ſie war immer nicht recht für ihn, ſie war im Grunde, weil ſie eben ſo ſtill und für ſich

ſelbſt iſt, immer eher für einen Mann im geſetzten Alter. Gut wär's mit dem Jungen nie gegangen. Der hätte wohl bald etwas Junges daneben gehabt, und wer weiß ob ſie nicht beſſer ankommt mit einem Andern.

Mit einem Andern? fragte die Mutter, es iſt ja gar kein Anderer da.

Ich meine auch nur, wenn ſich Einer fände! erklärte Ludwig, und fing an ſich mehr und mehr in die Bruſt zu werfen. Sehen Sie, ſagte er, und zupfte die Vatermörder in die Höhe, wenn ſich für die Marie hier am Orte ein Mann träfe, ein Mann in meinen Jahren, recht in ſeinen guten Jahren, der ſchon ſolid geworden iſt, ſo ein Mann mit dem ſie hier am Orte in einem netten Hauſe ein ruhiges Auskommen hätte, und Anſehn unter den Leuten. Ein Mann, bei dem Sie und der Vater Sonntags zum Kaffee hinkommen könnten; und die Kinder, ich meine die Geſchwiſter, hätten auch einen Halt an ihm, wenn Sie und der Mei-

ſter einmal die Augen zuthäten; das wäre denn doch ganz etwas Anderes, als auf Gerathewohl mit einem Menſchen, der noch Nichts iſt und noch Nichts hat in die Fremde zu gehen. Mir hat die Heirath mit dem Berger nie gefallen. Ich habe mich gewundert, daß die Marie nicht mehr auf ſich gehalten, daß ſie ſo mir Nichts Dir Nichts von Vater und Mutter wegziehen wollte — —

Er unterbrach ſich, denn er ſah an den Mienen der Mutter, wie Alles in ihr ſchwankte, und was in ihrem Herzen vorging. Das nette Haus, der Sonntagskaffee, die Möglichkeit ihre Tochter in ihrer Nähe zu haben und eine Stütze an ihr zu gewinnen, das Alles übte einen verlockenden Zauber auf ſie aus, und der Gedanke, daß ihrer Tochter, ihrem Manne Kummer erſpart werden könne, daß ſie dem Karl, der ihr ſchon ſo viel ſchlafloſe Nächte gemacht, beweiſen könne, die Marie brauche nicht auf ihn zu warten, der war ihr vollends ein gar zu großer Reiz.

Ja! sagte sie, ich habe wohl schon manchmal darüber nachgesonnen, daß wir von ihr Nichts haben werden, wenn sie fortgeht, und sie ist uns doch sauer genug geworden wie die Kinder Alle, aber es hat sich ja hier Nichts für sie finden wollen.

Was nicht ist, kann werden! fiel ihr Ludwig in das Wort, und plötzlich aus dem Ernste der Unterredung zum Scherze übergehend, sagte er: es ist ja noch nicht aller Tage Abend! und wenn bei uns der Dienst einmal anders wird oder gar aufhört — er vermied es auszusprechen, auf welche Weise das geschehen könne — wenn bei uns der Dienst einmal aufhört, na! so bin ich ja auch in den besten Jahren, und ich denke auch gut zu leiden, und — just verschworen hab' ich's auch nicht! —

Damit wendete er sich ab, ging aus der Küche hinaus, und ließ Frau Redlich in einer Aufregung, in einem Erstaunen zurück, daß sie dastand wie

ein junges Mädchen, dem man hinter der Eltern Rücken eine Liebeserklärung gemacht hat.

Sie wußte nicht, wie ihr eigentlich zu Muthe war, sie wußte auch nicht, wie Alles gekommen, obschon ihr die Thatsachen vollständig gegenwärtig waren, aber eine Botschaft vom Könige hätte sie nicht mehr überrascht, als Ludwig's Worte. Hätte ihr junger Herr sich in Marie verliebt und sie zur Frau gefordert, das wäre der Mutter eigentlich lange nicht so merkwürdig erschienen. Es hatte sich ja schon öfter zugetragen, daß reiche junge Männer eine arme Kammerjungfer geheirathet hatten, aber daß Ludwig, der Diener der Kommerzienräthinn, die erste Person im Hause, daran dachte die Marie zu nehmen, das machte ihr den wunderbarsten Eindruck; denn wie alle ungebildeten Menschen überschätzte oder unterschätzte sie die Personen und Dinge, welche ihr die nächsten waren. Ludwig, der die Miethen einzog, die Hauspolizei handhabte auf dem ganzen Grundstücke,

von deſſen gutem Willen ſie ſich mehr oder weniger abhängig befand, war für Frau Redlich mit einem Glorienſchein der Bedeutung und Vornehmheit umgeben, vor dem die Erinnerung an ihren einſtigen Liebling, an den entfernten Karl urplötzlich erblaßte. Daß Ludwig Marien's Vater ſein konnte, daß ſie einen andern liebte, kam in dieſem Augenblicke bei der Mutter nicht in Betrachtung. Sie war ganz hingenommen von der Ehre, welche Ludwig ihnen anzuthun geneigt war. Förmlich berauſcht davon, eilte ſie in das Zimmer, ſie mußte es ihrem Manne erzählen. Aber als ſie die Thüre aufmachte, als ſie ihm ſagen wollte: Redlich! denke Dir, der Kerſten will die Marie haben! da fiel es ihr erſt auf das Herz, daß Ludwig dies nicht geſagt, daß Marie verlobt ſei, daß der Vater noch gar Nichts ahne von dem gefürchteten Bruche ihres Verlöbniſſes, und ſtill und kleinlaut ging ſie in die Kammer an das Plättbrett, die begonnene Arbeit fortzuſetzen.

Indeß mit all' ſeiner Vernunft kommt man oft nicht gegen ſeine Phantaſie auf. Frau Redlich war trotz ihrer zwei und funfzig Jahre immer noch Feuer und Flamme im Guten, wie im Böſen. Immer voll von Hoffnungen, immer mit dem Geiſte in der Zukunft, wenn ihr in der Gegenwart Etwas nicht nach ihrem Sinne ging, und darum meiſt immer guten Muthes. Noch hatte ſie nicht zwei Schürzen gebügelt, als ſie ſchon deutlich vor Augen ſah, wie ſie Sonntags den braunen Camlotrock, die Haube mit dem weißen Bande und das gute ſchwarze Tuch anlegte, um die Tochter in dem netten Hauſe zum Kaffee zu beſuchen. Sie ſelbſt wuſch die Gardinen für Marie zur Taufe, und kochte und half, damit Alles einen Schick hatte, und ſo wie Ludwig im Stande war, konnte er bei einer Taufe auch Etwas d'rauf gehen laſſen. Alle Tage tauft man nicht, wenn ſchon bisweilen alle Jahre! dachte ſie, und mußte ſelbſt darüber lachen, denn ſie hatte viele Kinder gehabt,

die Marie konnte alſo darauf nur eben ſo gut gefaßt ſein.

Nie im Leben war die Mutter ſo heiter geweſen wie in dieſer Stunde, nie zuvor hatte ihr der Gedanke an der Tochter Zukunft ſo viel Freude gemacht als jetzt, wo ſie ſich ein Bild von derſelben entwerfen konnte. Im Grunde war ihr Alles zuwider, was ſie ſich nicht vorzuſtellen vermochte, und die Heirath nach Paris war ihr eigentlich nach der erſten Freude ſtets eine unbehagliche Sache geweſen. Sie begriff es jetzt gar nicht, wie ſie der Tochter nicht immer davon abgerathen, wie ſie es nicht immer gemerkt, daß der Ludwig ſein Auge auf die Marie geworfen habe. Sie wäre gern jetzt gleich zur Tochter gegangen, ſie auszuhören, indeß grade als ſie auf den Flur trat, kam Ludwig zur gegenüberliegenden Thüre heraus. Er hatte den Rock nur erſt halb auf den Achſeln, den Hut noch in der Hand, und eilte, während er ſich anzog, ſchon die Treppe hinunter.

Wo denn hin? fragte die Meisterinn. Er gab ihr keine Antwort. Nach der Unterredung, welche sie eben gehabt hatten, mußte ihr das doppelt auffallen. Neugierig bog sie sich zum Fenster hinaus. Sie sah, daß er in den Stall ging, dann kam er zurück und eilte über den Hof mit solcher Hast, daß man hätte sagen können, er stürze fort, wäre das nicht unter seiner Würde gewesen. Wenn er sich nur nicht Schaden thut! dachte sie, und spürte eine Sorgfalt für seine Gesundheit, die sie nie zuvor empfunden hatte.

Gleich darauf hörte sie, daß der Kutscher anspannte. Er war auch schneller dabei, als es sonst seine Art war. Es dauerte keine fünf Minuten ehe er fertig war und fortfuhr. »Drüben muß Etwas vorgefallen sein! bemerkte die Meisterinn, und ging nach der Küche Erkundigungen einzuziehen. Die Küche war zu, auf ihr Klopfen öffnete Niemand, und eben wollte sie sich von unbestimmter Angst gepeinigt, zurück in ihre Woh-

nung begeben, als Hanne von der Arbeit heimkehrend die Treppe in die Höhe ſtieg.

Wie iſt's denn? ſprach ſie leiſe. Die Mutter ſah ſie fragend an. Habt Ihr's denn nicht gehört? fuhr das Mädchen fort, es iſt ja drüben mit einem Male ſo ſchlecht geworden. Die Sophie ſagt, der Ludwig ſei zum Doktor gelaufen, und der Wagen in den Thiergarten gefahren, die jungen Herrſchaften zu holen, die bei der Tante ſind.

Mein Gott! rief die Mutter, und lief in den Hof und dann die Vordertreppe hinauf, um zu verſuchen, ob ſie nicht von der Seite in das Haus gelangen könne. Sie wollte helfen, ſie wußte nicht wobei und wie, aber ſie hatte die Empfindung, eine erfahrne Frau wie ſie, ſei immer am Platze, wo es Noth gäbe.

## Zehntes Kapitel.

Hanne ging in die Wohnung ihrer Eltern. Der Meiſter hatte, weil es ſchon dämmerig war, die Arbeit fortgelegt. Er ſtand am Fenſter und pflückte die gelben Blätter von der Kreſſe ab. Hanne ſagte ihm guten Abend, und begann wie alltäglich ihre Sachen fortzuräumen. Sie ſchüttelte ihr Tuch vom Staube rein, legte es zuſammen, verſchloß es in der Komode, bedeckte den Strohhut mit einem Stück vergilbter Gaze, aber es war ihr dabei ſo beklommen, als thäte ſie es zum letztenmale, als müſſe ſie ſelbſt ſterben; denn ihrer friſchen Jugend war der Gedanke an den Tod noch ſo fremd, daß er ſie verwirrte und lähmte.

Sie wußte ſonſt immer allerlei zu erzählen

aus den Häuſern, in denen ſie gearbeitet hatte, und ſie erzählte es meiſt mit ſo guter Laune, daß der Vater ſeinen Spaß daran hatte; heute jedoch ſetzte ſie ſich in die Fenſterecke, in der die Mutter ſonſt zu ſitzen pflegte, und ſah ſchweigend zu, wie der Vater die Blätter abpflückte und in den Hof hinabwarf. Die Schwarzdroſſel ſprang noch dann und wann einmal von dem untern Stängchen auf das obere, hob die Flügel noch ab und zu einmal ſchläfrig auf und breitete ſie weit aus, als wolle ſie ſich ihre Decken zurecht machen für die Nacht, dann ſetzte ſie ſich auf ihren gewohnten Sitz, oben auf der Mittelſtange, zog die Flügel von einander, neigte den kleinen Kopf mit den großen, blanken Augen, über denen ſchon langſam die weißen Lieder herabſanken, blinzelte, ſchüttelte ſich noch einmal, endlich ſchlug ſie die Flügel über ihren kleinen Kopf zuſammen, und gleich darauf ſchlief ſie ein mit dem untergehenden Tage.

So lange er noch an den Blumen eine Ver=

richtung, und an der einſchlafenden Droſſel einen Zeitvertreib gehabt hatte, war der Meiſter ſtill geweſen. Nun es ganz dunkel geworden war, und er ſich ſeine kleine Pfeife geſtopft hatte, ſagte er: Hanne, Du ſprichſt ja gar nicht.

Was ſoll man denn auch dazu ſagen! entgegnete ſie in der Vorausſetzung, der Vater wiſſe von dem ſchlimmen Zuſtande der Hausfrau; aber er erfuhr ihn erſt durch ſie. Er ſeufzte und ſchüttelte den Kopf. Es that ihm in der Seele wehe, er hatte ſo viel Gutes von der Frau gehabt, er dachte an alle die Male, wo ſie ihnen zu Hülfe gekommen war mit Rath und That.

Während deſſen ging der Mond hinter dem Hauſe in die Höhe, daß die gegenüberliegende Wand ganz hell wurde, und die Fenſter von den Stuben der Kommerzienräthinn und der Kammerjungfer, die nebeneinander lagen, in bläulichem Lichte ſchimmerten.

Sophie und der kleine Bruder kamen vom

Hofe herauf, der Knabe war ſchläfrig, der Meiſter nicht in der Stimmung ſich mit ihm wie an anderen Abenden zu ſchaffen zu machen. Sophie brachte den Bruder zu Bett und legte ſich ebenfalls nieder. Unten im Hofe fuhr der Wagen in die Remiſe, ſie hörten wie der Kutſcher abſpannte, dann wurde es ſtill. Die Mutter kam immer noch nicht zurück, Hanne und der Meiſter warteten auf ſie, aber Jeder ſaß ſchweigend auf ſeinem Platze. Draußen pfiff der Nachtwächter, das Hofthor wurde zugeſchloſſen, ab und zu ging noch einer der Hausbewohner an den Brunnen, Waſſer in's Haus zu holen für die Nacht. Endlich hörte auch das auf.

So wurde es allmählich eilf Uhr, und immer noch ſaßen die Beiden im Dunkeln, und nur hie und da ſprach Einer ein Wort, wenn drüben hinter den Vorhängen Licht in einem andern Zimmer ſichtbar wurde.

Man denkt immer, man ſollte es ſehen kön-

nen! ſagte Hanne mit einem Male, und ihre Augen hingen an den ſchwach erhellten Fenſtern.

Sehen? was denn ſehen? fragte der Vater.

Wenn der Tod ſo in ein Haus kommt! antwortete Hanne und ſchauderte, denn in demſelben Augenblicke ſchien es ihr, als recke ſich drüben dicht unter dem Fenſter der Kommerzienräthinn ein langer Arm unſicher taſtend empor, und neige ſich ſchwankend bis nach Mariens Stube. Es geſchah zugleich ein Fall, und aufſpringend ſchrie das Mädchen: Herr Jeſus! Vater! Vater!

Den Meiſter hatte bei der Stille das plötzliche Geräuſch ebenfalls erſchreckt, mehr aber noch der Schrei der Tochter. Was fehlt Dir? fragte er, und ſprang ebenfalls in die Höhe.

Drüben! drüben! der lange Todtenarm! drüben! — Das war Alles, was ſie in Thränen ausbrechend, hervorzubringen vermochte.

Biſt Du toll? rief der Meiſter, es war der Schatten von der Trockenſtange oben auf dem

Balkon, die umgefallen iſt. Sie war ſchon alle die Tage nicht mehr feſt im Bande.

Nein! nein! ſchluchzte Hanne. Ich hab's ja geſehen. Erſt langte es drüben bei der Kommerzienräthinn in das Fenſter, dann ſtieg's bei der Marie hinein. Die Marie wird ſterben, die Kommerzienräthinn holt ſie nach!

Unſinn! ſagte der Vater, und doch lief es ihm ſelber eiskalt über den Rücken, als er aufſtand und nach dem Ofen ging das Feuerzeug vom Sims zu nehmen, um Licht anzuzünden. Wie ein Kind ging Hanne ihm nach, es war ihr unmöglich allein auf ihrem Platze zu bleiben. Aber ſelbſt als das Licht brannte, als die Mutter endlich zurückkam, fing das junge Mädchen wieder von dem Geſpenſte zu erzählen an, das ſie unwiderleglich geſehen zu haben meinte.

Die Mutter wurde ärgerlich. Das Herz war ihr ohnehin ſchwer von dem Leiden der Kranken, von der Angſt der jungen Herrſchaft, von dem Ein-

druck des ganzen Hauſes. Hanne's Erzählung machte ſie nur ungeduldiger, und zornig, gegen ihren Mann gewendet, ſprach ſie: Das haſt Du nun davon, daß Du immer geſagt haſt, recht wiſſen könne man's nicht, wie's mit den Geiſtern ſei. Nun ſieht das große Frauenzimmer Geſpenſter mit offnen Augen, als wäre es nicht bei Sinnen. Scheere Dich in's Bett, Hanne! ſonſt kommſt Du Morgens nicht heraus, und verſchlaf' die Narrenspoſſen!

Aber was macht die Kommerzienräthinn? fragte Hanne, iſt ſie ſchon todt?

Nein! es iſt wieder beſſer geworden! entgegnete die Mutter, der Doktor ſagt, es ſei nur ein Anfall geweſen. Und nun mach' fort, und leg' Dich nieder.

Hanne leiſtete dem Befehle Folge. Als ſie hinaus war und nach dem Boden gegangen, auf dem ſie ſchlief, fragte der Meiſter: Lebt ſie wirklich noch!

Ja freilich lebt ſie! antwortete die Frau, und dann fügte ſie hinzu: Du thuſt wahrhaftig Alter! als hätte die Hanne Dich angeſteckt. Rede ihr nur ſo Etwas noch ein! das fehlt ihr noch!

Nun, daß ich nicht daran glaube, erwiederte der Meiſter, ich denke das weißt Du! — Aber ſo feſt er dieſe Worte ausſprach, er konnte doch nicht ſchlafen in dieſer Nacht, weil die Marie ſo elend ausſah, und weil man, wie er meinte, es im Grunde nicht wußte, was es eigentlich mit dem Nachholen auf ſich habe. Es hatten viele Menſchen gar zu wunderliche Beiſpiele davon erzählt.

## Eilftes Kapitel.

Nach jenem Abende voll Aufregung trat wider alles Erwarten eine Beſſerung in dem Befinden der Kranken ein, indeß war dieſelbe von keiner langen Dauer. Mit dem Herbſte ging das Leben der Kommerzienräthinn langſam zu Ende, der erſte Schnee fiel ſchon auf ihr Grab, und am Weihnachtstage hing Lora als Feſtgeſchenk die erſten grünen Kränze auf das Denkmal, welches man ein paar Tage zuvor über dem Grabe der Geſchiedenen errichtet hatte.

Da im Hauſe Alles ſich auf die Wünſche der Mutter bezogen, da beide Geſchwiſter nur für ſie gelebt hatten, empfanden Beide die Lücke um ſo tiefer, welche der Tod der Kommerzienräthinn verurſachte. Paul und Lora ſahen jetzt plötzlich

ein, daß sie gänzlich unbeschäftigt waren, aber Keiner gestand dem Andern, wie müssig er sich fühle. Paul las und studierte noch mehr als früher, betheiligte sich wie immer an den Kunstvereinen und Wohlthätigkeitsanstalten, deren Mitglied er war, indeß dies Alles konnte für einen Mann in seinem Alter keine ausfüllende Thätigkeit abgeben, und wenn er Lora in dem weiten Hause so einsam schalten sah, machte auch das ihm einen traurigen Eindruck. Es war als sehnten die leeren Zimmer sich nach Menschen, als stampften die Pferde im Stalle vor Ungeduld, daß man sie nicht genug benutzte, und Ludwig sprach es eines Tages seinem jungen Herrn unumwunden aus, daß er und die andern Dienstboten ordentlich stumpf würden bei dem stillen Leben, das jetzt im Hause herrschte.

So unbeschäftigt aber Alle waren, hatte Lora die französischen Stunden mit ihrer Kammerjungfer, die der Mutter Krankheit unterbrochen,

nach dem Tode derſelben doch nicht mehr aufgenommen. Marie erinnerte nicht daran, und Lora hielt ſich überhaupt fern von ihr. Sie war jetzt faſt immer in den Zimmern ihres Bruders, um nicht fortwährend die leere Stelle zu ſehen, auf der die Mutter ſonſt geſeſſen hatte, und ſei es, daß ſie es müde geworden noch länger dieſelben Geſpräche mit Marie zu führen, oder daß die Ermahnungen ihres Bruders ſie vorſichtig gemacht hatten, ſie vermied es nach Mariens Bräutigam zu fragen, und ſeine Briefe zu leſen, wenn ihre Jungfer ſie ihr zeigen wollte.

Während der letzten Lebenswochen der Kommerzienräthinn, als Marie grade gar keine Zeit zum Antworten gehabt, war aber Karl plötzlich mit ſeinem Schreiben wieder eifriger geworden. Mit dringender Lebhaftigkeit hatte er Nachrichten gefordert; dann, als er ſie erhalten, hatte ſein häufiges Schreiben nachgelaſſen, und gegen das Neujahr hin, hatte er ſo lange nicht von ſich

Kunde gegeben, daß ſich in ſeiner Braut, da er ſich eine Zeit hindurch ſo theilnehmend gezeigt, nun allmählich der Gedanke ausbildete, er ſchweige nur, um ihr am Sylveſterabende, dem zweiten Jahrestage ihrer Verlobung, die Botſchaft mitzutheilen, daß ſie endlich an ihrem Ziele angelangt wären, und daß er kommen werde ſie zu holen.

Indeß der Sylveſtertag war vorüber und kein Brief eingetroffen. Paul und die Schweſter ſaßen am Abende in wehmüthiger Stimmung in Lora's Arbeitsſtübchen. Niemand hatte wie ſonſt zum Sylveſter und Neujahrstage feſtliche Vorkehrungen zu machen. Paul blätterte in alten Familienpapieren, die Schweſter ſchrieb an einem Tagebuche. Sie lebten noch in der Vergangenheit, es war ihnen als gehöre dieſe Zeit, dies Jahr noch ganz der Mutter, als ſei es gegen die Pflicht der Kindesliebe, an dasjenige zu denken, was das neue Jahr ihnen werden und bringen könne.

Nicht weniger ſchwermüthig als ihre Herr-

ſchaft fühlte ſich Marie. Sie war bei den Eltern geweſen, dem Vater ſeinen Sylveſterabend nicht durch ihre Abweſenheit zu verderben. Man hatte wieder Karpfen gegeſſen und wieder Glück gegriffen, indeß Allen hatte doch der Tod der Kommerzienräthinn mehr oder weniger im Sinne gelegen, und von der Freude, die vor zwei Jahren in der engen Wohnung geherrſcht, war heute kaum noch ein ſchwacher Abglanz zu finden, ſo gut die Karpfen auch ſchmeckten, ſo hell die Lampe auch brannte. Selbſt Ludwig, der ſich eingefunden, war nicht in ſeiner rechten behaglichen Verfaſſung.

Marie ſaß da ohne zu ſprechen, und ſtrickte ſtill. Die Schweſtern wußten ſo gut wie die Andern, was ihr fehlte, aber Hanne wollte Marien nicht daran denken laſſen, weil es Allen den Abend nur verſtörte, wenn die Älteſte ſo traurig da ſaß, und plötzlich, wie es ihre Art war, rief ſie: Marie! ich glaube wahrhaftig Du biſt nur

ſo niedergeſchlagen, weil Du den Todtenkopf drei=mal gegriffen haſt.

Marie zuckte die Schultern. Iſt den Ster=ben ſo was Schreckliches? fragte ſie. Seit ich unſre Frau ſo ſtill habe einſchlafen ſehen, fürchte ich mich nicht mehr davor.

So! rief Hanne, aber wenn Du's erlebt hätteſt wie ich —

Erlebt, ſagte Ludwig, biſt Du denn ſchon ein=mal geſtorben? Du ſiehſt nicht danach aus mit Deinen dicken rothen Backen.

Ach, geſtorben! wiederholte Hanne ärgerlich, die es nicht leiden konnte, daß Ludwig ſie trotz ihrer ſiebenzehn Jahre immer noch Du nannte und von oben herunter wie ein halbes Kind be=handelte, geſtorben bin ich nicht. Ich hatte die ganze Geſchichte auch beinahe vergeſſen. Sie fiel mir erſt wieder ein, als die Marie heute alle dreimal den Todtenkopf bekam.

Was für eine Geſchichte? fragte Marie,

während die Mutter abwehrend meinte, Hanne ſolle doch den Unſinn nicht noch einmal wieder auf's Tapet bringen.

Unſinn? Der Vater hat's ja auch geſehen! rief Hanne, offenbar entſchloſſen ſich ihre Erzählung nicht nehmen zu laſſen, und ehe noch die Schweſter, neugierig und geſpannt durch das Abmahnen der Mutter, fragen konnte, wovon die Rede ſei, ſagte Hanne: Da nun die Kommerzienräthinn ſchon ſo lange todt iſt, ſo glaube ich ja ſelbſt nicht mehr daran; aber ausreden laſſe ich mir's nicht, daß der Vater und ich es mit unſern leiblichen Augen geſehen haben, wie der Tod erſt bei der Kommerzienräthinn hineinſtieg und dann bei der Marie. Und daß wir damals geglaubt haben, er würde ſie nachholen, das war doch ganz natürlich!

Marie wurde leichenblaß. Sie ſah den Vater an; der hatte auch die Farbe verloren, ſo wenig er überhaupt davon beſaß.

Na! da haben wir's! rief die Mutter, laſſen ſich der Vater und das alte Frauenzimmer richtig von dem Grünſchnabel wieder den alten Brei auftiſchen! Aber ſie kann den Mund nicht halten, und je dummer die Geſchichte iſt, um ſo lieber muß ſie damit heraus!

Indeß ihr Schelten verwiſchte den Eindruck nicht, den die Erzählung der Schweſter auf Marie gemacht hatte, und Ludwigs Bemühung das Ganze in einen Scherz zu verwandeln, ſchlug auch nicht an. Sie fragte, wann das geweſen wäre, mit dem Tod vor ihrem Fenſter. Der Vater gab ihr Beſcheid und ſprach des Weitern von der Trockenſtange, die umgefallen wäre. Sie hörte es mit ſtillem Lächeln zu, ſtrickte noch eine Weile fort, wickelte dann ihren Strumpf zuſammen und ging hinaus.

Drüben in ihrer Stube zündete ſie das Licht an, dann ſetzte ſie ſich nieder und weinte bitterlich über ihr Leben und über ihren Tod.

In dem Augenblicke klopfte es. Sie fuhr empor und lief an das Fenster. Es war Nichts zu sehen. Der Kopf ging ihr in die Runde vor Schrecken. Da klopfte es wieder, und der Athem stockte ihr in der Bruſt, daß ſie ſich an dem Stuhle halten mußte, denn daß es nun zum drittenmale klopfen werde, daß dies Klopfen in der Sylveſternacht ein Zeichen ihres Todes ſei, das war ihr gewiß, und mit pochendem Herzen, in qualvoller Spannung, Auge und Ohr nach dem Fenſter gerichtet, ſtand ſie da, als ſie plötzlich die Worte vernahm: ſind Sie noch auf, Marie?

Sie ſchwankte nach der Thüre, ſie öffnete, es war Ludwig! Faſt ohnmächtig ſetzte ſie ſich auf den Stuhl, der ihr zunächſt war.

Ludwig wußte nicht, was er von dem Zuſtande des Mädchens denken ſollte. Was iſt Ihnen? fragte er.

Sie raffte ſich auf. Nichts! Nichts! ſagte

ſie, und tief Athem ſchöpfend fügte ſie hinzu: Gott Lob! daß Sie es ſind!

Aber wie ſehen Sie aus? rief Ludwig. Wie kommen Sie mir denn vor? Sie zittern ja am ganzen Leibe? Wer ſoll's denn ſein als ich?

Sie antwortete nicht und machte nur mit den Händen eine abwehrende Bewegung; dann lief ein Schauer durch ihre Glieder, und mit unſicherer Stimme ſagte ſie: ich glaubte, es klopfte an das Fenſter!

Ludwig ſchüttelte den Kopf. Die verfluchte Liebſchaft macht Sie noch verrückt! brummte er zwiſchen die Zähne, während er die Lampe in die Höhe ſchrob und nachſah, ob ſie Öl und Docht genug habe; denn eine matt brennende Lampe konnte er einmal nicht leiden, wenn's auch im Domeſtikenzimmer war, dazu war er viel zu ordentlich. Dann erſt wendete er ſich zu Marien.

Hören Sie, ſagte er, es iſt eigentlich jetzt nicht recht die Zeit dazu mit Ihnen zu reden,

indeß ich ſah's Ihnen an, als Sie drüben weg=gingen, daß Sie hier ſitzen würden und ſich Gedan=ken machen, und einmal muß die Sache doch in's Klare kommen, alſo beſſer heut' wie morgen. — Schlagen Sie ſich den Menſchen aus dem Sinn!

Marie hob den Kopf in die Höhe und blickte ihn ſprachlos an. Es iſt Nichts mit dem Berger, das ſehen Sie ja! fuhr er fort. Sie haben nun zwei volle Jahre auf ihn gewartet, wie lange wollen Sie denn hier ſitzen bleiben? Er ſchreibt Ihnen nicht, er denkt gewiß nicht mehr an Sie. Lieber Gott! ich ſagte es Ihnen gleich damals, es ſind nun runde zwei Jahre her: Jugend hat keine Tugend! Und vollends in ſeinem Stande, da heißt es: andres Städtchen, andres Mädchen! — Sie hätten längſt ſollen ein Einſehen haben und der Sache ein Ende machen.

Er hielt inne, er erwartete eine Antwort, aber Marie ſaß regungslos da und ſtarrte ihn an. Das verwirrte ihn. Er war gefaßt gewe=

ſen auf Thränen, auf leidenſchaftliche Klagen, er hatte ſchon manche Liebſchaft zu Ende gehen ſehen, und wußte wie verſchieden die Frauenzimmer ſich dabei betrugen, aber dies Hinſtarren, dies Schweigen wurden ihm unheimlich.

Marie! ſagte er ungeduldig, was iſt das denn mit Ihnen, daß Sie nicht reden und nicht Antwort geben, wenn Einer zu Ihnen kommt und vernünftig mit Ihnen ſprechen will? —

Verlaſſen! Verlaſſen! rief ſie mit einem Male und ſchlug die Hände über dem Kopfe zuſammen — und ſich das ſagen laſſen müſſen!

Verlaſſen! ſprach er ihr nach — als ob davon die Welt gleich unterginge! Es ſind ſchon Hunderttauſende verlaſſen worden, Vornehm und Gering, und ſind nicht gleich davon geſtorben, und noch hat er's Ihnen ja auch nicht geſagt. Noch können Sie's ja hindern!

Hindern? fragte Marie aufhorchend, ich kann's hindern?

Es muß nicht dazu kommen! fiel er ſchnell ihr ein. Sie müſſen's thun! Sie müſſen ihn verlaſſen, dann hat's ein Ende mit guter Manier, Sie ſind dann nicht verlaſſen; und nehmen Sie ſich vollends einen Andern, ſo fällt der ganze Schimpf auf ihn.

Er ſah ihr achtſam in die Augen, indeß er vermochte nicht zu ergründen, was in ihr vorging. Sie ſaß und dachte nach. Mit einem Male ſtand ſie auf: Er ſoll's mir ſagen, er ſelbſt, Aug' in Auge, daß er mich nicht liebt, daß er mir untreu iſt. Er ſoll's mir ſagen, daß ich's höre mit meinen eignen Ohren, daß ihm Nichts gelegen iſt an mir, an all' der treuen Liebe, mit der ich Tag und Nacht an ihm gehangen, dann — —

Sie brach plötzlich ab, denn ihre Stimme zitterte und ſie fing wieder zu weinen an. Alſo dann werden Sie's doch glauben? fragte Ludwig, der mit größter Gelaſſenheit ihre Erſchütterung beobachtete.

Dann mag aus mir werden, was Gott will! ſagte ſie, dann iſt mir Alles einerlei!

Sie hatte ſich wieder hingeſetzt und weinte ihre Thränen ſtiller. Ludwig ſchwieg eine Weile, aber die letzte Äußerung hatte ihm doch Muth gemacht. »Dann mag aus mir werden, was Gott will! dann iſt mir Alles einerlei!« das waren Wendungen, die er ſchon oft gehört hatte, Wendungen, die jeder Deutung Raum gaben, und er meinte, ſie alſo auch auf ſeine Weiſe deuten und benutzen zu können.

Er zog die Uhr heraus, es war faſt Mitternacht. Ja! ſagte er, das Jahr iſt nun auch bald wieder hin, und zwei ſo ſchöne Jahre haben Sie nun vertrauert, und weshalb? — Aber ſo einem jungen Menſchen mit glatten Locken, dem wird geglaubt. Wer aber älter iſt, und verſtändiger iſt, dem glauben Sie nicht, ſo treu und ehrlich er es meint mit Ihnen. Hab' ich Sie nicht gewarnt von Anfang an?

Sie nickte ſeufzend mit dem Kopfe. Es kann ja aber doch nicht ſein! ich glaub's und glaub' es nicht! rief ſie und der Ton ihrer Stimme war ſo traurig, daß es ſelbſt Ludwig zu Herzen ging. Sie that ihm leid, er faßte ihre Hand und ſagte tröſtend: Und wenn Sie's denn doch werden glauben müſſen, verlaſſen ſind Sie darum nicht Marie! Ich habe Sie gekannt, ſo lang Sie leben, ich hab' ein Herz für Sie, Marie!

Sie hatte ſich erhoben und ſtand neben ihm. Er legte ſeine Hand auf ihre Schulter. Sehen Sie! fuhr er fort, weil ich Ihnen gut bin, darum eben kränkt es mich, daß Sie ſich ſo vergrämen, daß er ſo handeln kann an Ihnen, da Sie's beſſer haben könnten. Und Sie verdienen's gut, Marie! Sie ſind ſehr gut! — Und ſo wahr ich vor Ihnen ſtehe, verlaſſen ſollen Sie nicht ſein, ſo lang ich lebe!

Der Arm, den er auf ihre Schulter gelegt, war hinabgeglitten zu ihrer Taille, er hatte ſie

umfaßt und an ſich gezogen, ein wirkliches Mitleid hatte ihn ergriffen, aber kaum daß er das Mädchen in ſeinen Armen fühlte, ſo brach die lang verhaltene Sehnſucht nach ihrem Beſitze als Leidenſchaft in ihm hervor, und er drückte Marie mit ſolcher Heftigkeit an ſeine Bruſt, er küßte ſie ſo lebhaft, daß ſie erſchrocken ihn von ſich ſtieß, und mit dem Ausruf: Sind Sie von Sinnen, Ludwig? von ihm zurücktrat.

Verwirrt ſtanden ſie ſich gegenüber. Ludwig konnte jedoch nicht mehr zurück, alle Berechnung ſchwand vor ſeiner erwachten Leidenſchaft. Marie! ſagte er, es muß heraus, das iſt Alles nicht von heute! Es ſind Jahre her, daß ich mir ſagte: die wird deine Frau oder keine Andre ſonſt. Ihre Mutter weiß es ſchon ſeit langer Zeit. Es iſt mir hart angekommen, als ich das ſehen mußte mit dem Berger, und ſehen, daß Sie nicht abzubringen waren, daß Sie in Ihr Unglück rannten. Nun iſt's da, das Unglück! Nun haben Sie es

durchgehalten lang genug! Hier im Hauſe wird's auch bald anders werden. Ich mein's gut mit Ihnen, wir kämen gut zuſammen aus. Sagen Sie ja, Marie! und morgen ſchreibe ich dem Berger, morgen ſind Sie nicht mehr verlaſſen von ſo einem Menſchen, ſondern ſind meine Braut und Alles kommt mit einem Schlag in's Gleiche!

Sie hatte ihn reden laſſen, ſie fühlte, daß er's auf ſeine Weiſe gut und ehrlich meinte, aber es kam ihr ſo unerwartet, daß ſie's kaum begriff. Nur der Schrecken, das Entſetzen waren ihr gegenwärtig, mit dem ſie ſich in den Armen eines andern Mannes befunden hatte, und mit beklommener Stimme ſagte ſie: Ich kann nicht! ich kann nicht, Ludwig! gehen Sie!

Ludwig zauderte, dann aber gab er mit plötzlich geändertem Entſchluſſe nach. Es war ihm jetzt auch nicht wohl auf dieſer Stelle. Er ſchämte ſich der Übereilung, daß ſelbſt ſeine Rührung davor verſchwand, und mit der ihm ſonſt eigenen

geſchäftsmäßigen Ruhe ſagte er: Sie können es ja überlegen! ich denke das war wohl nicht Ihr letztes Wort! Und ſomit gute Nacht Marie! Beſſrer Rath kommt über Nacht! Überlegen Sie es ſich noch einmal!

## Zwölftes Kapitel.

Auf die meiſten Menſchen übt das hinſcheidende Jahr mit ſeinen trüben, immer kürzer werdenden Tagen einen niederdrückenden Einfluß aus, obſchon die Kerzen des Weihnachtsfeſtes freundlich darin winken; und wenn dann einmal nach dem langen Nebelwetter des Herbſtes der Neujahrstag mit hellem Sonnenſchein in trockner Luft über der Erde anbricht, ſo bedarf es keines beſondern Glaubens an Vorbedeutungen, um ſich dadurch erfriſcht und neu belebt zu fühlen. Heller und milder aber, als in dieſem Jahre, hatte wohl ſelten die Neujahrsſonne herabgeſchienen über die Reſidenz. Die Neujahrsgratulanten eilten ordentlich heiter durch die Straßen, Kinder und Frauen trugen zum erſtenmale mit ſichtlichem Behagen die neuen

Winterkleider bei dem Kirchgang, und auch Ludwig und der Kutscher, und die Pferde und der Wagen sahen blitz und blank aus, als der Erstere die Treppe hinaufstieg in das Haus, und der Kutscher mit der jungen Herrschaft früh um neun Uhr zum Portale hinausfuhr. Wer den eleganten Wagen betrachtete, oder die blühenden Kränze, die man hineingelegt, hätte an Nichts als Freude denken mögen, und doch waren die beiden schönen jungen Menschen in dem Wagen nachdenkend und schweigsam, und ihr Weg ein ernster.

Der Kommerzienrath hatte einst seiner Frau als Bräutigam ein Veilchenbouquet zum Neujahrstage gegeben, und diese Sitte auch als Ehemann beibehalten bis zu seinem Tode, nach welchem Paul der Mutter immer den frischen Strauß als Liebes- und Erinnerungsgabe dargebracht. Die Veilchen waren dadurch zu einem Symbole der Liebe geworden in der Familie, und früh am Morgen hatten sich die Geschwister auf den Kirch-

hof begeben, damit wenigſtens den Gräbern ihrer theuern Todten der Veilchenſtrauß am Neujahrstage nicht fehle.

Es lag nur wenig Schnee auf der Erde, nur ein Reif umhing die Äſte der Bäume mit ſeinen leichten Flocken, als Paul und Lora durch die kleine Pforte des Kirchhofes ſchritten, auf dem die Eltern ruhten. Rechts und links vom Wege hoben ſich die Kreuze und Denkſteine über den kleinen, ſtillen Hügeln hervor; hier deckte Immergrün mit ſeinen treuen Blättern ein Grab, dort überſchattete es eine Tanne, während viele Kreuze neu geſchmückt waren mit den Zeichen überlebenden Gedenkens. Weit hinten, am Ende des Kirchhofs, da wo er ſich mit ſeinem Gitterzaune gegen das Frei öffnete, fanden die Geſchwiſter ihr Ziel. Unter zwei hohen Lindenbäumen lag das Grab, das die Eltern gemeinſam umſchloß. Ein ſchlichtes Eiſengitter faßte es ein, Fliederbüſche umgaben es von den Seiten, und weicher Epheu umflocht

es auch in dieſer Jahreszeit mit ſeinem treuen Gerank. Paul öffnete das Gitter und ſie traten ein.

Es war ſonſt Niemand auf dem Kirchhofe außer ihnen, Alles war ſtill und freundlich um ſie her. Kein Windhauch regte ſich, kein Zweig ſelbſt ſchien ſich zu bewegen an den kahlen Äſten, ſo warm leuchtete die Sonne in dem Augenblicke auf das kleine Fleckchen Erde nieder. Man konnte des Winters faſt vergeſſen. Mit leiſer Hand zierte Lora Haupt und Fuß des Hügels durch die friſchen Kränze, dann legte ſie den vollen Veilchenſtrauß auf ſeine Mitte, als lege ſie ihn an das Herz der theuern Todten, und ſich emporrichtend ſagte ſie mit ihrem ſanfteſten Tone: Bei den Eltern iſt's doch immer ſchön!

Aber vor dem eignen Worte ſchwand ihre ſtille Faſſung hin. Sie warf ſich dem Bruder an das Herz und umſchlang ihn mit beiden Armen, als wolle ſie feſthalten was ihr einzig noch geblieben war. Paul küßte ſie mit Zärtlichkeit. Dann

trocknete er flüchtig ſeine Augen, ſeufzte tief, und ſich emporrichtend ſprach er: Komm Lora! es war ſchön bei den Eltern — aber auch das Leben iſt ſchön! Komm, mein Kind! — Damit ließ er noch einen letzten Blick auf die Ruheſtätte der Seinen fallen und führte die Schweſter mit ſich fort, die ſich nur ungern von dem Grabe trennte.

Nach dieſem Tage fühlten Beide, namentlich aber Lora, eine auffallende Veränderung in ihrem Innern. Denn für Menſchen, die ſich nicht darin gefallen, ihren Schmerz zu nähren und zu erhalten, kommt immer ein Zeitpunkt, in welchem man faſt plötzlich gewahr wird, daß man ihn überwunden habe, daß man fertig damit ſei und weiter vorwärts leben könne. Die Erinnerung an das einſt beſeſſene Glück, an den einſt gefühlten Schmerz hört damit keineswegs auf, aber das Glück und der Schmerz ſind dann keine ſelbſtſtändige Triebkraft und kein Hinderniß mehr in uns, ſie ſind aufgegangen in unſer Weſen, ſie ſind gleichſam

hiſtoriſch für uns geworden und ſomit der Vergangenheit verfallen. Und es muß ſo ſein. —

Das Jahr, in welchem die Mutter ihnen geſtorben, war zu Ende, das Weihnachtsfeſt, das Neujahr waren zurückgelegt, und jetzt erſt, nach dem Beginn des neuen Jahres, nachdem ſie dem Andenken der Mutter am Neujahr den gewohnten Liebeszoll gebracht, jetzt erſt empfand es Lora, daß die Zukunft ihr eigen ſei, daß ſie die Freiheit habe, ſie nach eigener Wahl zu nutzen und zu geſtalten. Es war eine anſcheinend gleichgültige Bemerkung, welche dem Bruder kurze Zeit nachher dieſe Wandelung in ihr kundgab.

Ich kann Dir's nicht beſchreiben, ſagte ſie eines Tages, als ſie allein beiſammen waren, wie ſonderbar es mir vorkommt, wenn ich dies neue Jahr ſo vor mir liegen ſehe, ohne zu wiſſen, was mit demſelben werden ſoll. Sonſt hatte die Mama um Neujahr immer ſchon ihre Plane fertig, man wußte, ob man hier bleiben, ob man reiſen würde!

Jetzt ist weder für das Eine noch für das Andre eine Nothwendigkeit vorhanden. Das Jahr ist da, mit seinen dreihundert fünf und sechszig Tagen, und keine Arbeit, keine Pflicht, durch die es auszufüllen wäre. Das kommt mir fremd, ja sogar ängstlich vor.

Paul lächelte. Da siehst Du, entgegnete er, welch ein gewaltiges Ding es um die Freiheit ist. Sie winkt Dir kaum, und schon erschrickst Du davor.

Ich habe mir solche Freiheit nie gewünscht! wendete die Schwester ein.

Aber die meisten Frauen ersehnen sie, bemerkte der Bruder. Ich habe nur wenig Frauen gekannt, von denen ich nicht vielmals den Ruf gehört: ach, wenn ich Freiheit hätte wie ein Mann!

Und? fragte Lora.

Und ich habe noch viel weniger Frauen gekannt, die ihre Freiheit zu benutzen oder gar zu genießen verstanden haben würden. Es ist auch

nichts Leichtes, ganz ungebunden zu ſein. Die Menſchen, Männer ſowohl als Frauen, vergeſſen immer, daß in den Banden, die uns an Andre knüpfen, in den Pflichten, welche dies Zuſammengehören mit Andern uns auferlegt, neben den oft peinlichen Hinderniſſen, doch auch die Keime unſerer reinſten Freuden liegen. Es iſt viel lohnender, für Andre zu leben, als nur für ſich allein zu ſorgen und einzig an den eigenen Genuß zu denken, der auf die Länge kein vollſtändiger bleibt. Allein zu reiſen, ſo oft ich's auch gethan, iſt mir zum Beiſpiel immer bald als etwas höchſt Trauriges erſchienen.

Er ging, während er das gleichmüthig ſprach, ſeine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und nieder. Bald blieb er am Kamine ſtehen, ſich zu wärmen, bald lehnte er den Kopf gegen die Fenſterſcheibe, und ſah auf die Straße hinaus. Mit einem Male fiel es ihm auf, daß Lora ihm nicht antwortete. Er wendete ſich zu ihr, und der erſte Blick auf

ſie, verrieth ihm, daß Etwas in ihr vorging, Etwas in ihr kämpfte. Sie ſaß am Feuer und hatte eine im Laufe des Tages abgegebene Viſitenkarte in den Händen, die ſie mit einer feinen Scheere mechaniſch in immer kleinere Stücke zerſchnitt, daß der weiße Staub des Firniß ihr ſchwarzes Kleid bedeckte. Ein Paar mal hob ſie die Augen zum Bruder empor, wenn er ſich abgewendet hatte, und ſah ihm mit traurigem Blicke nach. Dann öffnete ſie die Lippen, als ob ſie ſprechen wolle, aber eben ſo ſchnell nahm ſie den Vorſatz zurück. Paul wußte nicht, was er von ihr denken ſollte.

Was haſt Du, Lora? fragte er endlich. Du biſt ſo ſtill.

Da richtete ſie ſchnell den Kopf in die Höhe, und mit einer Stimme, der man die Bewegung anhörte, ſo ruhig ſie zu ſprechen bemüht war, ſagte ſie: Du biſt unzufrieden, Du biſt nicht mehr glücklich, Paul! warum ſagſt Du das nicht offen?

Lora! rief Paul, was fällt Dir ein? Wie kommſt Du grade zu dieſer Deutung meiner Worte? Ich dachte in dieſem Augenblicke an Nichts weniger als an Unzufriedenheit und Unglück.

Und woran dachteſt Du denn ſonſt? was meinteſt Du? fragte Lora, noch immer unter dem Eindruck der Vorſtellung, daß der Bruder wünſchen könne, ſich von ihr zu trennen.

Ich ſprach eben nur eine ganz allgemeine Bemerkung aus, entgegnete er, und dachte zunächſt an eine Reiſe für uns Beide.

Eine Reiſe! wiederholte Lora freudig, alſo noch behältſt Du mich bei Dir?

Schweſter! was fällt Dir denn ein? tadelte Paul, Du biſt wirklich eiferſüchtig geworden und haſt Grillen gefangen in der Einſamkeit der letzten Monate. Um ſo eher müſſen und wollen wir in die Welt. Wir werden ohnehin dieſes Hauſes und unſeres ganzen Beſitzes hier nicht eher froh werden! Wir müſſen uns erſt einmal davon ent-

fernen und es dann als unſer Eigenthum auf's Neue wieder kennen lernen, um uns hier heiter und heimiſch zu fühlen. Ein Erbe antreten von geliebten Todten iſt nicht leicht. Es knüpft uns nur noch mehr an ſie, weil ſie uns unſichtbar umgeben in den Dingen, die von ihnen ſtammen. Ich ſelbſt empfinde das, es macht mich ſelber traurig.

Lora ergriff den Vorſchlag mit ſichtlichem Vergnügen, und da noch bei der Mutter Lebezeit eine Reiſe nach Paris im Werke geweſen war, entſchieden ſie ſich, dieſelbe augenblicklich anzutreten. Unabhängig, wie ſie waren, bedurfte es keiner beſondern Vorkehrungen dazu. Ludwig ſollte im Hauſe bleiben, für alles Nöthige zu ſorgen, und kaum trat er in das Zimmer ein, als Lora ihn mit der Frage überraſchte, ob die Reiſekoffer wohl nachgeſehen wären, als man das letzte Mal zurückgekommen ſei? Der Diener antwortete bejahend.

Sie haben aber Jahr und Tag geſtanden,

wendete Paul ein, ſehen Sie immer einmal nach, ob die Schlöſſer und Schnallen nicht geroſtet haben, und ob ſonſt daran Nichts fehlt.

Wollen die Herrſchaften denn verreiſen? fragte Ludwig betroffen.

Ja! wir werden in der nächſten Woche nach Paris gehen, antwortete Paul.

Ludwig ſchwieg. Er glaubte es eigentlich nicht. Er konnte ſich's nicht denken, wie ſolch ein Entſchluß ohne ſeinen Beirath habe gefaßt werden können. Die Kommerzienräthinn würde das monatelang mit ihm beſprochen, monatelang würde er Vorkehrungen dazu haben treffen müſſen, früher als irgend ein Anderer hätte er darum gewußt; jetzt aber hieß es mir nichts dir nichts, in nächſter Woche reiſen wir, und in vier Tagen war die nächſte Woche da. Er ſah, es waren andere Zeiten, er hatte das ſchon lange empfunden, und ſie gefielen ihm keineswegs, dieſe neuen Zeiten.

Haben der Herr denn ſchon den Tag beſtimmt,

an dem wir abreiſen ſollen? fragte er mit einem ſtillen Ärger, der ſelbſt durch die reſpektvolle Art ſeiner Frage nicht ganz zu verbergen war.

Ich denke, daß wir Dienſtag gehen werden! Sie aber bleiben natürlich hier! beſchied ihn Paul.

Der Diener verſtummte. Dies »natürlich« kam ihm zu unnatürlich vor. Ohne ihn reiſen, hieß nach ſeiner Meinung, ihn überhaupt verabſchieden. Und alſo wollen die Herrſchaften einen Andern für die Reiſe engagiren? fragte er, ſich zur Ruhe zwingend.

Nein! wir werden Niemand mitnehmen als Marie, ſagte Lora.

Das war zu viel für Ludwig. Ihn zu Hauſe laſſen, war ſchon ein ſchweres Unrecht, aber ohne Diener reiſen, kam ihm gegen alle Schicklichkeit, gegen alle Möglichkeit vor, wenn das Fräulein mit dabei war, und vollends die Begleitung der Kammerjungfer, die wollte ihm gar nicht in den

Sinn, die konnte und durfte er nicht zulaſſen, da er zu Hauſe bleiben ſollte.

Er machte ſich alſo im Zimmer noch zu thun, ging hinaus, kam wieder, zog die Vorhänge und Portieren zurecht, bis Lora aufſtand und ſich entfernte. Dann wendete er ſich plötzlich gegen Paul und ſagte: Von der Marie wird das Fräulein auch nicht viel haben in Paris, wie ich ſie kenne.

Paul hatte eine Zeitung ergriffen und zu leſen angefangen, dennoch ſchien der Diener eine Antwort zu erwarten. Da ſie nicht erfolgte, wagte er mit der Zuverſicht, welche ſeine lange Dienſtzeit ihm gab, einen neuen Verſuch. Ich will Nichts geſagt haben, meinte er, aber die Herrſchaft werden keine Bequemlichkeit und Nichts als Plage von ihr haben. Sie weiß ja hier ſchon nicht, wo ihr der Kopf ſteht, und nun vollends mit dem Menſchen dort! — Und gutherzig, wie unſer Fräulein iſt! — Die ſelige Frau Kommerzienräthinn hätten ſie gewiß zu Hauſe gelaſſen.

Das ist möglich! entgegnete Paul kurz, der es im Gegensatz zu seiner Mutter nicht leiden mochte, wenn Ludwig in allen Dingen seinen Rath gab, weil er ihm mit demselben in frühern Jahren oft unbequem geworden war. Aber obschon Ludwig diese Eigenheit seines jetzigen Herrn wohl kannte und zu schonen wußte, ließ er sich diesmal durch die kurze Abfertigung nicht zurückweisen.

Es wäre auch für die Marie selbst schlimm! fing er auf's Neue an. Sie hat hier schon ihr Theil Kummer. Wenn die es gar erleben sollte, dem Menschen, der so an ihr gehandelt hat, noch unter die Augen zu treten, da sehe ich gar nicht hin! Ein Brief, der ein Paar hundert Meilen weit gegangen ist, der thut noch lange nicht so weh, als ein lebendiges, deutliches Wort von Mund zu Ohr. Und für unser Fräulein wäre alle das Elend mit dem Mädchen auch keine Erholung und Zerstreuung.

Er hatte das Alles gesprochen, während er

die Noten auf dem Flügel zusammenräumte und die Stühle an den Sopha's und an den Wänden in Ordnung stellte. Er sprach es auch gleichsam nur für sich selber hin, sobald er bemerkte, daß der Herr nicht geneigt war, seine Einwendungen aufzunehmen, und ging hinaus, ohne eine Antwort erhalten zu haben. Aber daß seine Abmahnung nicht verloren sein würde, war er deshalb nicht weniger gewiß.

Und es hätte seinem Herrn gegenüber dieser Abmahnungen kaum bedurft, denn dieser hatte aus denselben Gründen ohnehin beschlossen, die Kammerjungfer zurückzulassen. Eben wollte er der Schwester sagen gehen, daß natürlich von Mariens Mitreisen nicht die Rede sein könne, als Lora in das Zimmer wiederkehrte.

Marie ist außer sich vor Freude, sagte sie, über den Gedanken an Paris und über das Wiedersehen ihres Bräutigams.

Paul wurde mißmüthig. Er machte der

Schweſter Vorwürfe wegen ihrer unüberlegten Verſprechungen, er erklärte, Marie in keiner Weiſe und unter keiner Bedingung in Paris um ſich haben zu wollen. Lora bat für das Mädchen, ſie behauptete endlich, da Paul nicht von ſeinem Vorſatze abweichen wollte, ſie könne die gewohnte Bedienung durch Marie nicht entbehren, aber grade das machte den Bruder nur noch ungeduldiger.

Die ſchönſte Zeit ſeines Lebens hindurch hatte er ſich mit kindlicher Selbſtverläugnung den Wünſchen und Bedürfniſſen der Mutter untergeordnet, er war auch geneigt, für Lora zu thun, was in ſeinen Kräften ſtand, indeß von Rückſichten auf die kleinliche Bequemlichkeit einer Frau wollte er fortan ſich nicht mehr beſtimmen laſſen. Lora durfte und ſollte nicht in die Verwöhnung verfallen, der die Mutter ſich hingegeben hatte, ſie ſollte und mußte ſich unabhängig machen von dieſen Dingen, und die Thränen und der Liebes-

handel ihres Mädchens ſollten endlich aufhören, ihn zu behelligen.

Paul war heftig, Lora dieſes Tones nicht von ihm gewohnt. Sie antwortete gereizt, und zum erſten Male kam Beiden der Gedanke, daß Nichts ſie zwinge, eine Heftigkeit von dem Andern zu ertragen. Wo aber ſolche Empfindungen plötzlich fertig hervortreten in den Menſchen, da haben ſie in ihnen ſchon lange geſchlummert, da geben ſie meiſt das Zeichen, daß die beſtehenden Zuſtände überlebt ſind und daß eine Sehnſucht nach anderen Verhältniſſen vorhanden iſt.

Indeß währte die Mißſtimmung an dieſem Tage nur kurze Zeit. Schon nach einer Stunde war Lora in des Bruders Zimmer. Sie bat ihn, ihr zu vergeben, ſie tadelte ſich, daß ſie ſeine guten Abſichten verkannt habe. Mit dem Freimuth, der in ihrem Weſen lag, geſtand ſie, daß ſie wirklich ſich auch ſchon wie die Mutter von einer Menge von Gewohnheiten beherrſchen laſſe,

und daß sie sich davon loszumachen wünsche. Paul freute sich ihrer gerechten Reue, und mehr noch dieser Einsicht. Er schilderte ihr das Reiseleben, wie er es bei seinen ersten Ausflügen geführt. Er sprach von der leichten Lebensluft, mit der er, einen kleinen Koffer als seine ganze fahrende Habe, einst Italien und Griechenland durchzogen, und wie es dem Vielbesitzenden zu gehen pflegte, vertiefte er sich dergestalt in die Erinnerung der Mühsale und Beschwerden, welche Dienerschaft und Gepäck ihnen zu anderen Zeiten auf Reisen verursacht hatten, daß Lora in dem Augenblicke am liebsten gleich in den Wagen gestiegen, und ohne alle Vorkehrungen mit dem Bruder in die Weite gegangen sein würde.

Schnell wie die Verstimmung zwischen ihnen eingetreten war, wurde die Versöhnung auch geschlossen. Da aber jede Versöhnung ein Opfer fordert, mußte Marie dies unerläßliche Opfer werden. Man betrachtete sie als die alleinige Ursache

des Zerwürfniſſes, man legte ihr den ſtillen Schmerz zur Laſt, welchen es in den Geſchwiſtern zurückgelaſſen hatte, man übertrug den Unmuth, den man gegeneinander empfunden, nur zu ſchnell auf die arme Marie. Paul und Lora fühlten ſich plötzlich erleichtert, ausgeſöhnt, befreit, und Paul übernahm es, Marien den veränderten Beſchluß zu verkünden, ihr mitzutheilen, daß ſie zu Hauſe bleiben müſſe. Lora war es nicht im Stande.

## Dreizehntes Kapitel.

Marie war ſprachlos vor Schrecken, als ſie dieſe neue Anordnung erfuhr. Sie konnte nicht bitten, ſie hatte kein Recht ſich zu beklagen. Sie war im Dienſte ihrer Herrſchaft und mußte gehen oder bleiben, wie man's ihr befahl. Aber ſie hatte ihre ganze Hoffnung ſo ſchnell auf dieſe Reiſe gerichtet, ſie hatte ſich es vorgeſtellt, wie ſie vor Karl hintreten werde, unerwartet, plötzlich, wie ſie ihn fragen werde: Karl! kennſt Du mich denn nicht mehr? kannſt Du mich denn vergeſſen haben? — Sie hatte es im Geiſte geſehen, wie er in ihre Arme ſank, ſie war mit ihm zu Lora gegangen, ihr zu erzählen, daß nun Alles gut ſei, ſie hatte nach Hauſe geſchrieben, daß ſie nicht wiederkehren werde, daß man ihre Sachen ihr

nachzuſchicken habe nach Paris — das Alles hatte ſie in einer Stunde in ihrem Innern durchlebt, und nun war das Alles vorbei, ſo ſchnell als es gekommen, Alles ausgelöſcht mit einem Worte! Der einzige Machtſpruch: Marie bleibt zu Hauſe, weil Lora ſich gewöhnen ſoll, ohne Bedienung fertig zu werden! warf alle ihre Hoffnungen und Plane, warf vielleicht ihre ganze Zukunft mit einem Schlage über den Haufen.

Es war eine ſtille Dumpfheit, die im erſten Augenblicke über ſie kam, dann trat der Zorn daraus hervor, und aus dem Zorn erwuchs ihr ein Entſchluß. Die ganze Nacht erwog ſie ihn, am Morgen hatte ſie ſich entſchieden.

In aller Frühe ging ſie in das Zimmer ihres Herrn, in welchem Lora ſich gewöhnlich aufhielt, und ſagte gegen Paul gewendet: Ich habe mir's die Nacht ſo überlegt, daß Sie vor dem Herbſte doch wohl nicht wieder kommen werden.

Nein! ſchwerlich! antwortete dieſer, aber weshalb fragſt Du danach?

Marie wurde verlegen. Sie wußte jetzt, da ſie es ausſprechen ſollte, die Sache nicht mehr anzufangen, und ſagen mußte ſie es doch. Wir ſind nun im halben Januar, fing ſie wieder an, bis zum Herbſte ſind es drei Viertel Jahre. Wer weiß, ob Sie dann einmal noch zurück ſind? Wozu ſoll ich hier müſſig gehen? — ſprach ſie kaum hörbar.

Marie, was fällt Dir ein! rief Lora erſchrocken, die ihre Abſicht gleich errieth.

Ich kann mir nicht helfen! ſtieß das Mädchen hervor, ſo oder ſo: hin muß ich! Ich muß wiſſen, woran ich bin. Ich halte es hier nicht aus. Laſſen Sie mich ziehen!

Jetzt? fragte Paul, da Du in unſerer Abweſenheit im Hauſe bleiben ſollteſt?

Der Ludwig iſt ja da! entgegnete ſie. Hin

nach Paris muß ich einmal — und komme ich dann hierher zurück —

Nun? fragten Beide.

Ich mag nicht daran denken! sprach sie leise. Auf diesen Zwischenfall hatten die Geschwister nicht gerechnet, er kam ihnen höchst ungelegen. Man konnte Marien von ihrem Standpunkt aus kein Unrecht geben, und Lora hatte immer wieder Mitleid mit ihrer glaubensvollen Treue. Paul aber fühlte in diesem Augenblick nur Zorn gegen ihre Hartnäckigkeit, die sich nicht in die gegebenen Verhältnisse finden lernen wollte, und doch war auch ihm nicht wohl bei dieser Scene.

Er ließ Frau Redlich kommen. Man besprach und berieth was zu thun sei. Die Mutter war natürlich entschieden gegen den Vorsatz ihrer Tochter, der Vater, an den man endlich mit der Sache ging, fand ihn so ungehörig, daß er ihn kaum begreifen konnte. Gegen den Willen der Herrschaft den Dienst zu verlassen, gegen ihren Willen,

ja dieſem Willen ſelbſt zum Trotze nach Paris zu gehen, ſchien ihm unmöglich für Marie; indeſſen grade der Widerſtand, den ſie von allen Seiten jetzt erfuhr, beſtärkte ſie in dem Gedanken.

Feſt und beſtimmt forderte ſie von der Herrſchaft ihre Entlaſſung zum erſten April, und gereizt bewilligte Paul ſie ihr. Aber das ganze Verhältniß zwiſchen ihnen war damit plötzlich auch vernichtet. Lora mochte Marie in den folgenden Tagen nicht um ſich ſehen, nicht mit ihr ſprechen. Zum erſten Male nahm ſie den kalten Ton der Herrſchaft gegen ihre Kammerjungfer an. Sie befahl und forderte, wo ſie ſonſt gebeten hatte. Marie gehorchte ſchnell und ſtill. Streng pünktlich leiſtete und beſorgte ſie Alles, was zur Reiſe nöthig war, und Beide, die Herrinn und die Dienerinn, zählten jetzt die Stunden bis zum feſtgeſetzten Reiſetage. Sie hatten einander zu lieb gehabt, um ſich nicht Beide ſchwer gekränkt zu fühlen, und Frauen erbittern ſich ſchneller gegen

einander als Männer es thun, wenn ein liebevolles Verhältniß einmal zwiſchen ihnen unterbrochen wird. Beide warfen ſie einander in ihrem Innern Undank und Herzloſigkeit vor, Beide bereuten ſie das Zutrauen und die Neigung, die ſie für einander gehegt, und vor allem war es Marie, die gegen jedes weichere Gefühl, gegen jeden Gedanken des Bedauerns in ſich kämpfte. Vergebens ermahnten die Eltern ſie, einzulenken, vergebens ſtellte die Mutter ihr vor, was ſie beginnen, und wie ſie es bereuen werde, den Dienſt verlaſſen zu haben, wenn nun doch die Heirath mit Berger einmal nicht zu Stande kommen ſollte, ſie blieb unerſchütterlich.

Es giebt mehr Dienſte in der Welt! ſagte ſie gleichmüthig, und Ludwig ſtimmte ihr darin bei, und die Mutter ſprach nach einigen Tagen auch nicht mehr dagegen. Der Ludwig hatte ſie vom Widerreden abgebracht.

So kam der Reiſetag heran. Am Abende vorher hatte Paul dem Hausmädchen, das man im Frühjahre ebenfalls entlaſſen wollte, weil der Zeitpunkt der Rückkehr ſo ungewiß war, ihren Lohn im Voraus gezahlt, dann ließ er Marien rufen. Lora ging hinaus. Sie konnte es nicht mit anſehen, ſie konnte es nicht hören, daß man mit Marien Abrechnung hielt und ſie entließ wie eine Fremde; aber Marie ſelbſt war und blieb vollſtändig gefaßt.

Mit Achtſamkeit hörte ſie, wie Paul ihr die Berechnung deſſen machte, was ſie beſaß; wortlos nahm ſie aus ſeinen Händen die Werthpapiere, in denen ihr kleines Kapital beſtand, und höflich dankend empfing ſie die Lohnzahlung, die ihr bis zum Frühjahr zukam.

Ich rechne darauf, ſagte Paul, daß Du bis zum erſten April im Hauſe bleibſt, und daß Ihr, Du und Ludwig, Alles in Ordnung bringt, wenn das Hausmädchen das Haus verläßt. Die Köchinn,

die zurückbleibt, weiß in den Zimmern doch nicht recht Beſcheid.

Sie können ſich darauf verlaſſen! antwortete ſie feſt, ich werde es beſorgen.

So iſt denn Alles richtig! meinte Paul und erhob ſich.

Marie hielt ihre Papiere und ihr Geld. Ich danke ſehr! ſprach ſie leiſe und wendete ſich zur Thüre, aber Paul konnte ſie dennoch ſo nicht von ſich gehen ſehen. Marie! ſagte er, daß es ſo kommen mußte, thut mir leid. Du hätteſt beſſer gethan, Dich zu fügen.

Wer kann für ſein Schickſal! entgegnete ſie, mir iſt das meine, Gott weiß es, bitter. Damit verließ ſie ohne weitere Klage, ohne ein Wort des Bedauerns das Gemach, und auch am Abende, als ſie das Fräulein zum letzten Male bediente, blieb ſie ſtill und verſchloſſen, während Lora aller Mißhelligkeit vergeſſend, nur des nahen Scheidens

noch gedachte, und faſt immer die Thränen in den Augen hatte, ſobald ſie auf Marien blickte.

Morgens, da der Wagen kam, erſchraken ſie alle drei, Lora und Paul und Marie. Es hatte ſie mehr mit einander verknüpft, als das bloße Verhältniß der Leiſtung und Zahlung, das bloße Verhältniß der Herrſchaft und Dienſtbarkeit. Sie hatten Sorge und Noth am Krankenbette geliebter Menſchen getheilt, ein ganzes Leben gegenſeitiger Treue und Güte hatten ſie zuſammen durchlebt; Marie empfand von Allem dieſem Nichts in dieſer Stunde.

Sie gehen nach Paris und ich muß bleiben! Das war das Einzige, was ſie ſich immerwährend ſagte.

Ihre Starrheit verſchloß auch den Andern das Herz und den Mund. Aber als Lora endlich in den Wagen ſtieg, als Marie ihr den Shawl nachreichte und noch einmal an den Schlag trat, die Reiſeſachen zu ordnen, da überwältigte es Lora.

Ich danke Dir Marie! ſagte ſie und gab ihr die Hand, ich danke Dir für Alles, was Du mir gethan haſt; und verzage nicht, und gehe nicht fort — hörſt Du! — gehe nicht aus dem Hauſe Marie, und nicht nach Paris — ehe ich Dir ſchreibe.

Wie ein ſchneidender Schmerz zuckte es in dem Augenblicke über Mariens Geſicht. Sie drückte des Fräuleins Hand, indeß es kam kein Wort über ihre Lippen.

Und noch einmal rief Lora ſie heran und neigte ſich zu ihr und flüſterte: Gehe nicht fort! Paul wird's auch vergeſſen — wir kommen wieder — bleibe nur, gehe nicht fort! hörſt Du Marie! Bleibe bei uns! Hörſt Du! Ich rechne darauf Marie!

Da aber ſah Paul nach ſeiner Uhr, und Ludwig ſagte: machen Sie fort Marie! es iſt die höchſte Zeit. — Adieu! rief Paul den andern Dienſtboten und Mariens Eltern und Geſchwiſtern

zu, die den Wagen umſtanden. — Adieu! und glückliche Reiſe! tönte es zurück, und die Wagenthüre wurde geſchloſſen, der Wagen fuhr zum Portale hinaus, die Straße hinab, und ſie ſchauten ihm nach, ſo weit ſie ſehen konnten. Dann ging zuerſt der Meiſter an ſeine Arbeit, darauf die Köchinn in ihre warme Küche, und Marie ging auch hinauf, und endlich waren ſie Alle fort. Die beiden Flügel des Portales fielen mit ſchwerem Schlage zu, die Treppenthüre wurde verriegelt, und oben in den öden Zimmern räumte Marie die zurückgelaſſenen Geräthſchaften zuſammen, zog Ludwig alle Fenſtervorhänge herab, und die Herrſchaft hatte das Haus verlaſſen, das nun vereinſamt ſtehen ſollte für unbeſtimmte Zeit, der Aufſicht Ludwigs überwieſen.

## Vierzehntes Kapitel.

Karls Lage in Paris war nach seiner Ankunft übler gewesen, als er sie irgend einem seiner Verwandten und Freunde eingestanden hatte.

Der junge Erbe der Fabrik war nur siebenzehn Jahre alt gewesen, erst in vier Jahren trat er aus der Vormundschaft seines Onkels, und wohin Karl sich mit den Unternehmungen der Fabrik auch gewendet, überall hatte er den hemmenden Willen dieses beschränkten Mannes zu empfinden, überall hatte er den jugendlichen Leichtsinn zu bedauern gehabt, mit dem er sich zur Werkführung in der Fabrik verpflichtet hatte, ohne sich zugleich für eine vollständige Direktion derselben die nöthige Freiheit zu sichern. Der Vormund hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die Fabrik, wie er es nannte,

auf einem mittleren Fuße zu erhalten, und keine gewagten Spekulationen zu machen, ſo lange er ſie zu beaufſichtigen und das Erbe des Neffen zu verwalten hatte. Indeß ſeinem beſchränkten Sinne dünkten die unerläßlichſten Nothwendigkeiten ſchon gewagte Unternehmungen, Karl hatte unaufhörlich mit ihm zu kämpfen, wollte er die Fabrik nicht in's Stocken gerathen laſſen.

Bei ſeiner Ankunft hatte er den Vorſchlag gemacht, die alten Beſtände ſchnell und um jeden Preis zu räumen, um das Lager frei zu bekommen, und neue Façons auf den Markt bringen zu können, aber gleich damit war er auf Widerſtand geſtoßen. Was er ein unerläßliches Manöver nannte, das hieß dem Vormund ein jüdiſches Verſchleuderungsweſen, und ganz im Gegenſatz zu Berger, der die Liebe des Publikums für alles Neue in Anſchlag brachte, wie der Fabrikant es muß, behauptete der Vormund, die Menſchen hingen an den ihnen werth gewordenen alten

Formen, das wisse er aus eigener Erfahrung, und neue Façons zu bieten sei erst dann von Nöthen, wenn die alten ihren Kredit vollständig verloren hätten. Schlimmer noch ging es Karl mit dem Theile der Fabrikate, den die Mode augenblicklich vorzugsweise begünstigte, mit den Statuen und Gruppen, deren Verkauf dem alten Herrn unsicher erschien, weil sie keinem jener wirklichen Bedürfnisse entsprachen, für die zu arbeiten ihm allein eines soliden Geschäftes würdig däuchte. So kam es denn, daß der Absatz der Fabrik sich nicht heben konnte, daß Karl in dem ersten Jahre seine schönsten Entwürfe und Skizzen nicht auszuführen vermochte, und daß auch seine eigne finanzielle Lage sich nicht, wie er's gehofft, verbesserte.

Je länger dieser Zustand dauerte, um so mehr lastete er auf Karl. Aus vorhandenen Formen neue Façons zu Leuchtern, Kandelabern oder geringen Uhrgehäusen zusammenbinden, einen Amor und eine Psyche im Rokokogeschmacke, oder einen

Hektor und eine Andromache im Styl der Kaiſerzeit wieder auf's Neue gießen und ciſeliren laſſen, das war es nicht, was er gewollt hatte, aber ſein Muth und ſeine Ausdauer ließen ſich dadurch nicht lähmen. Nach langem Widerſtreben des Vormundes erlangte er es, daß wenigſtens die Beſtände veralteter Statuen und Gruppen zu erniedrigtem Preiſe nach Amerika verhandelt wurden, indeß er erreichte es nur unter der Bedingung ſich im Weſentlichſten fortan auf die Fabrikation des eigentlichen Hausrathes, auf Lampen, Kronen, Leuchter, Schreibzeuge und derlei Dinge zu beſchränken. So weh ihm das auch Anfangs gethan, hatte er ſich doch bald darin gefunden, ja er war ſchnell dahin gelangt, ſich auch in dieſem Fache als Künſtler ein Genüge zu bereiten. Er hielt ſich's vor, welche Schönheit die antike Welt und das Mittelalter in ihren Geräthſchaften entwickelt hatten, und ſie ſtudierte er, nach ihnen ſchuf er. So gelang es ihm denn endlich einige von ſeinen

neuen Arbeiten in den Handel zu bringen, und der Abſatz, der Beifall den ſie fanden, änderten ſeinen Einfluß und ſeine Stellung in der Fabrik und zu dem Vormunde. Er ließ ihm freiere Hand, und Karl wußte dieſe Freiheit zu dem Beſten Aller wohl zu nutzen.

Es währte nicht lange, bis man auf die neuen Geräthſchaften der Fabrik aufmerkſam wurde. Hie und da kam ein Künſtler, ein Kunſtfreund im Vorübergehen hinein, zu fragen, von wem die Modelle zu denſelben geliefert worden wären, und bald ſah Karl ſich von den tüchtigſten Bildhauern der Reſidenz beachtet, gelobt und gefördert. Man ſtellte ſeine Modelle neben die beſten Arbeiten von Mené, man ermuthigte ihn, ſich in größern Gruppen und Kompoſitionen zu verſuchen, und noch war das zweite Jahr nicht zu Ende, als ihm die Direction der Fabrik in der Weiſe überlaſſen wurde, wie er derſelben bedurfte um das Unternehmen zu fördern.

Dieſe Erfolge hatten auch ſeine perſönliche Stellung in jedem Betrachte verändert. Sein Einkommen hatte zugenommen, ſein Umgang ſich erweitert. Er war den Kreiſen der Künſtler näher getreten, und ihm, dem Lernbegierigen, hatte ſich damit eine neue Welt, aber auch ein höheres Ziel eröffnet. Sein ganzes Weſen war gehoben, er war voll Muth, voll Streben, voll Zuverſicht, nur ein Band hielt ihn zurück, eine Feſſel hemmte und drückte ihn täglich ſchwerer, ſeine Verlobung mit einem Mädchen, das ihm fremd und fremder wurde, je weiter er vorwärts ſchritt.

Mitten in dem friſcheſten Streben trafen ihre Briefe voll anklagender Sehnſucht ihn doppelt niederſchlagend. Er war jetzt äußerlich in der Lage, eine Frau zu ernähren, er konnte Marien ein Loos bieten, das jetzt ſchon alle ihre Wünſche übertraf, aber es war ihm nicht mehr möglich, ſie ſich als ſeine Frau zu denken. Oftmals ſchon hatte er auf dem Punkte geſtanden, ihr das zu

ſagen, immer hatte ihn die Achtung vor dem gegebenen Worte, und die wirkliche Neigung, welche er für Marie hegte, davon zurückgehalten. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, ſie zu verlaſſen, ſie unglücklich zu machen, weil er glücklicher geworden war. Er wußte, wie ſchwer die Dienſtbarkeit ihr fiel, er wußte, wie ſehr ſie an ihm hing. Er hätte ihr helfen mögen, ſich ein ſelbſtſtändiges Loos zu bereiten; wie für eine Schweſter hätte er für ſie ſorgen mögen, nur an die Ehe mit ihr mochte er nicht mehr denken. Lange ſchwankte er in dieſem Zuſtande, lange prüfte er ſich ſelbſt, aber er war ſich auch ein Räthſel. Schrieb ihm Marie, ſo brachte jeder Brief ihm ſichere Mißempfindung, ſichere Verſtimmung; ſchwieg ſie und es fehlten ihm Nachrichten aus Berlin, ſo entbehrte er dieſen Zuſammenhang, eine Unruhe überfiel ihn, eine Sehnſucht, die er ſich nicht zu deuten wußte, und mit einer Wärme, welche ihn oft bei dem Überleſen ſeiner Briefe ſelbſt in Erſtaunen

ſetzte, bat er Marien dann, ihm Kunde zu geben, von ſich und ihrem Thun und Treiben.

An Wahrheit gegen ſich ſelbſt gewohnt, fing Karl endlich an, ſich die Verwirrung, in welcher er ſich befand, zum Vorwurf zu machen. Er konnte es nicht bereuen, daß er ſich mit Marie verlobt, denn er hatte ſie lieb gehabt, von Herzen lieb, als eine zufällige Erregung ſie ihm zur Braut gegeben, und trotz mancher Bedenken, die ſich gleich in ihm geregt, hatte er damals die Zuverſicht gehabt, ſie immer lieben und eine glückliche Ehe mit ihr führen zu können, aber dieſe Zuverſicht war ſchon lange entſchwunden. Er wußte, daß Marie nicht zu ihm gehöre, er hatte einſehen lernen, daß ihr beſchränkter Sinn ihm ſelbſt die Hoffnung verbiete, ſie erziehen und bilden zu können, und die Ausſicht auf ein langes Leben neben einer ungeliebten Frau mit pflichttreuer Reſignation zu tragen, dazu fühlte er zu ſehr die eigne, vorwärtsſtrebende Kraft.

Es war in den erſten Tagen des neuen Jah=

res, als er müde von der Tagesarbeit, in seine Wohnung kam; indeß so spät es war, gönnte er sich noch keine Ruhe. Die Mahlzeit hatte ihn erfrischt, er trauete es sich zu, noch ein paar Stunden beim Scheine der Lampe an einer Gruppe modelliren zu können, die er zum Tragen eines Kandelabers in den letzten Tagen begonnen hatte.

Rasch war der Überrock abgeworfen, die bequeme Arbeitsjacke angelegt, die feuchte Umhüllung von dem Thone entfernt, und rüstig schnitt der feine Modellirstock hier eine Linie ab, dort setzte die geschickte Hand ein Wenig zu, und bog und formte und gestaltete, bis mehr und mehr ihm das Gebilde einer Aurorengestalt aus der Masse hervortrat, welche mit einem Stern über dem Haupte und die Fackel in den Händen die Lichtbringerinn darzustellen bestimmt war. Er selbst lächelte dem Bildwerke arbeitend zu, je deutlicher das siegende Lächeln auf den schönen Lippen des

Kopfes erblühte, und eben wollte er die letzten Striche daran thun, als es an seine Thüre klopfte.

Der Portier trat herein. Er entschuldigte sich, daß er noch zu so später Stunde komme, mehr noch, daß er jetzt erst den Brief besorge, der schon am Mittage in seiner Loge abgegeben worden. Dann sprach er noch eine Weile vom Wetter, von den Hausbewohnern, betrachtete mit Kennerblick die Arbeit Bergers, denn es wohnten noch zwei Künstler in demselben Hause, es hatten immer welche darin gewohnt, und der Portier hatte mit Allen guten Verkehr gehabt, und sich um ihre Arbeiten und um ihr ganzes Leben gekümmert. Er lobte also Bergers Gruppe und empfahl sich endlich mit der pfiffigen Bemerkung, er wolle den Herrn nicht länger abhalten, den Brief zu lesen, der wohl von lieber Hand geschrieben sei. Er hatte die Handschrift ja schon zwei Jahre hindurch so oft gesehen.

Auch Karl kannte sie nur zu wohl, aber es

drängte ihn darum nicht den Brief zu leſen. Erſt als er ſein Werk für heute nicht weiter fortführen zu können meinte, ließ er die Arbeit und wendete ſich zu Mariens Schreiben. Er war mit Bangen daran gegangen, hatte ſich auf neue Klagen und Vorwürfe gefaßt gemacht, ſtatt deſſen begann ein Ausruf der höchſten Freude den Brief.

Wir reiſen nach Paris! ſchrieb Marie, in zehn, zwölf Tagen bin ich bei Dir!

Karl las nicht weiter. Jetzt ſtand er am Scheidewege; jetzt mußte er ſich entſchließen. Sein Kampf war ernſt und heftig. Kein Schlaf kam in ſeine Augen die ganze Nacht. Mit ſtrenger Prüfung ſah er auf ſeine und auf Mariens Vergangenheit und Zukunft, endlich am Morgen ſetzte er ſich nieder ihr zu ſchreiben. Er ſchilderte ihr in den ruhigſten Worten die Lage, in welcher er ſich ihr gegenüber befand, er geſtand ihr, daß er eine befriedigende Ehe zwiſchen ihnen für eine Unmöglichkeit halte. Er ſagte ihr, wie er ſie nie vergeſſen werde,

wie es ihn ſchmerze, ihr nicht das Glück bereiten zu können, das ſie neben ihm, und er mit ihr, zu finden gehofft habe, und endlich erbot er ſich, Alles zu thun, um ſie von der Nothwendigkeit des Dienens zu befreien, und ihr in Allem brüderlichen Beiſtand zu leiſten, wodurch ſie für ſich eine ſelbſtſtändige, unabhängige Exiſtenz zu gründen vermöchte. Aber ſo ruhig der Brief verfaßt war, ſo gerecht er gegen Marie, ſo ſtreng er gegen Karl ſelbſt gehalten war, und ſo demüthig verſöhnend er ſich mit ſeinem verheißenen Beiſtande ihr nahte, es klang ihm Alles noch nicht mild genug. Zwei-, dreimal ſchrieb er ihn auf's Neue, ohne ſich mehr genug zu thun, und endlich entſchloß er ſich, den erſten Brief, als den wahrſten Ausdruck ſeiner ſchmerzlichen Empfindung und ſeines unwandelbaren Entſchluſſes, an ſie abzuſenden.

Nachdenkend hielt er ihn lange in der Hand, ehe er ihn am Morgen dem Briefkaſten anvertraute. Endlich warf er ihn hinein, und ſeufzend und an

Marie denkend, ging er an des Tages Arbeit. Er hatte ſich befreit, aber er hatte dieſe Freiheit mit fremdem Schmerz erkauft. Er war entſchloſſen, dieſe Freiheit für die eigene Entwicklung zu benutzen — froh wurde er derſelben in dieſem Augenblicke nicht.

## Funfzehntes Kapitel.

Ein langes Verweilen in engen Verhältniſſen, ein langer Aufenthalt an einem Krankenbette, prägen dem Menſchen ihren Stempel ein. Man bleibt nicht geſund dabei, der Blick verengt ſich, der Sinn der Frauen namentlich läßt ſich bald umfangen von der kleinen Thätigkeit, welche die Tage erfüllt, und ſie verfallen leicht in ein trübes Begnügtſein, ſobald ſie ſich ſagen dürfen, daß ſie durch ihre Reſignation einem geliebten Menſchen das Daſein erleichtern. Es iſt dies eine der ſchönſten Eigenſchaften und zugleich eine der gefährlichſten Schwächen des Weibes. Denn der Menſch iſt nicht geſchaffen, ſich ſelbſt zu verlieren an das Leiden eines Andern, und wer ſich nicht frei darüber zu erheben vermag, bei aller Sorg-

falt, die er dem Andern angedeihen läßt, der kann zwar Gutes thun und ſtiften, aber nicht für lange Zeit, denn er verliert bald den vollen Gebrauch ſeiner Kräfte und Fähigkeiten. Wir würden im Allgemeinen viel mehr tüchtige Frauen haben, viel weniger kleinlichem Egoismus unter den älteren Frauen begegnen, wenn man die weibliche Jugend nicht in dem Irrglauben auferzöge, daß ſie geſchaffen ſei, ſich völlig an das Leben Anderer hinzugeben, ſich darin zu verlieren. Ein Unnatürliches fordern, gänzliche Selbſtverläugnung begehren, erzeugt niemals Gutes und erniedrigt in dieſem Falle, ſtatt zu erheben.

Auch auf Lora hatten die große Unterordnung unter den Willen ihrer kränkelnden Mutter, die ſpätere lange Krankenpflege und die ſtille Trauerzeit nicht gut gewirkt. Sie hatten ihre Friſche angetaſtet, ihren Sinn befangen. Kaum aber war ſie dieſem Kreiſe entrückt, kaum hatte ſie einige Tage außerhalb des Hauſes in wech-

ſelnder Umgebung ſich bewegt, ſo fühlte ſie ſich wie umgewandelt, und ſelbſt der Bruder erſchien ihr wie ein Andrer. Er kam ihr jünger vor als in der Heimath, und weil er jetzt, wo ſie ohne alle Bedienung reiſten, eine Menge Hülfsleiſtungen für ſie zu übernehmen hatte, die er ſonſt Ludwig überlaſſen, ſo gab ihm das in ihren Augen einen Anſtrich von Galanterie, die ihr wohlgefiel, und die ſie ihm durch jene weibliche Dienſtbarkeit zu erſetzen ſuchte, welche dem Dienenden und Empfangenden gleich erfreulich iſt, wenn ſie vom Herzen dargeboten wird.

Es war ihnen etwas Neues, ausſchließlich auf einander angewieſen, ganz allein beiſammen zu ſein. Die Abgeſchiedenheit mitten in der bewegten Welt gewann für Beide einen großen Reiz, es machte ſie noch zärtlicher für einander, als ſie je geweſen waren, und daß man ſie allgemein für ein Ehepaar, für Neuvermählte an-

ſprach, erhöhte die heitere Stimmung, in welcher ſie Paris erreichten.

Es war ſchon ſpät am Abende, als ſie Arm in Arm zum erſten Male die lichthellen Boulevards entlang gingen, und das bunte Leben der wechſelvollen Hauptſtadt ſich vor ihnen bei jedem Schritte neu entfaltete. Lora war in großer Erregung. Unbeſtimmte, verlockende Vorſtellungen von einer Freiheit des Lebens, von der ſie bisher nur gehört und geleſen, Gedanken an romantiſche Begegniſſe, eine Sehnſucht nach Abenteuern ſelbſt, ſteigerten ihr ganzes Weſen und machten den Bruder lächeln, als ſie ſich plötzlich in dem Ausrufe kund gaben: Es iſt wunderlich, Paul, aber mir iſt als müßte ich hier etwas ganz Ungewöhnliches, etwas Beſonderes erleben!

Dies Verlangen nach Ungewöhnlichem, dieſe Erwartung beſonderer Erlebniſſe hegen faſt alle Mädchen der höhern Stände bei ihrem Eintritt in die Welt. Sie iſt die nothwendige Folge ihrer Er-

ziehung, die ſie unabläſſig an das Hergebrachte, an das Schickliche, d. h. an das Alltägliche bindet. Aber der erſte Blick, der hinüberreicht über dieſe engen Schranken, möchte ſie meiſt auch ſprengen. Die unterdrückte Phantaſie, der unterdrückte Wille rächen ſich und fordern ihr Recht. Ja oftmals ſind es mehr Neugier, unbeſtimmter Freiheitsdrang und ein Geiſt des Widerſpruches, als Liebe und Leidenſchaft, welche die Frauen der höhern Stände zu ihren Irrthümern verleiten.

Bei Lora war die Freude an dem Ungewohnten harmlos. Es gefiel ihr Alles, wie einem Kinde das Neue gefällt. Sie war fröhlich, wie ein Schüler auf der Ferienreiſe, und als der Bruder endlich mit ihr in ein kleines Eſtaminet eintrat, in dem er bei ſeinem erſten Aufenthalte in Paris mit ſeinen jungen Freunden manchen Abend zugebracht, erſchien ihr das als ein Ereigniß, welches ſie mit einem Schlage in eine ganz andere

Welt verſetzte. Sie mochte gar nicht daran denken, daß Paul ſchon am folgenden Tage eine eigene Wohnung für ſie Beide ſuchen, einen Diener, eine Kammerjungfer, einen Wagen miethen wollte.

Auch Paul, der einſt ſeine glücklichſten Tage in Paris in den ungebundenen Kreiſen von jungen Künſtlern genoſſen hatte, fühlte ſich ebenfalls behaglich in der Ungebundenheit, und Beide begegneten ſich in dem Wunſche, die Freunde und Bekannte, welche ſie in Paris beſaßen, für's Erſte noch nicht aufzuſuchen, ſondern ihr fröhliches Fremdſein erſt recht mit Behagen auszukoſten.

Mehrere Tage waren ihnen in dieſer Weiſe vergangen, als Lora den Vorſchlag that, den jungen Berger aufzuſuchen, von deſſen Schreiben an Marie ſie keine Kunde erhalten hatten, da dasſelbe erſt nach ihrer Abreiſe in Mariens Hand gekommen war.

Ich ſehe ein, ſagte Lora, nachdem ſie ihre Abſicht ausgeſprochen, ich ſehe ein, Du haſt recht gehabt, Marie nicht mit hierher zu nehmen, aber ich kann nicht aufhören an ſie zu denken, und ich werde auch nicht Ruhe finden, ehe ich Karl geſprochen und — —

Und was? fragte der Bruder.

Lora ſtockte einen Augenblick. Ehe ich mich nicht ſelbſt überzeugt habe, daß für die arme Marie wirklich alle Hoffnung verloren iſt! fügte ſie hinzu.

Welch ein Jammer, rief Paul lächelnd, daß die Frauen ſich nicht auf die Wiſſenſchaften verlegen!

Wie kommſt Du darauf? fragte Lora.

Euer Unglaube iſt ſo gründlich! entgegnete er. Die klarſten Thatſachen, die ſchlagendſten Beweiſe überzeugen Euch nicht. Ihr müßt ſelbſt ſehen, ſelbſt hören, ſelbſt die Hände in die Wundmale legen, wie der heilige Thomas! Schade

nur, daß dieſer lobenswerthe Drang nach eigener Überzeugung, dieſer prüfungsſüchtige Unglaube ſich einzig auf die Thatſache erſtrecken, daß man eine Geliebte vergeſſen, ein übereilt gegebenes Verſprechen bereuen und nicht halten könne.

Lora ſchmollte. Man muß für die Menſchen, die man liebt, die Hoffnung nie verlieren, meinte ſie, ſonſt thut man nicht das Seinige für ſie.

So thue das Deine, antwortete Paul, nur erwarte nicht, daß ich Dir dabei helfe, und überlege was Du unternimmſt.

Was iſt da zu überlegen? fragte die Schweſter mit aller Unbefangenheit ihres Alters. Habe ich ihm nicht ſelbſt verſprochen ſeine Braut zu beſchützen? Hat er ſie mir nicht ſelber auf die Seele gebunden?

Als er ſie liebte! ſchaltete Paul ein, und Lora wurde nachdenklich.

Keine neue Unklugheit, Lora! warnte Paul. Es iſt natürlich, in Deinem Alter zu denken und zu

empfinden, wie Du thuſt; aber es giebt keine üblere Lage für ein junges Frauenzimmer, als einen Mann an Pflichten zu mahnen, die er nicht mehr anerkennen will. Ich für mein Theil würde jede ſolche Erinnerung ohne Weiteres von mir weiſen, beſonders wenn ſie mir, wie in dieſem Falle, von einem unbefugten Dritten, von einem unerfahrenen Mädchen käme. Und wer giebt Dir die Gewißheit, daß Berger dieſe Zurückweiſung nicht in einer Dich verletzenden Form ausſpricht? Folge mir und bleibe davon fern.

Lora ſchwieg, aber man konnte ihr anſehen, daß ſie noch mit demſelben Gedanken beſchäftigt war, auch fragte der Bruder ſie nach einer Weile, worüber ſie brüte?

O! meinte ſie, ich denke an die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß ein Mann dem andern hilft. Wo es die Untreue gegen ein armes Frauenzimmer gilt, da ſeid Ihr Alle einig.

Schäme Dich, Lora! welche alte Jungfer hat Dir dieſe Redensart vererbt?

Lora wurde roth auf die Worte ihres Bruders. Sie brach das Geſpräch ſchnell ab und kam im ferneren Verlauf der Unterredung nicht mehr darauf zurück. Indeß ſie hatte den Vorſatz Karl zu ſehen, keineswegs aufgegeben. Schmeichelnd fragte ſie am nächſten Tage, was der Bruder thun würde, wenn ſie einmal ganz gegen ſeine Anſichten und Gebote handeln ſollte?

Paul ſah ſie an und ſagte nach kurzer Pauſe: Du haſt Berger herbeſchieden!

Sie bejahte es verlegen. Hat er Dir geantwortet? — Lora nickte.

Und wird er kommen?

Ich habe ihm geſchrieben, daß Marie nicht hier iſt! entgegnete ſie ausweichend.

Wann erwarteſt Du ihn? fragte Paul beſtimmt.

Er wollte um drei Uhr bei uns ſein! — Paul

ſah nach der Uhr, die auf dem Kamine ſtand, es war gegen die dritte Stunde, Berger konnte in jedem Augenblicke eintreten.

Wie lange meinſt Du, fuhr Paul fort, daß Eure Unterredung dauern wird?

Die Schweſter blickte ihn betroffen an. Du willſt doch nicht fortgehen? fragte ſie.

Zuverläſſig! antwortete er, nahm Hut und Mantel, die für die Promenade ſchon bereit lagen, und wendete ſich der Thüre zu.

Paul! bleibe doch hier! bat ſie freundlich.

Nein! mein Kind! entgegnete er, aber ich werde Dich holen in einer Stunde! — Und im Fortgehen fügte er hinzu: Ein Mädchen, das ſich's beikommen läßt, einen Mann zur Erfüllung ſeiner Pflicht zurückzubringen, wird doch nicht Furcht haben, ihm ohne Zeugen zu begegnen? Hier heißt's: entweder oder.

Damit hatte er das Zimmer verlaſſen und Lora war allein — allein und in der unbehag-

lichſten Verfaſſung, als der Diener des Hauſes ihr Herrn Berger meldete. Sie erſchrack darüber, als hätte ſie nicht ſelbſt ſeine Gegenwart gefordert; aber in den wenigen Minuten, die zwiſchen der Meldung und dem Erſcheinen des Beſuches lagen, änderte ſich ihr Empfinden wieder. Sie hielt es ſich vor, daß ſie eine Liebespflicht zu erfüllen, ein armes, verlaſſenes Mädchen zu vertreten habe, daß ſie perſönlich gar nicht dabei betheiligt ſei, und als alle dieſe Gründe ihr den nöthigen Muth nicht ſchnell genug wiedergeben wollten, ſagte ſie: was kann's denn ſein, er iſt im Grunde doch nicht meines Gleichen! Sie dachte des Tages, da er in Mariens Domeſtikenſtube, befangen durch ſeine unangenehme Lage, vor ihr geſtanden hatte, ſie fühlte ſich ihm entſchieden überlegen, und da ſie nun mit ihren neunzehn Jahren elternlos, Herrinn ihrer ſelbſt, und auf ſich ſelbſt gewieſen war, ſo wollte ſie ſich auch ſelbſtſtändig beweiſen und dem Bruder zeigen,

daß sie des Schutzes entbehren könne, wenn er ihr denselben weigere. Mit einer Entschlossenheit, die einer bessern Sache werth gewesen wäre, ließ sie sich am Kamine in dem großen Lehnsessel nieder. Es war eine Art hochmüthigen Trotzes, mit dem sie »herein« rief, als Berger an die Thüre klopfte.

Den ganzen Morgen hindurch hatte sie sich überlegt, was sie ihm sagen wolle. Sie hatte es hundert Mal gehört, daß es eine Lehre der Klugheit sei, in Fällen wie dieser, die Unterhaltung zu beginnen. Immer und immer wieder hatte sie sich diese Begegnung in Scene gesetzt; mehr als zehn Mal hatte sie im Geiste die Worte wiederholt: Sie werden es natürlich finden Herr Berger! daß ich Sie rufen ließ, um mit Ihnen über die arme Marie zu sprechen. Sie hatte sich vorgestellt, wie er dann verlegen werden, wie sie ihm Alles darstellen würde, und nun er eintrat, nun schwand das Alles in ein Nichts zusammen.

Sie kannte ihn kaum wieder, so hatte er sich verändert. Er war stärker geworden, sein Gesicht noch ausdrucksvoller, seine Haltung sichrer. Selbst unter dem vollen Barte konnte man den Stolz des festgezeichneten Mundes nicht verkennen, und wo man ihm auch begegnete, mußte der Adel seiner männlichen Erscheinung fesselnd überraschen. Er war mit dem besten Geschmacke einfach gekleidet, ein selbstgewisser trotz seiner Jugend reifer Mann. Ruhig und sicher verbeugte er sich vor Lora, und ehe die Erstaunte ein Wort zu äußern vermochte, sagte er: Sie haben mich zu sich befohlen, verehrtes Fräulein! und ich danke Ihnen dafür, denn ich sehnte mich danach seit ich durch Sie von Ihrer Ankunft unterrichtet wurde, mich gegen Sie und Ihren Herrn Bruder zu rechtfertigen, was schriftlich wirklich eine schwere Sache für mich gewesen wäre!

Mein Bruder ist leider nicht zu Hause! be-

merkte Lora, um nur Etwas zu ſagen, weil ihr Schweigen ſie verdroß.

Das bedaure ich, entgegnete Berger, denn ſeine Theilnahme hat mir in Zeiten, in denen ich oft faſt mit mir ſelbſt zerfallen war, ſehr wohl gethan. Hätte er damals in meinem Innern leſen können, er würde mich vielleicht jetzt nicht ſo ſtrafbar finden, als ich Ihnen wohl erſcheinen muß. — Er ſetzte offenbar voraus, daß die Geſchwiſter von dem Bruche mit Marien Kenntniß hätten, und Lora's Befangenheit, die ſie zu raſcher Antwort drängte, hinderte ihn, ſich näher zu erklären.

Mein Bruder iſt nicht gegen Sie! ſagte Lora ſchnell, nur —

Nur Sie ſind es! fiel ihr Karl in's Wort.

Ja! entgegnete das Mädchen, ſich gewaltſam überwindend und zum Sprechen zwingend, weil Karl's Augen, der ſich ihr gegenüber unaufgefordert niedergelaſſen hatte, ſo fragend auf ihr ruhten.

Ja! wiederholte ſie, ich bin gegen Sie eingenommen, ich kann es Ihnen nicht vergeben, was das unglückliche Mädchen um Ihretwillen leidet und gelitten hat. Ich war Zeuge, als Sie ſich mit ihr verlobten, ich ſelber gab Ihnen den Ring. —

Sie ſah auf ſeine Hand, ihr Ring war noch an ſeinem Finger. Alles Blut ſtieg ihr nach dem Kopfe, und von einer ihr unerklärlichen Angſt getrieben, ſagte ſie befehlend: Geben Sie mir den Ring zurück!

Fräulein! rief Karl und ſtand betroffen auf.

Geben Sie mir den Ring zurück! wiederholte ſie noch dringender. Er ſah ſie ſprachlos an, das konnte ſie vollends nicht ertragen.

Sie lieben Marie nicht mehr! fuhr ſie immer ſchneller und beängſtigter fort. Was ſoll Ihnen die Erinnerung an eine Braut, die Sie nicht mehr lieben? Er kann Ihnen ja Nichts mehr ſein, dieſer arme Ring! Geben Sie mir ihn zurück, ich will, ich muß ihn wieder haben!

Wenn Sie es befehlen! ſagte Karl gepreßt, zog den goldenen Reif von ſeinem Finger und legte ihn auf den kleinen Tiſch neben Lora's Seſſel nieder. Lora wagte weder den Ring zu nehmen, noch Karl anzuſehen, der blaß geworden, hoch aufgerichtet vor ihr ſtand. Beide ſchwiegen, Beide blickten vor ſich zur Erde, ſo ſehr dieſe Stille ihnen drückend war. Plötzlich fuhr Karl empor, raffte ſich zuſammen und verließ mit einem kurzen »Leben Sie wohl!« eiligen Schrittes das Zimmer.

Lora blickte ihm mit ſtarrem Schrecken nach. Alles zu Ende! ſagte ſie nach einer Pauſe, aber ſie wußte kaum, was ſie dachte, was ſie ausſprach, nur einen großen Schmerz empfand ſie, der auf ihr laſtete. Da fielen ihre Blicke auf den Ring, und die Thränen brachen ihr aus den Augen, ſie weinte bitterlich. So traf ſie der Bruder.

Was iſt geſchehen? rief er, als er ihre Aufregung gewahrte.

Er hat den Ring zurückgegeben! ſagte ſie, und deutete darauf hin.

Den Ring? wiederholte Paul fragend, aber ſie beachtete es nicht. Er war ſo gut! ſagte ſie, er wollte ſich entſchuldigen, bei Dir vertheidigen! Er war ſo dankbar für Deine Theilnahme! — Sie hielt inne. Und ich wußte es ja, fuhr ſie dann lebhafter fort, daß ſie nicht zuſammen gehörten, ich hatte es Dir, ihr ſelbſt geſagt! — Es war Frevel, hochmüthiger Frevel! Ich vergebe mir's im Leben nicht! —

Paul war betroffen. Er hatte Mühe den Zuſammenhang zu erfahren, mehr Mühe noch die Schweſter zu beruhigen, da er ihr nicht deutlich machen wollte, was ſie nicht zu ahnen ſchien, und was er ſelber plötzlich gewahrte, ſo unwillkommen es ihm entgegentrat. Gleichmüthiger, als er es war, erbot er ſich, den jungen Berger bald einmal aufzuſuchen, und zu begütigen, was ihre Heftigkeit an ihm verſchuldet hatte. Das beruhigte

ſie endlich. Sie tröſtete ſich damit, daß ſie Berger wiederſehen, daß ſie ſelbſt ihn werde um Entſchuldigung bitten können. Sie wolle einem guten, vertrauenden Menſchen, ſagte ſie, von ihrer letzten Begegnung keinen ſo üblen Eindruck hinterlaſſen. Denn da durch Rückgabe des Ringes die Verlobung mit Marien unwiederbringlich von ihm aufgehoben worden, ſo ſei ja nun fortan auch kein Zuſammenhang zwiſchen Berger und ihnen mehr vorhanden oder nöthig.

Das wurde von dem Bruder bereitwillig beſtätigt, und Lora war mit ſich gar wohl zufrieden, daß ſie's ausgeſprochen hatte. Worauf dieſe Selbſtzufriedenheit ſich aber gründete, das fragte und das ſagte ſie ſich nicht.

## Sechszehntes Kapitel.

Erſt am Abende kehrte Karl wieder in ſeine Wohnung zurück. Schnell, wie er Lora's Zimmer verlaſſen, war er vorwärts gegangen, die Boulevards entlang, vorüber an der geputzten Menſchenmenge, die der ſchöne Wintertag hinausgelockt hatte auf die Straßen, den Sonntag zu genießen. Er merkte es kaum, wenn Bekannte ihm ihren Gruß zuwinkten, er merkte kaum, daß er vorwärts ging, noch weniger, welchen Weg er einſchlug. Plötzlich blieb er ſtehen und ſah ſich um.

Er hatte die Stadt verlaſſen, er befand ſich im freien Felde. Die Sonne war ſchon herabgeſunken, ihr letzter Schein fiel über die Erde und warf ſein mattes Rothgelb über die beſchneiten

Felder. Hie und da ſtieg aus einem einſamen, fernen Hauſe der Rauch dünn und durchſichtig kerzengrade in die Höhe, hie und da flog krächzend eine Dohle empor, auf einem Baume ihre Stätte für die Nacht zu ſuchen. So weit er blickte, kein Menſch zu ſehen, und Alles ſtill um ihn her. Die ganze Gegend eingehüllt in die melancholiſche Farbe des Winters und des ſinkenden Tages.

Wie komme ich denn hieher? fragte er ſich zuſammenſchauernd, als ein kalter Windſtrom ſeine vom ſchnellen Gange heiße Stirne ſtreifte. Wie komme ich denn hieher? wiederholte er, indem er ſich feſter in ſeinen Mantel hüllte. Er lachte mit einem Male hell auf, aber das Lachen klang unheimlich, es erſchreckte ihn ſelbſt. Tollheit! ſagte er, Tollheit und Wahnſinn von Anfang bis zu Ende! — Und wer ihn vernommen, der hätte den bittern Zorn erkennen müſſen, mit dem er dieſe Worte ausſprach.

Er wendete ſich zur Heimkehr, ſein Schritt

wurde langſamer. Er war zur Beſinnung gekommen. Während um ihn her die Gegend ſich in tiefere Schatten hüllte, bis er nur ſeine nächſte Nähe noch erkennen konnte, ſtieg immer heller und deutlicher ſeine ganze Vergangenheit vor ihm empor, und ſein Grimm gegen ſich ſelbſt ging in Trauer, in eine ſtille Wehmuth über.

Welch eine Wandlung von dem Tage, da Lora ihm mit aller Holdſeligkeit ihrer Güte den ſchmalen Goldreif gegeben, bis zu der Stunde, da ſie ihn ſo gebieteriſch zurückverlangt! Jener Tag und dieſe Stunde waren für ihn der Anfang und das Ende eines langen, langen Traumes; aber es war ihm gegangen wie den Kindern, die im Wunderberg verzaubert ſchlafen. Als ein anderer Menſch ging er aus der Verzauberung ſeines Traumes hervor. Jetzt wußte er Alles, jetzt verſtand er Alles, jetzt verſtand er auch ſich ſelbſt. Alles, was er erſtrebt, um ihretwillen hatte er danach getrachtet. Um ihretwillen hatte er geleſen

und ſtudirt die Nächte hindurch, wenn er müde von der Tagesarbeit heimgekommen war. Sie hatte nicht empfinden ſollen, wie fern er ihr damals noch geſtanden an Kenntniſſen und Bildung. Er mußte eine Stufe erreichen, die ihm ihre Theilnahme verdiente, er mußte ihr mit einem Worte ebenbürtig werden. Seine Lebensweiſe, ſein Umgang hatten ſich danach beſtimmt. Nicht die Vergnügungen der Jugend, nicht Scherz und Freude unter ſeinen Altersgenoſſen hatte er geſucht, ſie hatte ihm das Alles erſetzt, ſie war ſein Ideal geweſen, von der Stunde, da er ſie zuerſt geſehen. Nun wußte er, warum es ihn ſo glücklich gemacht ſeine Tagebücher zu ſchreiben, die er nach Berlin geſendet, nun wußte er, weshalb er's nicht vertragen können, ohne Nachricht von Marien zu ſein. Nur Lora hatte er ſchon ſeit langer Zeit geſucht in den Briefen ſeiner Braut, nur für Lora hatte er geſchrieben. Sie war der Stern geweſen, der ihm geleuchtet, ihm vorwärts und hinauf

gewinkt, nur für ſie und durch ſie hatte er gelebt.

Er begriff nicht, wie er ſich ſo lange getäuſcht. Er hatte ſich ja nach ihr geſehnt in ſeinen beſten Stunden und in ſeinen Träumen — nur ihren Namen hatte er ſich nicht genannt, er war ihm ein Allerheiligſtes geweſen. Eine tiefe Stille kam über ihn, er wußte nicht, war es Erſchöpfung, war es Friede. Er dachte an Marie, er dachte an Lora, aber er dachte Beider, als wären ſie nicht am Leben und Beide losgelöſ't von ihm.

Arme Marie! ſeufzte er unwillkührlich, und in demſelben Augenblicke hätte er auch ſeufzen mögen über ſein eigenes Geſchick. Nun war es ja geſtillt ſein langes, tiefes Sehnen, nun hatte er ſie wiedergeſehen, ihre Stimme vernommen — und Alles war doch zerknickt, zerſtört für immer, was ihn beſeligt und erhoben hatte.

Es iſt vorüber! ſagte er, vorüber der Irr-

thum und die Täuſchung, vorüber auch die Jugend und ihr ſchöner Traum! Aber das Herz in der Bruſt that ihm wehe, als er ſich dies Urtheil ſprach.

Müde und erſchöpft langte er in ſeiner Wohnung an. Es war ihm lieb, daß der Portier ihn heute mit keiner Frage, keiner Beſtellung aufhielt. Still und langſam, als käme er von einem Kirchhofe, auf dem er ſein Liebſtes eingeſenkt, zündete er ſeine Lampe an und ſetzte ſich an dem Tiſche nieder, an dem er ſo viele Male frohen Herzens nach Berlin geſchrieben, an dem er Lora's flüchtige Antworten mit ſo ſtolzen Glücksempfindungen geleſen hatte. Nun war das zu Ende, er hatte Nichts mehr zu ſagen, er wollte auch Nichts mehr für ſich. Einen Augenblick dachte er daran, Marien zu ſchreiben, daß er bereit ſei, ſie jetzt heimzuführen, damit doch wenigſtens Einer erlange, was er erſtrebt, indeß die neue Selbſttäuſchung widerte ihn noch ſchneller an, als ſie ihm gekommen war,

und die Vorſtellung, daß ein Menſch ohne Wunſch und Hoffnung nicht einmal im Stande ſei, ſich erfolgreich an Andere hinzugeben, warf ihn vollends nieder.

Hunger und Kälte riefen ihn aus ſeinem Brüten wach. Er aß, was er zufällig in ſeinem Zimmer vorfand, und legte ſich dann zur Ruhe, aber ihn floh der Schlaf. Lora ſtand ihm immer vor den Augen. Die Frage, weshalb ſie mit ſolcher Heftigkeit den Ring von ihm zurückgefordert, gönnte ihm keine Raſt. Er hätte ſie des Stolzes, des Hochmuths anklagen mögen, wäre nicht Alles, was er durch lange Jahre von ihr gehört, ſo gut und warmherzig geweſen. War hier eine Schuld vorhanden, ſo mußte er ſie tragen. Mit grübelndem Scharfſinn prüfte er Alles, was er gethan, jedes Wort, das er geſprochen, er war ſich keines Unrechtes gegen ſie bewußt. Und doch wünſchte er ein Unrecht begangen zu haben, das er ihr hätte abbitten können,

das ſie freigeſprochen hätte von dem Vorwurfe des grillenhaften Zornes, den er ihr immer wieder machen mußte. Endlich, als ſein Sinnen fruchtlos blieb, hefteten ſeine Gedanken ſich ausſchließlich auf ihr Bild, und mit der Erinnerung an ihre Schönheit ſchlief er ein.

Es war gut für ihn, daß der nächſte Tag ihn an die Arbeit rief. Er hatte die Nacht einige Stunden feſt geſchlafen, am Morgen wieder tüchtige Nahrung zu ſich genommen, und damit iſt ein geſunder Menſch über einen Theil des Herzeleides, über die eigentliche Schwäche gegen ſich ſelbſt hinweg.

Er empfand zwar noch, was ihm fehlte und was ihn drückte, aber er bemitleidete ſich nicht mehr. Er hatte ſich die letzten Jahre hindurch erhoben und gebildet durch den Aufblick zu einer ihm unerreichbaren geliebten Frau, das war ein Glück für ihn geweſen. Konnte er die Geliebte nicht gewinnen, ſo durfte er ſich darum nicht in

hoffnungsloſer Sehnſucht verlieren. Eine neue Zeit hob für ihn an, und ſie ſollte noch ernſter aber auch noch freier werden, als die Vergangenheit. Aus eignem Triebe, zu eignem Vortheil, allein um der Sache ſelber willen, wollte er arbeiten und leben, ohne einen Hinblick auf ein Phantaſiegebilde, ohne ein anderes Streben als dem nach künſtleriſcher Selbſtvollendung. Es ſind ſtets kräftige Naturen, die ſich nach dem Fehlſchlagen einer Hoffnung, nach erkanntem Irrthum, in ſich ſelbſt zuſammenraffen und den Troſt in der eigenen Kraft und in ihrer Arbeit ſuchen, während ſchwache Gemüther nach Enttäuſchungen ſich aufzugeben pflegen, oder ſich für Andre opfern und an die Allgemeinheit verlieren wollen.

Indeß mitten in dieſer Erhebung überfielen ihn doch bisweilen noch Stunden der Entmuthigung und der Ruheloſigkeit und Sehnſucht. Verzagten Herzens dachte er des Eindruckes, welchen ſein Schreiben auf Marien machen mußte, und oftmals

zürnte er dann auf Lora, als trüge ſie die Schuld von Allem. Dann wieder kam ihm das Verlangen ſie noch einmal zu ſehen. Bald glaubte er ſie in einem Wagen auf der Straße, bald durch die Fenſter eines Magazines zu erblicken, und immer ſchalt er ſich für ſolche Thorheit. Er wollte weder an Marie noch an das Fräulein denken, er verwünſchte im Ärger oft alle Frauen, die einen Mann nicht zu ſich ſelber kommen laſſen, und gelobte ſich, es ſolle ihm ſobald nicht wieder ein Weib die Ruhe ſeiner Tage rauben. Die Zeit der Jugend und der Liebe ſollte für ihn zu Ende ſein, und damit gut.

Grade dieſe Vorſätze aber bewieſen es, wie jung er war. Hätte jeder Liebende nur mit ſich ſelbſt zu thun, ſo würde in den meiſten Fällen die Liebe nicht ſchwer zu beſiegen ſein, indeß die eigne Liebe und die Liebe eines Andern auf einmal zu beſchwichtigen und zu bekämpfen, das iſt ſchwer; denn wie ein unſichtbares Gewebe ſpin-

nen die Gedanken ſich von Einem zu dem Andern, heften ſich aneinander und bilden neue Fäden, neue Bande, wenn man die erſten gebrochen zu haben wähnt. Karl wollte arbeitend vergeſſen, und Lora hatte Muße unabläſſig ſeiner zu gedenken.

Die

# Kammerjungfer.

Die

# Kammerjungfer.

---

Roman

von

Fanny Lewald.

---

Zweiter Theil.

---

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Der Autor behält ſich das Recht der Überſetzung in fremde Sprachen vor.

## Erſtes Kapitel.

Die beiden Geſchwiſter hatten allmählig die Beſuche in den Familien gemacht, mit welchen ſie ſich durch die früheren Handels- und Freundſchafts-verhältniſſe ihres Vaters und durch Paul's eigene Verbindungen in einem Zuſammenhange befanden, und bald ſahen ſie ſich in eine vielgeſtaltige Geſelligkeit verwickelt, in welcher man ſie mit theilnehmender Gaſtlichkeit willkommen hieß.

Vor allen andern aber wurde es ihnen heimiſch in dem Hauſe eines reichen Finanzmannes, des Bankier Delaborde, mit dem ihr Vater ſchon in ſeiner Jugend eine durch ihr ganzes Leben dauernde Freundſchaft geſchloſſen hatte. Als Paul das erſtemal in Paris geweſen war, hatten ſein

Vater und Herr Delaborde eine Heirath Pauls mit der älteſten Tochter dieſes Freundes beabſichtigt, indeß obſchon die jungen Leute einander Jugend und Liebenswürdigkeit entgegen zu bringen gehabt, waren ſie ſich nicht näher getreten, vielleicht nur deshalb nicht, weil die Eltern Beider die Hoffnung auf dieſe Vereinigung zu deutlich ausgeſprochen hatten.

Es war mit einer Art von Neugier, daß Paul die Dame wiederſah, welche ihm einſt beſtimmt geweſen war. Er wußte, daß ſie ſich nicht verheirathet hatte, und, die Einzige von ihren Schweſtern, noch im Vaterhauſe lebte, während die beiden Andern Ehebündniſſe eingegangen waren, wie ihre Neigung und ihre geſellſchaftliche Stellung ſie bedingten. Eugenie war mit Paul von demſelben Alter, und ſie dünkte ihm jetzt in ihrer äußeren Erſcheinung noch bedeutender und intereſſanter als zuvor. Ihre Schönheit, die immer in dem Adel der Formen beſtanden, erſchien durch

den Ernſt der reifen Jahre nur noch würdevoller, und die Eigenartigkeit ihres ganzen Weſens zog ihn mächtig an. Mitten in der Geſellſchaft, deren Sitten und Gewohnheiten ſie in anmuthigſter Weiſe in ſich verkörperte, mitten in dem glänzenden Hauſe ihrer Eltern, deſſen Gaſtlichkeit durch Eugeniens nie ermüdende Rückſicht auf Andere einen beſonderen Reiz erhielt, konnte man ſich dennoch, wenn man ſie ſah, des Eindruckes nicht erwehren, dieſes Leben in der Geſellſchaft ſei nicht ihr eigentliches Leben, ſie genieße es nicht, ſondern ertrage es aus Güte und Rückſicht für Andere. Auch Paul und Lora machten dieſe Bemerkung ſchnell, und doch hätten ſie nicht leicht zu ſagen gewußt, worin Eugeniens Art und Weiſe von der Allgemeinheit abwich. Sie kleidete ſich gleich der übrigen Welt, wenn ſchon ſie helle Farben und glänzenden Schmuck zu meiden ſchien, wie freilich auch ſolche Frauen es thun, die ſicher ſind ihre Schönheit ohne fremde Zuthat nur glänzender zur

Erſcheinung zu bringen. Aber Eugenie war offenbar mit ihrem Äußern nicht beſchäftigt. Sie hatte Heiterkeit für die jungen Gäſte ihres Hauſes, regen Antheil für die Unterhaltungen der Männer und Frauen von Bedeutung, Freude an allen großen Leiſtungen und Ereigniſſen: »aber, ſagte Lora, ſie hat das Alles wie ein ſeliger Geiſt. Es geht ſie ſelbſt nicht an. Man ſollte immer meinen, ihr eignes Leben ſei ſchon lang zu Ende, und ſie ſei nur noch für die Anderen auf der Welt!«

Die Einen behaupteten, ſie neige ſich zur katholiſchen Kirche hin, Andere nannten ſie eine gelehrte Dame, welche ſich ernſten Studien widme, wieder Andre behaupteten, ſie verfolge im Vereine mit entfernten Freunden beſtimmte ſociale Zwecke, und ſie ſei Schriftſtellerinn, wenn ſchon ſie ihren Namen bei ihren Arbeiten nicht nenne. Nur die Frauen machten ſich das Vermuthen leichter. Sie ſprachen von einer unglücklichen Liebe, welche

Eugenie für einen vornehmen italieniſchen Emigrirten gefühlt haben ſollte, und legten ſich ihr Schickſal, jede auf die eigene Weiſe aus. Alle, Männer und Frauen aber, begegneten ihr mit einer achtungsvollen Theilnahme, mit einer gewiſſen Unterordnung, und es ſtand feſt, daß ſie vielfache Beziehungen hatte zu Perſonen, welche außerhalb des Kreiſes ihrer Eltern lebten, und daß ihre Wohlthätigkeit eine ſehr ausgedehnte war.

Mit Paul hatte ſie die frühere Bekanntſchaft ſchnell und warm erneuert. Es war Beiden, als gäbe es ihnen jetzt einen Anſpruch aneinander, daß ſie ſich einſt verſchmäht. Sie ſchienen es zu fühlen, daß ſie ſich nicht gerecht geworden waren, und mochten es vergüten wollen. Sie waren aufmerkſam und theilnehmend für einander, und wenn gute Menſchen ſich mit Achtſamkeit begegnen, ſo bleibt die anerkennende Liebe nur ſelten aus. Sie wünſchten einander zu gefallen, und

wurden sich gegenseitig werth und werther, weil sie sich in manchem Sinne ergänzen konnten.

Vielfach einander gleich in ihren Überzeugungen, fand Eugenie sich immer wohlthuend berührt durch die Wärme, mit welcher Paul sie aussprach, und dieser gewahrte an der Freundinn mit einer Art von Staunen, wie leicht es sei, der eigenen Überzeugung mitten in der Gesellschaft nachzuleben, wie häufig es gelinge im Leben die rechte Saat zu streuen, die rechte Hülfe zu bringen, wenn man sich selbstthätig und in der rechten Zeit dazu entschließt. Jene Entmuthigung, die Paul so oft empfunden, jene Enttäuschungen, über welche er sich beklagte, Eugenie schien sie nicht zu kennen. Alles war stilles, freudiges Thun an ihr, und kaum hatte sie es wahrgenommen, wie nothwendig für Paul eine wirkliche Beschäftigung geworden sei, als der Gedanke ihm nützen zu können, sie noch lebhafter zu ihm zog. Ich will Sie leben lehren, sagte sie eines Tages freundlich,

lehren Sie mich denken. Ich habe lange gewünscht einmal die deutschen Dichter mit einem Deutschen von Ihrer Bildung zu lesen, lassen Sie uns dies thun! —

Paul willigte mit Freuden ein, und diese gemeinsame Lektüre, zu der man Lora zog, vereinigte Eugenie und die Geschwister, und machte das junge Mädchen bald zu dem Lieblinge der älteren Freundinn, die ihr schon Theilnahme bewies, weil sie sich der Liebe freute, mit welcher der Bruder an der Schwester hing.

Schön, jung, geistvoll und reich, mußte Lora natürlich auch in diesem großen und fremden Kreise auffallen und anziehen. Sie war ihren weiblichen Altersgenossen angenehm, sie wurde gesucht von den Männern, Freundlichkeit und Huldigung kamen ihr von allen Seiten entgegen. Eine Menge neuer Eindrücke, neue Arten von Genüssen wurden ihr dargeboten, Eugenie selbst nahm sie unter ihren Schutz, man führte ihr Alles zu, was sie reizen

oder vergnügen konnte, indeß wider das Erwarten ihres Bruders, ja wider ihr eigenes Erwarten, fühlte sie sich davon nicht hingerissen, nicht einmal befriedigt.

Sie genoß nicht rückhaltlos, wie die unbefangene Jugend es thut, ihre Gedanken hatten ein anderes Ziel, einen bestimmten Mittelpunkt gefunden. Aus dem Lichterglanze eines Balles, aus den berauschenden Tonmassen der Opern und Konzerte wendete ihr Sinn sich ab zu einem engen Raume, den sie nicht kannte, den sie sich vorzustellen strebte. Die gesuchte Eleganz der Männer erinnerte sie an Bergers Einfachheit, der Luxus, der Überfluß mahnten sie an das, was er entbehren mochte. Sie mußte seiner gedenken, bei Allem, was sie sah und was sie erlebte — oft wider ihren Willen.

Das machte die Frohe, Lebensmuthige mit einem Male ernst und still. Paul kannte sie in dieser Stimmung kaum noch wieder, um so mehr

beunruhigte ihn dieſelbe, denn ihre Urſache war ihm nicht verborgen. Während er noch mit ſich zu Rathe ging, ob er mit Lora über ihr Empfinden ſprechen ſolle oder nicht, überhob ein Zufall ihn des eigenen Entſchluſſes.

Eugenie hatte ſie Beide aufgefordert an einem beſtimmten Abende ſie zu einer Freundinn zu begleiten, mit welcher ſie ſie bekannt zu machen wünſchte, indeß ein plötzliches Unwohlſein jener Dame hinderte die Ausführung des Beſuches, und Eugenie empfing die Geſchwiſter in ihren eigenen Zimmern. Herr und Frau Delaborde waren in der Oper, und freundlich lud Eugenie ihre Gäſte ein, den Abend mit ihr zuzubringen. In angeregter Unterhaltung gingen die Stunden ſchnell vorüber, ſchon die edle, künſtleriſche Ausſchmückung der Räume bot manchen Stoff für die Betrachtung, und manche Anregung für das Geſpräch. Es wurde ſpät ehe man ſich trennte. Im Fortgehen ſagte Paul: man fühlt ſich in Ihren Zim-

mern wie in einer beſonderen Welt, in der die Harmonie der Schönheit durch Nichts geſtört wird. Alles, von den Gemälden bis zu Ihren Lampen und Ihrem Schreibzeug iſt wie aus einem Guſſe gefloſſen, und das Geringſte iſt hier ſo einfach und edel als ſeine Beſitzerinn.

O! ſagte Eugenie, ſprechen Sie nur von keinem Geringſten, wenn Sie meine Lampen und Geräthe betrachten, denn dieſe ſind wahre kleine Meiſterſtücke. Ich wundre mich, daß Sie nicht früher auf dieſelben aufmerkſam geworden ſind. Es iſt ein Landsmann von Ihnen, ein junger Deutſcher, der ſie fabrizirt, und der ſich in kurzer Zeit grade durch dieſe Arbeiten einen Namen gemacht hat. Er arbeitet in der Fabrik von Lerville, und er ſelbſt heißt Berger. Sie finden ſeinen Namen auf den Sachen, die er modellirt hat. Dabei hob ſie eine Schale zu Streuſand auf, und wies, ſie gegen das Licht haltend, auf den Na-

menszug hin, der auf dem Fuße zwiſchen den Rankengewinden zu leſen war.

Paul betrachtete die Schale und rühmte ſie. Es freut mich ſehr, ſagte er, daß der junge Mann ſich ſo heraufgearbeitet hat. Wir kennen ihn!

Sie kennen ihn? fragte Eugenie, und ſah dabei zufällig nach Lora hin.

Ja! antwortete dieſe ſchnell, und eine heiße Röthe überzog ihre Wangen, ich habe mit ihm in Briefwechſel, das heißt, in einer Art von Briefwechſel geſtanden, er iſt — er war —

Paul ſah ihre Verwirrung und wollte ihr zu Hülfe kommen. Wir lernten ihn durch einen Zufall kennen, ſagte er, und unſer Zuſammenhang mit ihm iſt nur ein mittelbarer. Er war —

Er war mit einer Freundinn von mir verlobt, unterbrach ihn Lora ſchnell, und dieſe Verbindung iſt aufgehoben worden.

Die ängſtliche Lebhaftigkeit, mit welcher ſie dieſe Worte ſprach, als hätte ſie gefürchtet, der Bruder könne etwas Andres ſagen, fiel Eugenien auf. Sie blickte Lora flüchtig forſchend an, Paul kam nochmals auf die Arbeiten ſelbſt zurück, und Eugenie meinte, als ihre Gäſte ſich gleich darauf entfernten, wenn ſie das Bronzen-Magazin noch nicht geſehen hätten, ſo könnten ſie es einmal gemeinſam beſuchen.

Im Wagen blieben Paul und Lora Anfangs ſchweigſam, endlich, als ſie ſich ſchon ihrer Wohnung näherten, ſagte Lora: Ich habe Dir es angeſehen, Paul, daß Du Dich wunderteſt, wie die Erinnerung an Berger mich beunruhigt, und ich läugne Dir nicht, daß es der Fall iſt. Indeß täuſche Dich nicht über die Urſache dieſes Gefühls.

Ich glaube nicht, daß ich dies thue! meinte Paul.

Doch! entgegnete ſie. Ich habe ein ſchlechtes Gewiſſen gegen Berger, das iſt Alles! Ich war

hart gegen ihn ohne allen Grund dazu, und ehe ich ihn deshalb nicht um Verzeihung gebeten habe, ehe er nicht weiß, daß mir es leid thut, eher habe ich keine rechte Freude an mir selbst und an Paris.

Du willst ihn also sprechen? fragte Paul.

Ich möchte es gern.

Und was dann? fuhr der Bruder fort.

Dann, sagte Lora, werde ich fertig damit sein. So wie es jetzt ist, drückte mich ein Mißempfinden, und ich war nicht einmal fähig, Marien zu schreiben, was vorgegangen sei, obschon ich ihr das zugesagt habe. Schreiben will ich ihr gleich morgen, und willst Du mir das Herz recht erleichtern, so mache, daß ich Berger selbst noch einmal spreche.

Paul bedachte sich einen Augenblick, dann sagte er ihr's zu. Er hatte den Eindruck so nachhaltig gefunden, welchen Berger auf die zu seinen Gunsten vorbereitete Phantasie von Lora gemacht hatte, daß er beschloß, den jungen Fabrikanten auf-

zuſuchen und ihn bald zu ihr zu führen. Er war der Hoffnung, die nähere Bekanntſchaft mit Karl werde den Zauber löſen, den Antheil zerſtören, welche die flüchtige Begegnung hervorgerufen hatte, und er wünſchte dies für die Ruhe ſeiner Schweſter.

## Zweites Kapitel.

Es war gegen Abend, um die Feierstunde, als Paul in die Fabrik ging. Vorn im Magazine wies man ihn in die Werkstätten, und eben wollte er sich am Eingange derselben erkundigen, wo er Berger finden könne, als dieser selbst ihm entgegentrat.

Da sie sich nur einmal gesehen hatten, erkannten sie sich nicht gleich bei dem matten Lichte, welches aus dem Fenster der Fabrik den Hof beleuchtete. Paul fragte, wo er den Chef des Ateliers finden könne, Berger sagte, er sei dies selbst, und als Jener ihm seinen Namen nannte, fühlte Karl, daß alles Blut ihm nach dem Kopfe stieg, ob vor Freude oder vor Erstaunen, das wußte er nicht.

Paul ſagte, es habe ihm leid gethan, den Beſuch ſeines Landsmanns neulich verfehlt zu haben, Karl gab ihm dies Bedauern zurück, und als fühle er, daß es mit dieſem Begegnen vor der Thüre nicht zwiſchen ihnen abgethan ſein könne, ſagte er: ich kann Sie kaum bitten, hier noch einzutreten, denn in wenig Minuten wird man die Feierſtunde läuten, und ich weiß nicht, ob Sie mir die Ehre erzeigen wollen, zu mir hinauf zu ſteigen. Ich wohne hier im Seitenhauſe.

Paul nahm die Einladung an. Karl durchſchritt mit ihm den Hof, ging dann in das Haus, ſie ſtiegen vier Treppen in die Höhe, wendeten ſich von dem Hausflur ſeitwärts, Karl ſchloß einen Korridor auf, führte ſeinen Gaſt einen langen dunklen Gang hinab bis zu einer Thüre, und öffnete dieſe. Hier bat er Paul einen Augenblick zu warten, weil es einige Stufen abwärts gehe. Er zündete darauf ein Licht an, und mit Überraſchung ſah Paul bei dem matten Schein der

Kerze einen großen Raum, ein eigentliches Künſtleratelier vor ſich. Mit einer angenehmen Geſchäftigkeit warf Karl Hut und Mantel von ſich, brannte eine Arbeitslampe an und ſtellte ſie auf den Sims des Kamines, in welchem er Holz und Kohlen aufſchichtete und mit einer Harzkugel ſchnell in Flammen ſetzte. Endlich rückte er einen großen, mit verblichenem Leder überzogenen Lehnſtuhl an das Feuer, und ſeinen Gaſt zum Sitzen nöthigend, ſprach er: Jetzt haben Sie alle Bequemlichkeit, welche dieſe Wohnung bietet, jetzt ſein Sie willkommen! Er bot bei dieſen Worten ſeinem Gaſte die Hand, mit jener gewinnenden, freien Anmuth, welcher man ſo ſelten begegnet, und die bei Männern immer das Zeichen anſpruchsloſer Selbſtgewißheit und einer großen Güte iſt.

Er nahm darauf einen Stuhl gegenüber von Paul, und eine ſtille Befangenheit ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen. Aber als wolle er vom Herzen haben, was ihm peinlich ſei, ſagte er: Sie

können zu so später Stunde nicht gekommen sein, die Werkstätten anzusehen, und ich bin nicht eitel genug, mir um meinetwillen die Ehre Ihrer Gegenwart zuzuschreiben. — Er hielt flüchtig inne und fuhr dann mit Selbstüberwindung fort: Ich kann nicht darüber im Zweifel sein, was Sie zu mir hergeführt hat, und ich räume Ihnen unbedingt das Recht ein, von mir Aufklärungen und meine Rechtfertigung zu fordern. Aber es giebt Dinge, welche ein Mann lieber eingestehen, als sich abfragen und vorhalten lassen mag. Mein Fall ist ein solcher.

Sie irren, fiel ihm Paul in's Wort, wenn Sie glauben —

Karl aber ließ ihn nicht reden. Er war aufgeregter, als er zeigen wollte. Die Sache ist mit wenig Worten abzuthun, sagte er, so viel Kummer für alle Theile auch dahinter liegt. Ich habe das große Unrecht begangen, mich zu einer leichtsinnigen Verlobung hinreißen zu lassen. Ich habe die

Folgen davon auf mir laſten fühlen, ich trage ſie noch in dem Bewußtſein, ein braves, gutes Geſchöpf getäuſcht und leiden gemacht zu haben. Indeß, wie Sie auch über mich denken mögen, ich kann mich nicht überreden, daß es meine Pflicht geweſen wäre, eine unfreiwillige Unwahrheit durch eine zweite freiwillige Unwahrheit zu vergrößern, und eine gewiſſenloſe Ehe zu ſchließen, weil ich eine leichtſinnige Verlobung eingegangen war. Nach langem Kampfe und langem Zögern habe ich Marien das geſagt. Ich habe noch keine Antwort von ihr erhalten — aber was ſie mir auch einwenden wird, mein Entſchluß wird derſelbe bleiben. Ich heirathe ſie nicht.

Er ſtand nach dieſen Worten auf, denn er war leidenſchaftlich bewegt, und warf neue Scheite in das Feuer, deſſen Gluth er mit dem Eiſen lebhaft ſchürte. Paul war überraſcht. Jedes Wort, das der Andre ſprach, ſteigerte das Intereſſe, welches er an demſelben nahm. Wäre er ſogar

in der Absicht gekommen, ihn jetzt noch an seine Verpflichtungen gegen Marie zu mahnen, die ganze Ausdrucksweise und Haltung Bergers würden ihm bewiesen haben, wie er und Marie nicht zusammengehörten, wie unangemessen eine Verbindung zwischen ihnen geworden sei.

Wenige Worte genügten, die beiden Männer mit einander zu verständigen, obschon und weil Beide, jeder auf seine Weise, an Marien Antheil nahmen. Dann brach Paul plötzlich davon ab, und Jener wußte es ihm Dank. Er sagte Berger, wie günstige Urtheile er über seine Arbeiten gehört, und während sie sprachen, betrachtete er mit wachsender Theilnahme den Raum, in dem sie sich befanden. Das Leben seines Bewohners gab sich darin in seiner ganzen Eigenartigkeit zu erkennen.

Es war ein Atelier, wie Maler und Bildhauer es haben, hoch und weit, mit einem breiten Fenster hoch oben an der einen Seite. Ein Vor-

hang von braunem Baumwollenſtoffe verhüllte es jetzt am Abende. Die Wände waren mit glatter Tünche ebenfalls braun geſtrichen und mit einzelnen hellen Streifen umrandet. In der Mitte des Zimmers ſtand ein großer Tiſch von Papierrollen und Geräthſchaften bedeckt. Der Bleiſtift und das Reisbrett lagen neben dem Schnitzmeſſer und dem Modellirholze, und das Geſtell neben dem Tiſche barg unter den naſſen Tüchern, die es umgaben, offenbar ein Thonmodell. — Ein Bett in der Ecke, Kleider hinter einem Vorhange, und ein Paar Bücherborde an der Wand bewieſen, daß dies Gemach Atelier und Wohnung zugleich ſei, aber man merkte den geringen Hausrath kaum, ſo voll hing Alles voll Zeichnungen nach guten Statuen, voll Gipskopien nach alten und neuen Muſtern, wie man ſie jetzt mit geringen Summen zuſammenbringen kann. Namentlich zog eine vollſtändige Sammlung nach den Bronzen von Mené die Aufmerkſamkeit Pauls auf ſich.

Es wurde ihm immer wohler in dem Raume, in der Gesellschaft Bergers. Er fragte, Karl erklärte. Er zeigte seinem Gaste die einzelnen Schönheiten an den trefflichen Thiergruppen von Mené, und ließ sich dann nicht lange bitten, ihm auch die eigenen Entwürfe vorzulegen. Unter diesen fand sich die Zeichnung zu der Lampe, welche Paul schon bei Eugenie gesehen hatte. Er sagte, daß diese Skizze ihm nicht fremd sei, daß er die Lampe kenne, welche danach gegossen worden.

So müssen Sie auch Fräulein Delaborde kennen! sagte Karl, denn sie allein hat eine solche Lampe bestellt und bekommen.

Sie allein, fragte Paul, man pflegt in den Fabriken aber doch keine einzelnen Exemplare anzufertigen?

Es ist auch eine Ausnahme! antwortete der Andre. Aber das Fräulein hält darauf, keine gewöhnlichen Fabrikate zu besitzen, und bestellt ihre Geräthschaften als Kunstwerke für sich allein.

Freilich erlangen ſie dadurch auch den Preis von Kunſtwerken, indeß wir könnten es uns wohl gefallen laſſen, theilten viele reiche Leute die Neigungen des Fräuleins — und wären ihr überhaupt viele Menſchen ähnlich! fügte er hinzu.

Pauls Antheil wurde immer reger. Das Fräulein iſt Ihnen alſo perſönlich bekannt? fragte er.

Ich habe ſie öfter geſprochen! ſagte Karl.

In Ihrem Magazine?

In unſerm Magazine, antwortete Karl, aber auch in der Behauſung einer Frau, bei der ich früher wohnte, und die das Fräulein oft beſucht.

Und wer iſt dieſe Frau! wenn ich es wiſſen darf? —

Die greiſe Witwe eines tüchtigen Lithographen.

Fräulein Delaborde iſt bekannt durch ihre Wohlthätigkeit! meinte Paul, in der Hoffnung, mittels dieſer Bemerkung ein Weiteres zu erfahren.

Ich glaube, ſagte Karl, daß hier von einer eigentlichen Wohlthätigkeit nicht die Rede ſein kann. Die beiden Töchter der Witwe, die bei derſelben leben, ernähren ihre Mutter ſchicklich durch ihrer Hände Arbeit. Die Eine iſt Muſterzeichnerinn, die Andre verfertigt künſtliche Blumen. Ich habe das Fräulein, als ich noch in jenem Hauſe wohnte, mehrmals in jeder Woche dort geſehen.

Fräulein Eugenie Delaborde? fragte Paul im Tone des Zweifels.

Fräulein Eugenie Delaborde! wiederholte Karl beſtimmt, und lächelnd fügte er hinzu, glauben Sie nicht, daß ich mich irre. Ich danke dem Fräulein zu viel an Ermuthigung und Anregung, um ſie mit irgend einer andern Dame zu verwechſeln.

Paul hätte mehr von Eugenien hören mögen, aber es ſchien ihm nicht recht, auf ſolchem Wege Etwas von ihren Beziehungen zu dritten Perſonen

zu erfahren, deſſen ſie ſelbſt nicht gegen ihn erwähnt hatte, und auch Karl ging nicht näher darauf ein. Indeß der junge Fabrikant hatte durch ſeine Bekanntſchaft mit Eugenien plötzlich eine neue Bedeutung für Paul gewonnen, die Unterhaltung wurde immer lebhafter, und eine Stunde entſchwand ihnen unbemerkt.

Plötzlich ſah Paul nach der Uhr, beſann ſich und fragte, ob Karl denn ſchon gegeſſen habe? Dieſer verneinte es und geſtand lachend, daß er Hunger fühle. Er habe ſeit Mittag die Werkſtätte nicht verlaſſen, und ſei es gewohnt, die Hauptmahlzeit erſt am Feierabende einzunehmen.

So laſſen Sie uns zuſammenbleiben! ſagte Paul. Eſſen Sie mit mir. Ich bin fremd in dieſem Stadttheil, Sie aber werden Beſcheid wiſſen, laſſen Sie uns in das Speiſehaus gehen, das Sie zu beſuchen pflegen.

Karl nahm es an, ſie ſpeiſten mitſammen. Dabei wendete das Geſpräch ſich auf allgemeine

Verhältniſſe und Zuſtände, und der junge Fabrikant entwickelte eine ſo heitere Zuverſicht zum Leben, einen ſo feſten Glauben an den allgemeinen Fortſchritt der Menſchheit, daß Paul ſich davon eben ſo erfreut als gehoben fühlte.

Es wundert mich, Sie in ſolchem Grade zufrieden zu finden! ſagte er. Man iſt das nicht gewohnt, ſeit ſo viele Hoffnungen vernichtet, ſo manche Fortſchritte rückgängig gemacht worden ſind. Ich bin in den letzten Jahren faſt überall einer großen Entmuthigung begegnet. Die Menſchen ſind müde, ſind gleichgültig aus Ermüdung.

Die Arbeiter nicht! rief Karl lebhaft, das heißt die rechten Arbeiter, die ſind nicht müde und nicht muthlos! fügte er erklärend hinzu.

Paul wollte wiſſen, was er damit meine? — O! ſagte Karl, mich dünkt, wer es gewohnt iſt, tüchtig in ſeinem Fache oder auch an ſich ſelbſt zu arbeiten, der weiß es, daß ein Vorwärtskommen immer nur langſam von Statten geht, daß un-

erwartete Hinderniſſe es unterbrechen, daß manche Arbeit neu begonnen und wieder neu begonnen ſein will, ſoll ſie gelingen und den Arbeiter zufrieden ſtellen. Und vorwärts iſt die Welt doch gekommen, Manches iſt doch gelungen, Vieles iſt gewonnen, ſelbſt ſeit wir denken können.

Paul räumte das ein, behauptete aber, grade in den arbeitenden Ständen vielfachen Klagen und großer Unzufriedenheit begegnet zu ſein, während Karl bei ſeiner Anſicht blieb, daß er unter den tüchtigen Arbeitern am häufigſten jenes thätige Begnügtſein angetroffen habe, welches eine Folge der Arbeit ſei, die ſchon von ſelbſt den Menſchen gewöhne, ſich nur innerhalb beſtimmter Gränzen auszubreiten, und in dieſen feſtzuſetzen.

Könnte man alle Menſchen zu rechter, tüchtiger Arbeit erziehen, ſagte er, ſo würden ſie mit der nothwendigen Geduld es lernen, ſich an dem geſetzmäßigen Fortſchritt jedes menſchlichen Thuns genügen zu laſſen. Denn in der Arbeit ſind der

Fortſchritt und das Beharren, das Streben und Sichbeſcheiden wunderbar vereint.

So plaudernd ſchwand ihnen die Zeit des Speiſens hin, aber während ſie frei über Allgemeines mit einander verkehrten, hatte Jeder von ihnen noch ſeine beſonderen Gedanken. Paul war unruhig, ohne zu wiſſen weshalb, über Eugeniens Verbindung mit der Familie, deren Karl erwähnt hatte, und eben ſo ſehr auch im Zweifel darüber, was er dem jungen Manne von dem Verlangen ſeiner Schweſter mitzutheilen habe. Daß eine Begegnung mit Berger Lora nur noch wärmer für ihn intereſſiren werde, deſſen war er jetzt nur zu gewiß, und er fragte ſich beſorgt, wohin das führen ſolle? — Karl ſeiner Seits hatte den ganzen Abend vergebens darauf gehofft, und doch ebenſo oft auch wieder davor gebangt, den Namen der Geliebten von des Bruders Munde zu vernehmen, aber erſt als das kleine Mahl zu Ende war, und ſie unter der Thüre ſtanden, um ſich zu tren-

nen, ſprach Paul: ich habe in der Lebhaftigkeit unſerer Unterhaltung Ihnen nicht geſagt, was mich eigentlich zu Ihnen geführt hat. Ihre Erklärungen über Ihre perſönlichen Verhältniſſe verhinderten mich Anfangs daran. — Er hielt inne und ſagte dann nach kurzem Zögern, ſo gleichgültig als möglich: Meine Schweſter fürchtet, Sie neulich verletzt zu haben, und bedauert das. Sie wünſcht, Ihnen dieſes ſelbſt auszuſprechen, kommen Sie alſo bald einmal uns zu beſuchen, wenn Ihre Zeit es Ihnen geſtattet! —

Nein! rief Karl, das kann ich nicht!

Die Lebhaftigkeit dieſes Ausrufes mußte etwas Unnatürliches haben, für jeden der ſeine Quelle nicht kannte. Karl fühlte das ſogleich ſelbſt, und ſich ſchnell verbeſſernd ſagte er: Ihr Fräulein Schweſter war vollkommen in ihrem Rechte. Sie hatte mir den Ring gegeben, ſie konnte ihn auch wiederfordern, wie die Sache ſtand. Nur ich habe um Vergebung zu bitten, daß ich damals

ihrem Befehle nicht ſchneller Folge leiſtete. Haben Sie die Güte und ſagen Sie ihr das.

Sehr gern! entgegnete Paul; Karl aber meinte dem Tone anzuhören, daß der Andere unzufrieden mit ihm ſei, und begütigend fügte er hinzu: Ich war an den Ring gewöhnt, das muß mich entſchuldigen. Jetzt danke ich's dem Fräulein, das ſie ihn mir nahm. Es giebt Erinnerungen, die man gänzlich fliehen muß, will man mit ihnen fertig werden! — Sagen Sie das Ihrem Fräulein Schweſter! ich bitte Sie darum — Ich kann nicht ſelber kommen.

Handeln Sie ganz nach Ihrem Empfinden und Ermeſſen! Sie dürfen demſelben vertrauen, denke ich! ſagte Paul mit Wärme und mit Nachdruck, und es folgte ein kurzes Schweigen dieſen Worten. Sie hatten einander verſtanden, ſie waren Beide davon ergriffen. Paul überwand es aber ſchnell. Er gab Karl die Hand: ich hoffe Sie wiederzuſehen! ſagte er, und ging ſchnell von

dannen, als fürchte er, ſich von ſeinem Zuge zu dem jungen Manne überraſchen zu laſſen. — Karl blieb auf dem Trottoire vor dem Speiſehauſe ſtehen. So lange er konnte, ſah er dem Bruder der Geliebten nach. Was hatte er ihm verrathen! Was hatte Paul davon verſtanden? Was mochte er von ihm denken, der ſeine Schweſter ſo ſehr liebte, daß ihm die Kraft gebrach, ihr freiwillig wieder zu begegnen?

## Drittes Kapitel.

Man muß Bildung oder eine zwingende Thätigkeit haben, um eine längere Mußezeit nicht bald als etwas sehr Lästiges zu empfinden. Die ersten Paar Tage nach der Abreise ihrer Herrschaft hatte Marie im Hause noch mancherlei zu schaffen gehabt, dann hatte sie eine Weile mit ihren eignen Sachen zugebracht, aber schon am Ende der ersten vierzehn Tage war sie mit diesen Dingen fertig gewesen, und die Zeit hatte nun leer und öde vor ihr gelegen. Sie hatte sich es oft gewünscht einmal Ruhe zu haben, einmal thun zu können, was sie wollte; nun da ihr Beides zu Theil wurde, machte es sie ungeduldig. Die freien Stunden, die langen Tage traten ihr fast wie Personen entgegen, welche Ansprüche an sie

zu erheben hatten, ſie wollten genutzt, ausgefüllt ſein, und Marie erſchrack vor dieſer Verpflichtung. An ihrer Ausſtattung nähen, mochte ſie nicht, wie die Sachen ſtanden. Sie wurde ſchon traurig, wenn ſie das Fertige nur anſah. Lange zu leſen war ſie nicht gewohnt, und wie ſollte ſie ſich für fremde Gedanken und Zuſtände intereſſiren, während die eigenen ihr Sorge machten! Dem Ungebildeten fehlt die Fähigkeit ſich durch Nachdenken über Fremdes von ſich ſelber abzuziehen. Er leidet deshalb unausgeſetzter, bitterer als der Gebildete, ſobald ihm die materielle Arbeit fehlt, die das Gegengewicht gegen ſeinen Kummer ausmacht. Zudem war es Winter und ſtrenge Kälte, das lockte nicht einmal zum Ausgehen, Marie hatte auch niemals viel Verkehr außer dem Hauſe gehabt; es blieb ihr alſo, wenn ſie Langeweile hatte, Nichts übrig, als ſich mit einem Nähzeug oder Strickzeug zu den Eltern oder zu den andern Dienſtboten zu flüchten. Die Einen aber

waren unzufrieden mit ihr, weil ſie den Dienſt gekündigt, ehe ſie wußte, was denn aus ihr werden würde, und die Andern empfanden offenbar eine Art böswilliger Freude darüber, die von ihnen ſtets beneidete Kammerjungfer von der Herrſchaft zurückgelaſſen und in ſo unſicherer Lage neben ſich zu ſehen.

Mitten in dieſen Zuſtänden hatte Marie endlich eines frühen Morgens Karl's Scheide- und Abſagebrief erhalten. Sie hatte ſich manchmal in Stunden der Verzagtheit gedacht, daß es ſo kommen könne, ſie hatte ſich den Brief vorgeſtellt, und die Wirkung, welche er auf ſie machen würde, und war dann immer in verzweiflungsvolle Thränen ausgebrochen. Nun war der Brief da, ſie hatte ihn geleſen und legte ihn ſtill vor ſich nieder. Verſtanden hatte ſie ihn, begreifen, glauben konnte ſie den Inhalt nicht. Sie war einmal auf einer Reiſe mit ihrer Herrſchaft Zeuge davon geweſen,

wie in einem Dorfe einem armen Tagelöhner sein Haus, sein einzig Hab und Gut in Flammen aufging. Der Mann hatte davorgestanden wie gelähmt, ein Bild des tiefsten Schmerzes, ganz unthätig, ganz klaglos. Die Gewalt des Unglücks hatte ihn nicht rückwärts und nicht vorwärts denken lassen, nur daß er unglücklich sei, das hatte er empfinden können.

Das Bild dieses Mannes und jenes Augenblickes war Alles, was Marien vor die Seele trat. Abgebrannt — Alles zerstört — Alles zu Ende — heimathlos! rief es in ihr. Sie blieb ganz ruhig sitzen, sie las auch den Brief nicht zum zweiten Male, er lag zusammengefaltet vor ihr auf dem Tische. So ging der Morgen hin. Sie saß und saß. Gegen Mittag kam die Köchinn melden, daß das Essen fertig sei. Marie wunderte sich darüber, als wäre das nicht an jedem Tage geschehen, oder als könne und müsse jetzt gar Nichts mehr geschehen. Sie sagte, sie fühle keinen

Hunger und wolle Nichts haben, der Kopf thue ihr auch wehe.

Aber als die Köchinn fort war, da brach das lebendige Gefühl ihrer Verlaſſenheit wie eine ſtürzende Fluth über ſie. Es war ihr, als ſtehe ſie allein mitten im Weltall, und ohne zu wiſſen, woher ſie ihr in dieſem Augenblicke kamen, ſprach ſie die Bibelworte: und die Erde war wüſt und leer, und der Geiſt Gottes ſchwebte über den Waſſern!

Wie ein Blitzſtrahl die Nacht erleuchtet, ſo erhellend fuhren die ſelbſtgeſprochenen Worte in ihre Seele. Zum Geiſte Gottes müſſe ſie ſich wenden. Er, der über den Waſſern des Chaos ſchwebte, er ſchwebte auch über ihr in dieſer Stunde, und mußte ihr Beiſtand werden. Sie griff nach dem Geſangbuch und ſchlug es auf. »Bei Unglücksfällen!« ſtand über dem Liede geſchrieben, auf das ihr Blick gefallen war. Sie las den erſten Vers, er lautete:

Noch heut' iſt Gott mein treuer Gott!
Soll mich von ihm die Trübſal ſcheiden?
Noch ſchreckt mich keines Spötters Spott —

ſie hielt inne, es fuhr ihr wie ein Stich durch die Bruſt. Was würden die Leute ſagen, wenn ſie nun eingeſtehen mußte, es ſei Alles zu Ende? Was würden die Eltern ſagen, daß ſie nun da ſtand ohne Brod und ohne Dienſt? daß ſie ſich ſo leichtſinnig um all' das Gute gebracht, welches ſie in dieſem Hauſe genoſſen hatte, ſeit ihrer Kindheit an? — Das Geſangbuch war vergeſſen!

Ihre Gedanken wurden umhergetrieben wie Schneeflocken vom Wirbelwinde, ſie konnte ihnen nicht folgen. Bald machte ſie ſich Vorwürfe, daß ſie nicht zu beten vermochte, bald klagte ſie ihre Herrſchaft an, deren unkirchliches Leben auch ſie von dem Beſuch der Kirche, von der Gewohnheit des Verkehrs mit Gott, entfremdet hatte. Dann wieder empfand ſie mit noch größerer Angſt, daß ſie den Glauben an einen höhern Beiſtand, an

die göttliche Vorsehung eigentlich gar nicht mehr besitze. Sie jammerte über das Loos des Armen, dem von seiner Herrschaft Alles geraubt werde, selbst sein letzter Trost, der rechte fromme, christliche Glaube, und doch hätte sie in diesem Augenblicke viel darum gegeben, wäre die Herrschaft nur dagewesen, hätte ein Befehl sie gezwungen, irgend Etwas zu thun, das ihre Gedanken abzog von ihrem Elend. Sie erinnerte sich, wie drückend die Dienstbarkeit ihr einst gewesen war, nun verlangte sie danach als nach einem Rettungsanker. Sie wußte sich keinen Rath, sie wußte nicht aus nicht ein.

So wurde es vier Uhr, und zum zweiten Male kam die Köchinn. Der Kaffee sei fertig! sagte sie. Marie dankte abermals. Die Köchinn blieb stehen und sah sie forschend an. Daß man nicht Mittag esse, das ließ sie gelten, daß man den Kaffee verschmähen könne, das begriff sie

nicht, das erregte mit ihrer Beſorgniß ihre Theilnahme. Sie fragte, was Marien fehle?

Marie zögerte zu antworten, ſie fürchtete, jedes Wort, das ſie ſpreche, könne verrathen was ihr geſchehen ſei, und mitten in dieſer Bangigkeit faßte ſie plötzlich der Gedanke: erfahren werden ſie's ja Alle doch, geſpart wird dir der Spott darüber nicht werden, daß du auf ihn gewartet haſt, und er hat dich ſitzen laſſen; alſo nur je eher je lieber heraus damit!

Es war ein grimmer Trotz in ihr, ſich ſelber, den Ihren, dem Karl wollte ſie es anthun, daß ſie's den Leuten ſagte, und mit bittrem Hohne ſtieß ſie's trocken heraus: Was mir fehlt? es iſt zu Ende mit mir und dem Berger!

Die Hände zitterten und die Füße wankten ihr, wie ſie's ausgeſprochen hatte, indeß ſie verzog keine Miene, und die Köchinn blickte ſie deshalb ganz erſchreckt an, als Marie ſich erhob und

ſich Etwas im Zimmer zu ſchaffen machte, damit Jene ſie nicht anſehen konnte.

Spaßen Sie nicht! ſagte die Köchinn endlich halb warnend, halb betroffen.

Mit ſo Etwas ſpaßt man auch! entgegnete Marie, und kramte emſiger in der Schieblade umher, während es ihr faſt den Hals zuſchnürte.

Solch ein ſchlechter Menſch! rief die Köchinn, ein honnettes Frauenzimmer Jahre lang hinzuhalten, und es dann ſitzen zu laſſen, mir Nichts, dir Nichts! das iſt reinweg unerhört!

Jedes Wort war ein Tropfen Gift für Marien. Hätte ich nur geſchwiegen! ſagte ſie im Selbſtgeſpräche leiſe, aber die Andre hatte es gehört.

Geſchwiegen? wiederholte ſie, und band die Bruſtlatzſchürze feſter um den vollen Leib. Gott ſteh mir bei! aber ich denke, geſchwiegen hätten Sie genug. Denken Sie, man hätte das nicht geſehen? Es war ja kein Kind im Hofe, das nicht davon geredet hat, es war ja himmelſchreiend

ſchon ſeit Jahr und Tag, wie Sie herumgingen, ſtill für ſich. Meine Sache wäre das nicht geweſen wie ich jung war. Ich hab's anders gemacht.

Marie blieb ſtill. Die Köchinn ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. Das Mädchen that ihr leid, und ſie fühlte dabei doch die ſtille Wolluſt der Überlegenheit über eine Perſon, die ſich ſonſt etwas Beſonderes gedünkt und im Hauſe auch dafür gegolten hatte.

Sitzen Sie doch nicht im Dunkeln! ſagte ſie plötzlich, die Nacht iſt keines Menſchen Freund. Finſterniß und Hunger und Kummer, das wirft den Stärkſten um. Warten Sie, ich werde Ihnen Kaffee holen.

Ehe Marie noch Etwas entgegnen konnte, hatte die dicke, aber ſehr rührige Frau das Zimmer verlaſſen, und mit dem willenloſen Gehorſam, zu dem der Schmerz den Menſchen ſo leicht herabdrückt, zündete Marie die kleine Lampe an. Gleich

darauf kam die Köchinn mit dem Kaffee wieder. Sie ſtellte das Brett mit der großen braunen Kanne, mit Taſſen, Zucker und Sahne auf den Tiſch nieder, ſchob dann einen Teller mit Backwerk vor Marien hin, und nachdem ſie ihr die erſte Taſſe eingeſchenkt hatte, ſagte ſie:

So! nun eſſen Sie! Eſſen hält Leib und Seel' zuſammen, und mit leerem Magen wird der Menſch gleich ſchwachköpfig und weichlich; ſo lang der Menſch aber noch eſſen kann, iſt ihm immer noch zu helfen! — Dabei ließ ſie ſich breit und behaglich auf dem Sopha nieder, zog eine Fußbank unter ihre Füße, und es ſchien ihr äußerſt wohl zu ſein, da ſie in dieſer Weiſe zum erſten Male bei Marien Kaffee trank.

Mechaniſch ſtillte Marie ihren Hunger und ihren Durſt. Sie ward erſt jetzt gewahr, daß ſie beides empfunden hatte, aber kaum war das Bedürfniß nach Speiſe in ihr befriedigt, als ſie die Geſellſchaft und die Vertraulichkeit der Köchinn wie

eine Erniedrigung empfand, die sie, mit der Einseitigkeit eines Gekränkten, auf den Urheber ihrer Kränkung schob.

Hätte Karl mich nicht verlassen, dachte sie, so würde die Köchinn sich hier nicht so breit machen in meinem Zimmer; aber ein verlassenes Frauenzimmer, das tritt Jeder unter seine Füße. Sie seufzte bei der Vorstellung, und als hätte die Frau errathen, was in Jener vorging, sagte sie: Es ist nur gut, daß es so weit ist, und daß Sie nun doch wissen, woran Sie mit ihm sind. Nun haben Sie's ja in der Hand! Lassen Sie es sich nicht merken und sehen Sie sich um.

Marie blickte sie fragend an. Die Köchinn rückte sich noch weiter und fester in den Sopha hinein, wie Einer, der es fühlt, daß er immer mehr und mehr festen Boden gewinnt, strich das schwarze, krause Scheitelhaar hinter die Ohren und schob die Haube mit den breiten, gesteiften Bändern zurecht, die sie sorgfältig wieder zuband

und zur Schleife aufzog, während sie zu sprechen fortfuhr.

Ich meine, sagte sie, die Hauptsache ist, daß Sie Nichts davon reden, und daß Niemand Etwas davon hört.

Daß Nimand Etwas davon hört? wiederholte Marie, und die Köchinn mit ihren klugen grauen Augen sah's ihr an, wie wünschenswerth und wie unmöglich das der Betrübten däuchte.

Sagen Sie Nichts von dem ganzen Briefe! Thun Sie, als wäre Nichts vorgefallen. Gehen Sie unter Leute, Sie sind ja ansehnlich und haben Etwas vor sich gebracht, da findet sich für Sie bald wieder Etwas; und ist's dann erst so weit, nun! so sagen Sie dann, Sie hätten es satt gehabt mit dem Berger, und er sieht denn doch gleich auch, daß es Ihnen nicht fehlt, wenn Sie nur wollen.

Was fragt der Ertrinkende nach der Sauberkeit der dargebotenen Hand, an der er sich zu

halten eilt? Er will gerettet ſein! So ging es auch Marien. Die Köchinn mit ihrer derben und doch pfiffigen Art und Weiſe war ihr ſonſt niemals angenehm geweſen; der Vorſchlag, den ſie ihr machte, hätte Marien in jedem andern Augenblicke widerſtanden, jetzt aber erſchien er ihr wie eine Eingebung. Sich verſchmäht ſehen, iſt gar zu bitter; und als müſſe ſie ſich an dem Gedanken aufrichten, daß ſie Werth habe für einen andern Menſchen, bemerkte ſie: Ach! wenn's nur darum geweſen wäre! an einem Manne, der mich alle Tage mit tauſend Freuden haben möchte, daran hat's mir nicht gefehlt.

Mein Gott! rief die Köchinn, ſo greifen Sie doch zu, wenn er zu leiden iſt.

Zu leiden iſt er ſchon, und lieben — lieben thut er mich Gott weiß wie ſehr, aber —

Sie hielt inne. Er iſt Ihnen zu alt! fiel ihr die Köchinn in's Wort. Glauben Sie mir, beſſer zu alt als zu jung, mit einem Alten geht

man immer ſichrer, ich ſagte es Ihnen gleich damals, wie Sie ſich mit dem jungen Menſchen eingelaſſen hatten. Mein Mann war auch an die funfzehn Jahr älter als ich, und wenn ich mich einmal noch verändern ſollte, was ja doch immer möglich iſt, einen Jungen nehme ich mir niemals. Und zu alt iſt der Ludwig ja auch nicht!

Nun war's heraus! und mit einem Schlage hatte die Köchinn ſich zu Mariens Vertrauten emporgeſchwungen. Ludwigs Vorzüge und Mängel wurden von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit erörtert, die Köchinn rühmte ihn mit Nachdruck. Er ſei ein braver und ein guter Menſch, ſagte ſie, nur zum Dienen tauge er nicht mehr. Er ſei ein Herr geworden und bequem. Die junge Herrſchaft würde ihn nicht behalten können, ſagte ſie; und wenn er heirathe, müſſe er doch auch etwas Eignes unternehmen. Ich habe mir ſo gedacht, fügte ſie wie beiläufig hinzu, wenn die Herrſchaft wieder kommt und der Ludwig abgeht,

ſo könnten ſie meinen Sohn nehmen, der nun bei den Huſaren iſt. Er iſt ein gelernter Bedienter und im Übrigen — da ſtehe ich für ihn.

So? fragte Marie, die gar nicht gehört hatte, wovon die Frau zuletzt geſprochen.

Sie zweifeln doch nicht daran? rief die Köchinn mit Entrüſtung. Er hat die beſten Zeugniſſe, und ehrlich iſt er wie ein Gold! und Können kann er ja weit mehr als Ludwig! Er iſt weit 'rauf geweſen in der Schule. Ich weiß am beſten, was er mich gekoſtet hat.

Marie beſann ſich und ſtimmte mit ein in das Lob des Sohnes, aber ſie wußte kaum, was ſie von ihm ſagte. Wie ein fortreißender Taumel war er über ſie gekommen, der Gedanke, ſich vor Beſchämung zu erretten. Sie wollte nicht verlaſſen ſein, es ſollte das Niemand ſagen können, Niemand! Sie wollte kein Bedauern einflößen, auch ſelbſt dem ungetreuen Berger nicht — dem grade am allerwenigſten! Und wenn ſie ſich dazu

entſchloß, wenn ſie Ludwig heirathete? — und warum ſollte ſie ihn nicht heirathen? Wie liebte ſie dieſer Mann! wie hatte er ſie an's Herz gedrückt — damals — in der Sylveſternacht! — Alles Blut ſtieg ihr in den Kopf, wenn ſie nur daran dachte — ihre Wangen brannten, und mit einem Lachen, das ihr fremd war, ſagte ſie: ja! wenn er jetzt käme, wer weiß, was ich jetzt thäte!

Wer? fragte die Köchinn.

Marie gab keine Antwort, die Andere verlangte auch nicht danach, ſie ſagte auch Nichts weiter von ihrem Sohne. Nur den Kaffee trank ſie zu Ende, dann nahm ſie das ganze Geräth mit ſich, und erſt als ſie ſchon an der Thüre ſtand, meinte ſie: Sie werden nur ſehen, es kommt Alles noch zurecht, wer ſich helfen will, dem iſt zu helfen.

Und ſich zu helfen, dazu war Marie entſchloſſen. Sie fühlte in ſich eine Kraft, und eine

unruhige, heftige Freude, die ſie nie empfunden hatte. Man iſt doch ein ganz Anderer, ſagte ſie zu ſich ſelbſt, wenn man nur erſt mit ſich im Klaren iſt, und im Klaren bin ich nun mit mir.

Mit ſchnellem Schritt ging ſie an die Kommode, nahm ein Packet Briefe aus einem verſchloſſenen Holzkäſtchen, löſte das Band, mit dem ſie zuſammengebunden waren, öffnete die Thüre des Ofens, in dem ein Feuer brannte, und warf die ſämmtlichen Papiere in die Flammen. Mit funkelndem Auge ſah ſie, wie ein Blatt nach dem andern erfaßt wurde von der Gluth; ſie half mit dem Feuerhaken nach, wo ein Blatt verſchont zu bleiben ſchien, und erſt als das letzte verglühend zuſammenfiel, ſchien ſie befriedigt zu ſein.

Das iſt zu Ende! ſagte ſie, und ſchloß die Ofenthüre, aber als ſie ſich aufrichtete und ſich zurückwendete in das Zimmer, kam es ihr vor, als ſei hier Alles leer, obſchon Nichts von ſeiner Stelle bewegt worden war. Sie mochte nicht

allein bleiben in der Stube, was kam auch heraus bei dieſer Einſamkeit? Sie hatte ihre Jugend lang genug vertrauert, das ſollte nun auch fortan nicht mehr geſchehen.

Auf dem Corridor vor ihrer Thüre traf ſie Ludwig. Er fragte, wo ſie hinwolle?

Zu den Eltern! antwortete ſie. Es iſt jetzt ſo ſtill hier im Hauſe, daß Einem manchmal angſt und bange wird. Mir graute heute ordentlich in meiner Stube.

Ja! meinte er ſcherzend, 's iſt auch nicht gut, daß der Menſch allein ſei, das ſteht ſchon in der Bibel. Er lachte dabei bedeutſam, ſie wurde roth und ſchlug mit der Hand nach ihm. Das verſtieß ſo ſehr gegen ihre züchtige Weiſe, daß Ludwig darüber faſt erſchrak, und Marie ſelbſt erſchrak davor. Indeß Ludwig ließ ſich durch einen Schreck nicht leicht um ſeinen Vortheil bringen. Er hielt die Hand Mariens feſt.

Darauf bilde ich mir Etwas ein! ſagte er.

Das haben Sie wohl von den vornehmen Herren gelernt, entgegnete ſie.

Herr oder nicht! meinte er, Mann bleibt Mann, und Weib Weib. Wer ſo ſchlägt, der iſt nicht böſe.

Böſe bin ich auch nicht auf Sie.

Was hilft mir das, wenn Sie wie eine verwünſchte Prinzeſſinn ſitzen bleiben in Ihrer Stube.

Da werde ich auch das Längſte geſeſſen haben! warf ſie hin.

Haben Sie denn ſchon einen neuen Dienſt? Oſtern iſt da, ehe man ſich umſieht! bemerkte Ludwig.

Ich habe mich noch nicht umgethan, aber morgen will ich daran denken! gab ſie ihm zur Antwort.

So? alſo doch? fragte er, und ſah ſie dabei an, daß ſie es nicht ertragen konnte; denn ſie hörte die Frage, die er ihr verſchwieg: alſo es iſt denn nun wirklich Nichts mit Ihrer Heirath?

Sie wendete ſich und ging an ihm vorbei, er hielt ſie auch nicht länger. Ehe ſie jedoch in die Küche eintrat, drehte ſie ſich noch einmal um: Ludwig! ſagte ſie, wenn Sie von Etwas hören, was für mich ſein könnte, achten Sie doch darauf!

Ich wüßte wohl, was für Sie wäre! — und nun grade! — erwiederte er, Sie wollen ja aber darauf gar nicht regardiren.

Sie lachte, er lachte auch, und Jeder ging ſeines Weges, indeß dies Lachen hatte ſie einander näher gebracht, als viele lange Reden. Sie hatten ſich gegenſeitig verſtanden und waren einig mit einander, obſchon Ludwig ſich nicht erklären konnte, wie das mit einem Male ſo gekommen war. Iſt das eine ſonderbare Perſon! ſagte er, als er ihr kopfſchüttelnd nachſah. Es lernt dieſe ſtillen Frauenzimmer doch der Klügſte nie ganz aus! Da bin ich viel zu lange d'rum herumgegangen, ich hätt' ihr nur gleich anders kommen müſſen — aber ſtille Waſſer ſind freilich immer tief!

Er lächelte dabei vergnüglich vor sich hin, und als er später am Abende Frau Redlich traf, die von einem Gange wiederkehrte, fragte er, ob sie mit der Tochter Etwas gesprochen habe, heute oder gestern? von ihm oder von seinen Absichten? Frau Redlich verneinte es. Es sei bei dem Mädchen gar nicht anzukommen, meinte sie, sich entschuldigend, aber Ludwig soll nicht den Muth verlieren.

Seh' ich aus wie Einer, der den Muth verliert, oder der seinen Willen nicht durchzusetzen weiß? antwortete er, und zog dabei selbstgefällig den Hemdkragen in die Höhe, daß er den Backenbart, Ludwigs höchsten Stolz, prächtig emporrichtete. Frau Redlich wußte nicht recht, was sie davon denken sollte, aber dem Ludwig war Nichts abzufragen. Was er nicht freiwillig sagte, das erfuhr man nicht von ihm, indeß etwas Besonderes mußte ihm passirt sein, denn als er davon ging, sang er sein französisches Lied. Das

aber wußte Jeder in dem ganzen Hauſe, wenn er das Lied ſang, war er guter Dinge. Er ſagte, er hätte dies Lied — und viele Andre — in Frankreich erlernt, wie er dort geweſen ſei in ſeinen jungen Jahren mit dem ſeligen Herrn. Er ſang jedoch immer nur dies Eine, denn er wußte kein Zweites, und allen Bewohnern des Hauſes war es nur zu wohl bekannt.

Noch ſpät am Abende hörte Marie in ihrer Stube, wie er immer noch die Melodie ſeines Liedes pfiff. Endlich ganz ſpät fing er ſogar noch einmal zu ſingen an.

Cueillons la rose
Sans la laisser fâner,
Elle est éclose
Pour nous charmer!

ſang er und ſang er wieder. Es klang ihr wie ein Spott. Sie hätte weinen können und viel darum gegeben, hätte ſie in dieſem Augenblicke ihr elendes Bischen Franzöſiſch nicht verſtanden.

## Viertes Kapitel.

Von dem Tage ab ſah Ludwig die Kammerjungfer als ſein Eigen an. Er kam und ging bei ihr aus und ein, ſie wehrte es ihm nicht. Es half ihr über ihre Gedanken fort, wenn er da war, und wie alle ſittlichen Frauen wurde ſie abhängig von ihm durch die erſte kleine Vertraulichkeit, die ſie ihm geſtattete. Die Erinnerung an ſeine leidenſchaftliche Umarmung verließ ſie nicht, ſobald ſie mit ihm allein war, ſie erwartete und fürchtete eine Wiederholung derſelben, und oft betraf ſie ſich auf dem Gedanken, hätte er mich nur wieder erſt einmal geküßt, damit es überſtanden wäre. Aufgeregt und verlegen, wie dieſe widerſtrebenden Empfindungen ſie erſcheinen ließen, ſah Ludwig mit männlicher Eitelkeit darin nur einen Beweis

ihrer langsam gewachsenen, und reif zum Vorschien gekommenen Liebe für ihn, und er zögerte nicht, nach dieser Ansicht zu handeln.

Marie hatte ihn lange warten lassen, er wollte nun auch Nichts übereilen, nicht wie ein Mann erscheinen, nach dem man nur zu rufen brauche, um ihn zu besitzen. Kam ihm dazwischen denn auch bisweilen die Frage, was diesen plötzlichen Ausbruch von Mariens Neigung hervorgerufen habe, wollte er einmal gelegentlich den Briefträger darum befragen, ob die Mamsell in der letzten Zeit wohl einen Brief bekommen hätte aus Paris, so unterließ er's dennoch. Er dachte: wer im Trocknen sitzt und läuft in den Regen hinaus, probieren ob der Regen naß macht, der ist ein Thor! Und somit nahm er, was er haben wollte, ohne zu fragen, woher es ihm gekommen war. Daß er fest halten würde, was er einmal gewonnen, darauf meinte er sich zu kennen.

Es vergingen denn auch keine sechs Wochen,

bis Alles ganz in Ordnung war. Sonntag früh, in der letzten Märzwoche, grade als drüben der Meiſter und die Frau und Hanne ſich angezogen hatten, bei dem ſchönen Wetter wieder einmal in die Kirche zu gehen, klopfte es an die Thüre, und herein traten der Ludwig und die Marie. Er hatte einen neuen braunen Paletot an, einen neuen Hut, und die goldene Uhr mit der dicken Kette, die er vom ſeligen Herrn geerbt hatte, der Neid und die Bewunderung des ganzen Hofes. Der Halskragen war noch weißer und ſteifer als ſonſt, den Bart hatte er ſich in die Höhe gekämmt, daß jedes Härchen beſonders Parade machen konnte, und ſein Geſicht war ordentlich aufgegangen vor Wohlbehagen. Die Marie führte er am Arm und ließ ſie auch nicht los, und weil ſie auch ein ſeidenes Kleid, und den guten Mantel und den weißen Atlashut angethan hatte, ſo ließ die Meiſterinn die Taſchentücher fallen, die ſie eben aus

der Kommode genommen hatte, ein Tuch für die Kirche auszusuchen.

Herr Jesus! Marie! schrie sie mit freudigem Schreck, und fiel ihr um den Hals.

Der Meister, der in der Kammer seinen Hochzeitsrock mit dem hohen Kragen bürstete, trat in die Thüre, und weil man ihm ansah, daß er nicht wußte, was da eigentlich geschah, so nahm Ludwig Marie bei der Hand und sagte: Na Meister! was lange währt wird gut! da habe ich die Ehre Ihnen meine Auserwählte vorzustellen.

Der Meister sah ihn an, sah Marie an. Er begriff den Vorgang nicht. Er war der Einzige gewesen, der Nichts von der Treulosigkeit des Neffen, Nichts von Ludwigs Bewerbung gemerkt oder erfahren hatte. Seine Gedanken waren auch in diesem Augenblicke nur auf die Kirche hingewendet, und es verdroß ihn, daß Ludwig einen Witz machen konnte, grade ehe er zu Gottes Hause ging. Er war aber nicht gewöhnt dem

Herrn Karſten mit Wort oder That entgegen zu treten, darum drehte er ſich nur gelaſſen um, und ging, die Bürſte in der einen Hand, den Rock in der andern, in die Kammer zurück, ſeine Arbeit fortzuſetzen. Er hatte ohnehin ſchon den Kopf nicht wie er ſollte, bei ſeinem Kirchgange gehabt, denn zum erſtenmale glaubte er zu bemerken, daß der Kragen oben am Nacken angefangen habe blank zu werden, und vom Blankwerden bis zum Durchſtoßen war es nicht gar weit.

Seine ſtille Weiſe machte Alle ſtutzig. Marien ſchlug das Gewiſſen, Ludwig fühlte ſich beleidigt, und die Meiſterinn ſah ihm das an. Es fuhr ihr heiß durch alle Glieder. Gott im Himmel! Vater! rief ſie, wo haſt Du denn Deinen Verſtand? Es wird mit dem Manne auch alle Tage ärger. Nun ſteht er da und ſieht den Fleck an auf dem alten miſerablen Rock, und darüber hört er nicht einmal, daß ſeine Tochter Braut iſt! Komm doch herein und freu' Dich Alter! die Marie iſt Braut!

Der Vater zog mitleidig die Schultern in die Höhe. Lieber Gott! ſagte er, ich denke, darüber haben wir uns lang genug gefreut, um zu wiſſen, daß es anders beſſer wäre.

Es iſt ja nun beſſer! rief Ludwig, nun giebt's 'ne Hochzeit Meiſter, und 'ne luſtige.

Der Meiſter hielt mit dem Bürſten des Kragens ein. Hat er denn nun geſchrieben, daß er ſie holen kommen wird? fragte er, während Marie erſt roth und dann blaß wurde, und ſich am Stuhle halten mußte, weil der Kopf ihr ſchwindelte.

Ludwig ſah es, und es ärgerte ihn. Meiſter! rief er unmuthig, habt Ihr denn allein keine Augen gehabt die ganze lange Zeit her, daß Ihr allein es nicht gemerkt habt, wie es ſtand zwiſchen der Marie und mir, und daß ſie an den andern Menſchen lange nicht mehr dachte? — Meine, meine Braut iſt die Marie, Meiſter! und nun könnt Ihr's mit gutem Gewiſſen ſagen, daß Ihr

einen Schwiegerſohn bekommt, mit dem Ihr Euch Etwas ſehen laſſen könnt!

Er warf ſich dabei in die Bruſt und faßte Marie um, der er einen herzhaften Kuß gab. Sie ließ es geſchehen, aber es war ihr ſchlecht dabei zu Muthe. Der Vater hatte die Bürſte weggelegt und den Rock angezogen, dann blieb er ſtehen und ſah ſich ſeine Frau und ſeine Kinder und den Ludwig der Reihe nach langſam an, als falle es ihm ſchwer den Zuſammenhang zu begreifen. Das machte Alle verlegen, Einen wie den Andern.

Alſo den Karl hat ſie nun ganz und gar vergeſſen? fragte er die Mutter, gewohnt, daß ihm die Dinge alle durch ſie erklärt und vermittelt wurden.

Sie kann doch nicht ihr Leben lang auf ihn warten! rief die Mutter, die eigentlich von der plötzlichen Sinneswandlung ihrer Tochter und von

der plötzlichen Verlobung nicht viel mehr begriff als ihr armer, guter Mann.

Und nun hält ſie's mit dem Ludwig, und will den Ludwig heirathen? fragte er nochmals, ſie hat ja immer —

Mein Gott, Vater! fiel Hanne ihm in's Wort, das ſiehſt Du ja, das ſagen ſie Dir ja! Thu' doch nicht, als wenn Du Dich nicht freuteſt, Vater!

Nun bleibt ſie ja in unſerer Nähe! bedeutete die Meiſterinn.

Der Gedanke machte einen Eindruck auf den Vater. Die Thränen kamen ihm in die Augen: Wenn's zu Deinem Glück iſt, und der liebe Gott hat's ſo gefügt — fortgelaſſen hätt' ich Dich nicht gerne! ſagte er.

Er ging damit auf ſie zu, ſie faßte ihn um, küßte ihn und weinte. Es war ihr eine Wohlthat, daß ſie weinen konnte, daß ihr eine Veranlaſſung dazu gegeben wurde, denn es hatte ihr

den Hals ſchon lange zugeſchnürt, und das Herz hatte ihr geſtockt vor innrem Leide.

Die rechte Freude war aber durch des Vaters Zwiſchenreden Allen doch verdorben, und erſt als ſie hinabgingen in den Hof, um ſich nach der Kirche zu begeben, als die Meiſterinn die großen Augen ſah, mit denen die Nachbarn Marie an Ludwigs Arm betrachteten, da fühlten ſie und Hanne den Stolz, ſich als Ludwigs Schwiegermutter und Schwägerinn zu präſentiren, während Ludwig gnädig rechts und links hin nickte, und Marie mit brennenden Wangen kaum die Augen aufzuſchlagen oder ein Lächeln zu erzwingen wußte. So oft ſie den Vater anſah, war's ihr, als ſehe ſie in die Vergangenheit, denn er war noch mit der vorgegangenen Wandlung nicht im Reinen, und Marie wollte und durfte nicht zurückblicken, wollte ſie nicht wieder in Traurigkeit verſinken.

Indeß nur dieſe erſten Stunden waren ſchwer zu überwinden. Eine Braut neben ihrem Bräu-

tigam, mit der Aussicht auf eine nahe Hochzeit vor sich, kommt wenig zur Besinnung. Ludwigs Zärtlichkeit schmeichelte Marien. Sie dachte an ihn wenn er nicht da war, sie fühlte sich unter seinem Einfluß, und die langen Jahre der Sehnsucht nach dem schönen, jungen Geliebten hatten ihre Phantasie erhitzt und kamen jetzt dem ältern Manne zu Gute. Daneben fing man an die Einrichtung des künftigen Hausstandes zu bedenken.

Ludwig war keinesweges gesonnen den Dienst aufzugeben, ehe die Herrschaft wieder kam und ihn entließ. Er meinte sogar, gegen die Erwartung der Köchinn, auch nach der Hochzeit noch im Dienst zu bleiben, denn was er vorhatte, das konnte seine Frau allein bestreiten, bis sie einmal Kinder hatten. Ganz in der Nähe war zum Johannistage eine große Wohnung zu vermiethen, auf diese hatte er sein Auge geworfen. Er wollte sie einrichten, und die Zimmer derselben als möblirte Stuben vermiethen. Marie konnte

dann ein Mädchen halten für die grobe Arbeit, konnte die Wäſche übernehmen für die Einwohner, und es war Ludwig außer Zweifel, daß ſie dabei ihre Rechnung finden würden. Gelang ihnen das, und kündigte man ihm dann auch ſpäter einmal ſeinen Dienſt, ſo konnten die meublirten Zimmer allmählich bis zu einem Hôtel garni erweitert werden. Hanne ſollte bei einem Koch die Küche lernen, auch für die Mutter mußte ſich in ſolchem Hauſe Arbeit finden, dem Vater fielen die Flickarbeiten für die Fremden zu, und Hanne, deren Gedanken ſtets am Weiteſten in die Zukunft reichten, ſah auch Sophie verſorgt, und ſelbſt den Hermann ſchon als kleinen Kellner ſein Brod erwerben in des reichen Schwagers Hauſe. Denn an Ludwigs und Mariens künftigem Reichthum, an dem Wohlergehen der ganzen Familie zweifelten weder die Mutter noch Mariens Geſchwiſter einen Augenblick, und ſogar der Vater ließ ſich zuletzt verleiten Plane zu machen, wie die Seinen alle.

Am nächſten Tage ließ Ludwig ſich Verlobungskarten drucken. Es müſſe Alles einen Styl haben, meinte er. Er hatte dieſe Anſicht und dieſe Redensart von ſeinem ſeligen Herrn angenommen. Marien war's ſonderbar zu Muthe, als die Karten fertig waren und Ludwig ſie ihr brachte.

»Ihre geſtern vollzogene Verlobung beehren ſich ihren Freunden und Bekannten ergebenſt anzuzeigen Marie Redlich und Ludwig Kerſten« ſtand darauf, und dann noch das Datum und die Jahrzahl und Berlin, und rund um die kleine Karte zog ſich ein hübſcher, klar durchbrochner Rand.

Die Mutter, die Schweſtern kamen herüber die Karten zu beſehen, ſelbſt der Vater hatte den Schneidertiſch verlaſſen, und betrachtete die Karten von beiden Seiten, der Köchinn gar nicht erſt zu gedenken, welche die Erſte war, ſich eine Verlobungskarte zum Andenken auszubitten. Die ganze Vornehmheit Ludwigs drückte ſich der Familie und dem Hausgeſinde in dieſen Karten aus. Marie

erſchien ihnen beneidenswerth, weil ihre Verlobung angezeigt, ordentlich mit Karten angezeigt werden ſollte, und Hanne erbot ſich, ſie gleich im ganzen Hofe ſelbſt umherzutragen, damit ſie ja in keinem Spiegel des ganzes Hofes fehlten. Die Verlobungskarten nahmen alle Köpfe ganz in Anſpruch, auch Marie konnte kein Auge davon wenden.

Marie Redlich und Ludwig Kerſten, las ſie wieder und wieder. Nun war es feſt, es ſtand ja vor ihr ſchwarz auf weiß. Das gedruckte Wort übt eine wunderbare Macht aus auf den, der ſich zum erſten Male damit in Verbindung fühlt.

Marie Redlich und Ludwig Kerſten — las ſie noch einmal. Es war entſchieden, ſie konnte nicht mehr zurück! — Sie erſchrack, wie ihr das durch den Sinn fuhr, ſie wußte nicht, wie ſie darauf gekommen war, und ſchnell, als fliehe ſie vor dieſer Vorſtellung, wendete ſie ſich zu Ludwig, der mit Dinte und Papier vor ihr ſaß, und auf

einem saubern Blatte in seinen bestgeschwungenen Zügen die Feder versuchte, mit welcher er die Adressen auf die Karten schreiben wollte. Die Mutter mit dem Strickzeug, Hanne mit der Näharbeit, die Köchinn beide Hände auf den Tisch gestützt, standen um ihn her, sie wollten zusehen, wie das vor sich gehen würde.

Nun! fragte Ludwig, mit dem vollen Gefühl der eignen Bedeutung und der Wichtigkeit des Aktes, wer bekommt die erste Karte?

Die Herrschaft! sagte die Meisterinn.

Ach was, die Herrschaft! rief die Köchinn dazwischen, es wird sich für die Beiden ja bald ausgeherrschaftet haben. Die Herrschaft, die erfährt's noch Zeit genug, aber ich denke, wer's am Ersten hören muß — na! ich denke doch — das versteht sich — zu allererst der Berger! Das ist die Marie sich doch wohl schuldig!

Ja! ja! bestätigte die Mutter, und Ludwig sah Marien lächelnd an.

Nun? fragte er, was meinen Sie?

Wenn Sie's wollen! antwortete Marie ausweichend, während ihr das Herz klopfte, daß ſie's in den Schläfen fühlte, denn das hatte ſie gewollt! das war's geweſen! —

Nun ſchrieb es Ludwig. Sie ſah ihm auf die Hand, als hätte ſie noch niemals eine Feder führen ſehen. In zwei, drei Tagen mußte Karl es leſen. Sie konnte ſich denken, wie er davor ſtehen würde. Es mußte ihm wehe thun, auf jeden Fall, aber das war ihr grade recht. Es ſollte ihn ſchmerzen. — Was hatte ſie nicht Alles ausgeſtanden durch ihn und um ihn ſeit ſo langer Zeit. Und wenn er es nun einſah, wenn er es bereute, es gut machen wollte — ſo unverantwortlich er auch an ihr gehandelt — ſie wußte, ſie würde es ihm verzeihen, wenn er's wollte, ſie würde ihm vergeben, ſie verlangte es gar nicht beſſer! ſie wartete, ſie hoffte ja darauf. Und Ludwig? — rief es plötzlich in ihrer Seele.

So! ſagte Ludwig, und ſiegelte das Kouvert zu, auf das er mit ſichtlichem Behagen die Adreſſe Karl's geſchrieben. Das wäre alſo für den Mosje Berger. Der hat nun ſein Theil, und ich das meine! — Damit faßte er die neben ihm ſtehende Marie um den Leib und küßte ſie. Sie wollte ihn abwehren, ſie hatte ihn in dem Augenblicke faſt vergeſſen gehabt. Aber als ſie ſich beſann, als er zu ſprechen anfing, da lagen die hundert Karten auf dem Tiſche; es war gedruckt, hundertmal gedruckt, Marie Redlich und Ludwig Kerſten. Sie konnte nicht mehr zurück, und es überfiel ſie ein Entſetzen, daß ſie es nicht konnte, denn was war ihr dieſer Ludwig Kerſten? Was war er ihr?

## Fünftes Kapitel.

Jedes Zuſammenleben von zwei Menſchen, ſeien es Freunde, Ehegatten, Geſchwiſter, iſt ein Kunſtwerk, das nur unter beſtimmten Bedingungen zu Stande kommt, das auch nur unter dieſen Bedingungen ſeine Dauer hat, und jede Veränderung in der Stimmung der Einzelnen kann zum ſcharfen Prüfſtein für die innere Feſtigkeit und Nothwendigkeit des Bündniſſes werden.

Paul und die Schweſter hatten noch nicht lange in Paris gelebt, als Beide es immer deutlicher einſahen und fühlten, daß zwiſchen ihnen nicht Alles mehr wie ſonſt ſei. Sie fanden einander verändert, Jeder ahnte, was den Andern hinnahm, und doch konnte Keiner von ihnen dem Andern bekennen, was er ſich ſelbſt nicht klar geſtehen

mochte, so sehr es ihn bewegte und beschäftigte. Daneben war Paul beunruhigt durch Lora's wachsende Gleichgültigkeit gegen die Gesellschaft und das Leben um sie her, die er sich nur zu gut zu deuten wußte, so vorsichtig er es vermied, die Schwester merken zu lassen, was ihn bekümmerte, und Lora sah mit Freude und doch mit eifersüchtigem Bangen, wie der Bruder die Nähe Eugeniens suchte, wie sein Antheil an derselben sich täglich steigerte.

Pauls Leben in Paris war überhaupt ein anderes geworden als in seiner Heimath. In Berlin, wo er sich in den letzten Jahren ganz an die Mutter hingegeben, wo er sich und seine Jugend vergessen zu haben schien, da hatten die Interessen der Familie ihn fast ausschließlich beschäftigt, und der Schwester Zärtlichkeit ihn schadlos dafür gehalten, daß er noch unverheirathet im Vaterhause lebte. Jetzt in Paris konnte Lora es sich nicht verbergen, daß sie dem Bruder oftmals

zu einem Hinderniſſe werde, ſo wenig er es ſie empfinden ließ. Sie fühlte es, wie ſtörend ihm bisweilen ihre Anweſenheit war, wenn ſie ſich bei Eugenien befanden, welche die Schweſter des Freundes immer gütig zu ſich heranzog. Sie ſah es, wie er bald auf dieſe, bald auf jene geſellige Partie mit Männern ſeines Alters verzichtete, um Lora nicht allein zu laſſen, und jedesmal entſtand bei Paul die Frage, was die Schweſter thun und machen werde, ſo oft er irgend Etwas für ſich ſelbſt zu unternehmen dachte.

Halb aus Rückſicht für den Bruder, halb aus eigenem Verlangen nach freier Bewegung fühlte Lora ſich davon mit jedem Tage mehr gedrückt. Paul hatte ſie nach der Mutter Tode mündig ſprechen laſſen, um die Ordnung und Verwaltung ihres beiderſeitigen Vermögens ungehindert leiten zu können, und Lora, welcher die Unterordnung unter die Mutter oft noch ſchwerer geworden war als

ihrem Bruder, wußte ſich ſeit jenem Augenblicke, nicht nur völlig frei, ſondern auch die unabhängige Beſitzerinn ihres reichen Erbes. Sie hatte ſich gleich Anfangs dieſer Vorzüge, wenn auch nur ſcherzend, gegen den Bruder gerühmt, aber Paul war überzeugt geweſen, daß ſie dieſelben zu nutzen wiſſen würde, ſobald ſie's nöthig finden ſollte. Er ſelber hatte ſie in dieſem Sinne erzogen, und es war die Freiheit, welche er ihr gegeben, die jetzt ſeine Sorge um die Schweſter und um die Geſtaltung ihrer Zukunft noch erhöhte.

Auch für Lora war die Zeit gekommen, ſich derſelben zu erinnern. Sie liebte den Bruder zu ſehr, um ihm nicht jedes Glück zu gönnen, ſie ſelber fühlte eine zu innige Neigung für Eugenie, um ihre Verbindung mit dem Bruder nicht lebhaft zu wünſchen, und wenn dann daneben in ihr die Frage rege wurde, was aus ihr werden ſolle, wenn andre Liebe, andre Pflichten Paul beanſpruchen würden, ſo hatte ſie ſich darauf geant-

wortet, daß sie es lernen müsse, sich auf sich selbst zu stützen im Geiste wie im äußern Leben.

Ihr Zug zu einer gewissen Unabhängigkeit kam ihr dabei zu Hülfe. Sie wollte den Bruder nicht belästigen, indem sie seine Begleitung zu oft begehrte, sie wollte auch nicht in Paris sein, um wie in der Heimath sich auf jedem Schritte außer dem Hause von einem Diener auf dem Fuße gefolgt zu wissen. Diese Anstandsregel der Reichen und der Vornehmen war ihr immer als eine Unwürdigkeit, als der lästigste Zwang erschienen, und wenn sie sich in früheren Tagen nach Freiheit gesehnt, so war es meist die Befreiung von Ludwigs unabläßiger Begleitung gewesen, nach der es sie verlangt hatte.

Sie kam sich wie erlöst vor, als sie an einem Morgen, an dem sie Paul bei Eugenien wußte, zum ersten Male allein die Boulevards betrat, und als sie ein Paar Tage später ebenfalls allein in den Sälen des Louvre verweilte, in welchen die

antiken Bildwerke aufbewahrt werden, dünkte es ſie, als empfinde ſie zum erſten Male, was der ächte, ungeſtörte Verkehr mit einem Kunſtwerk, was der wahre Genuß deſſelben ſei.

Paul wunderte ſich, als er Mittags heimkehrend, es von Lora erfuhr, ſie habe allein die Muſeen beſucht. Er billigte es zwar, denn ihm war jene falſche Sittlichkeit noch mehr zuwider als der Schweſter, und doch ſträubte ſich Etwas in ihm vor dem Gedanken, ſie an dem fremden Orte in ſolcher Weiſe ſich ſelber zu überlaſſen. Er ſagte ihr das, und arglos machte er ihr den Vorſchlag, eine ältere Dame für ſie zu ſuchen, an der ſie einen Schutz und eine Geſellſchafterinn hätte.

Lora empfing wider alles Erwarten dieſen Rath mit einer Miſchung von Zorn und von Betrübniß, aber ſie wich der Antwort aus, und nur ihre Traurigkeit hätte ihm verrathen können, was in ihr vorging. Daß Paul dieſe Traurigkeit nicht zu bemerken ſchien, verſchlimmerte den Zu-

ſtand. Es ließ ihr keine Ruhe, und am folgenden Tage kam ſie von ſelbſt darauf zurück, als ſie mit Paul am Morgen beiſammen war.

Du haſt geſtern den Wunſch ausgeſprochen, ſagte ſie, mir eine Geſellſchafterinn zu geben, das kann nur zwei Gründe haben, Paul! entweder Du mißtrauſt mir, und wodurch habe ich das von Dir verdient? oder, was ich ſchon früher einmal glaubte, Du wünſcheſt mich von Dir zu entfernen. Das aber würde mich weniger ſchmerzen, wenn Du mir ſagteſt, weshalb Du es zu wünſchen Grund haſt.

Paul betrachtete ſie mit Erſtaunen. Lora! ſagte er mißbilligend, woher kommt Dir nun ſchon zum zweiten Male dieſe Sprache gegenüber mir? Wann habe ich Dich mit verſteckten Maßregeln zu leiten, wann Dich mit halben Wahrheiten zu behandeln verſucht?

Aber Du biſt nicht mehr offen gegen mich! wendete ſie ihm ein. Ich beſitze Dein Vertrauen nicht mehr wie ſonſt. Ich muß errathen, was

Dich bewegt, und nach dem Errathenen handeln. Haſt Du es nicht gefühlt, wie ich mich von Dir entfernte, mich auf mich ſelbſt zurückzog, Dich frei zu laſſen? Warum verbirgſt Du mir, daß mein Verhalten Dir willkommen iſt? Meinſt Du, ich liebte Dich nicht genug, mich —

Paul unterbrach ſie. Es beleidigte ihn, daß die jüngere Schweſter ihm, dem Manne, in ſolcher Weiſe ein Geſtändniß abfordern wollte, welches zu machen er nicht geneigt war, und mit einer Härte, die ſonſt nicht in ſeiner Art lag, ſagte er: Wer giebt Dir das Recht ſo zu beurtheilen, was mir willkommen iſt, was nicht? Ich werde Dir ſagen, was ich von Dir will, ſpare Dir die Mühe es zu errathen, und bringe Deine mir nur zu erklärliche Sehnſucht nach Freiheit nicht auf meine Rechnung, Lora!

Lora verſtummte. Sie ſah ihre liebevollſte Abſicht, wie ſie meinte, kalt zurückgewieſen; und Paul ſeiner Seits legte ihr dies Schweigen als

einen Trotz aus, ſo ſehr er früher das Beſtreben Lora's, ihn nicht zu behindern, anerkannt hatte. Aber es kommen im Leben jedes Menſchen Stunden, die ſeinen Sinn verwirren, wie ein falſches Licht, welches das Auge irrt, und ſie ſchaffen immer Schmerz und Reue. Paul beſchuldigte die Schweſter einer herrſchſüchtigen Liebe, wie die Mutter ſie gegen ihn geltend gemacht, und warf ihr in ſeinem Innern thörichte Emancipationsgelüſte vor, entſprungen aus der ihr ſelbſt vielleicht noch unverſtandenen Leidenſchaft für Karl. Lora dagegen nannte ſich einſam und verwaiſt, und ſie trennten ſich verwundeten Gemüthes.

Paul hatte vorgehabt den Kirchhof des Père la Chaise zu beſuchen, und obſchon die Unterredung und der Streit mit Lora ihm ſchmerzlich geweſen waren, gab er ſeinen Vorſatz dorthin zu gehen nicht auf. Nachdenklich ſtieg er die Höhe hinan, und las im Wandeln da und dort die Namen der Vielen, die vorübergezogen ſind durch

das Leben der Menschheit, die Einen still und nur dem nächsten Kreise bekannt mit ihren Freuden und mit ihren Leiden, die Andern weithin leuchtende Erscheinungen, fortlebend über ihr eigenes Dasein hinaus im Gedächtniß der Nachwelt. Er hatte mit stiller Feier am Grabe Börne's gestanden, und lange sinnend auf dem Gipfel des Kirchhofs verweilt.

Es war schon spät am Tage für die Jahreszeit, denn es mochte gegen die sechste Stunde sein und die Sonne stand schon tief zum Untergange, indeß die Luft war noch warm, wie die Märztage in Paris es sind, obschon hie und da ein Wind stoßweise vorüberzog, und die blendend weißen Wolkenmassen dann noch eiliger hinzugleiten schienen über das noch helle Blau des Himmels. Je länger Paul hinabsah auf die Gräberreihen zu seinen Füßen, je milder wurde sein Sinn. Festzuhalten an einem Zorne, den der Augenblick erzeugte, ist unmöglich, wenn man es vor Augen hat, wie ganze Ge-

ſchlechter hingegangen ſind, und wie kurz die Zeit iſt, welche dem Menſchen gegeben iſt für die Liebe zu den Seinen. Er dachte mit Sehnſucht an Eugenie, aber er dachte eben ſo ſehr, und mit Betrübniß, an Lora. Er hatte ſie die Reizbarkeit entgelten laſſen, welche ein lebhaftes Wünſchen und die Ungewißheit dies Wünſchen erfüllt zu ſehen, in ihm erzeugten. Aber trug ſie die Schuld davon? Und ſtand ſie nicht wirklich allein, angewieſen auf ſeinen Rath, auf ſeinen Beiſtand, ſeine tragende und leitende Hülfe? Und wann hatte die Arme dieſes Beiſtandes mehr bedurft als grade jetzt, wo der Kampf zwiſchen einer an ſich berechtigten und nur durch die Verhältniſſe bedenklichen Liebe ſich vor ihr zu eröffnen ſchien? Wie mochte es auf ſie gewirkt haben, daß Karl ſich geweigert, ſie wiederzuſehen? Sie hatte kein Wort darüber geſprochen, ſie hatte ſeinen Namen nicht wieder genannt.

Eine Reihe von Möglichkeiten zog durch ſei-

nen Sinn. Er dachte an die Zufälle, welche Lora und Karl zuſammenführen konnten, ihre Zahl war unberechenbar. Er vergegenwärtigte ſich die Vorzüge des jungen Künſtlers, er erwog die Hinderniſſe, welche der Verbindung von Menſchen verſchiedener Bildung und verſchiedener Lebenskreiſe entgegenſtehen; dann wieder tauchte ſeine eigne Liebe, und nur um ſo lebhafter wieder hervor, je wärmer er an der Schweſter Glück gedacht hatte, und in dem Sinnen und Erwägen hatte er es nicht beachtet, wie der Tag ſich verdunkelte und die Wolken ſich dichter und dichter zuſammenzogen.

Plötzlich fuhr ein kalter Windſtoß durch die Luft, wie er den Regenſchauern des Frühlings vorher zu gehen pflegt. Die ſproſſenden Zweige der Bäume erzitterten und neigten ſich unter ſeiner Kraft, der Staub von den Pfaden trieb ſich kreiſelnd empor. Paul eilte die Höhe zu verlaſſen, aber noch hatte er die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, als Regen und leichte Schloſſen die

Luft durchwirbelten, daß man Mühe hatte die Augen offen zu halten. Schutz ſuchend wählte Paul die ſchmalen Gänge, da mit einem Male gewahrte er beim Umbiegen um ein tempelartiges Monument eine ſchlanke, hohe Frauengeſtalt in dunkler Kleidung. Er ſah es, wie ſie trotz des Wetters Ungunſt mit ſorglicher Hand noch eilig ein Paar friſche Kränze auf einen kleinen Hügel niederlegte und, ſich dann ſchnell erhebend, das Grab verließ — und er kannte dieſe Geſtalt. Raſchen Schrittes folgte er ihr nach. Sein Auge ſuchte im Vorbeigehen das neubekränzte Grab. »Emil Rivet« ſtand mit ſchlichten Buchſtaben auf dem einfachen Kreuz zu leſen. Emil Rivet! wiederholte ſich Paul, obſchon er gewiß war, dieſen Namen nicht zu vergeſſen, und in demſelben Augenblick befand er ſich neben jener Dame. Sie wendete das Haupt, er hatte ſich nicht geirrt, es war Eugenie!

Sie hier? in dieſem Wetter? und allein? fragte er mit einem Tone, in dem neben ſeiner

Erregung die zärtlichſte Theilnahme ſich verrieth.

Der Abend und der Regen haben mich überraſcht! ſagte ſie ruhig, wir theilen in dieſem Falle wohl daſſelbe Schickſal.

So laſſen Sie mich vorangehen, Ihren Diener zu holen, Ihren Martel! erbot ſich Paul.

Ich bin allein hier! widerlegte ſie, und ich bedarf auch eines Wagens nicht. Nur wenig Schritte vom Ausgange des Kirchhofes wohnen mir befreundete Perſonen, die ich noch heute ſehen muß. Wollen Sie mich bis dorthin begleiten, ſo laſſen Sie uns ſchnell zuſammen vorwärts gehen. — Sie hatte ſich dabei feſter in ihren Shawl gewickelt und ging mit ſicherem Schritte auf dem feuchten Boden neben ihrem Gefährten her.

Zum erſten Male fühlte Paul ſich neben ihr beunruhigt. Er erinnerte ſich, was Karl ihm von ihrem Zuſammenhange mit Perſonen der arbeitenden Stände erzählt. Er dachte an die Gerüchte von einer unglücklichen Liebe Eugeniens, eine un-

lebhafte Eiferſucht, eine quälende Furcht erwachten in ihm. Er ahnte es mit dem Inſtinkt des Herzens, daß er Eugenie hier am Grabe des von ihr geliebten Mannes geſehen habe, und er neidete ihm ihre Liebe.

Als er ſo ſchweigend neben ihr herſchritt, ſahen ſie Beide vom Eingange des Kirchhofes ein nicht mehr junges Frauenzimmer auf ſich zukommen. Sie war bürgerlich gekleidet, hatte ein Plaidtuch übergeworfen und trug einen geſchloſſenen Regenſchirm in der Hand, während ſie einen andern über ihrem Haupte geöffnet hielt. Mit ſichtlicher Freude eilte ſie auf Eugenie zu, die ihr ebenfalls ſchneller entgegenſchritt.

Wie froh bin ich, daß ich Dich finde, Eugenie! rief die Fremde ihr entgegen, wir waren in Sorge um Dich, als das Unwetter ſo plötzlich ausbrach. Du mußt durchnäßt ſein, laß uns ſchnell gehen! —

Sie hatte dabei den andern Schirm geöffnet

und reichte ihn Paul, damit er ihn für Eugenie trage, welche der Hülfreichen mit Herzlichkeit dankte. Pauls Theilnahme und Spannung wurden immer größer. Jedes Wort, welches die Frauen mit einander sprachen, verrieth eine sehr enge Verbindung und eine große Zärtlichkeit von beiden Theilen. Eugenie mußte sich Pauls Erstaunen, seine Überraschung denken können, und doch that sie Nichts, sie zu beschwichtigen oder das Sonderbare dieser Begegnung für ihn zu erklären. Vor einem der ersten kleinen Häuser in der Rue de la Roquette blieb sie stehen.

Da sind wir! rief die Fremde, und klopfte an das Fenster der Parterre-Wohnung, an welchem eine betagte Frau sie spähend erwartet hatte. Eugenie nickte ihr freundlich zu, ein zweites Mädchen, wenig jünger als die Andere, öffnete die Hausthüre, Eugenie trat schnell unter das Dach. Das Mädchen sah auf Paul, der Eugenie am Arme geführt, als wolle sie ihn auffordern ihnen

zu folgen, indeß Jene kam ihrer Einladung zuvor. Dankend reichte ſie Paul die Hand. Ich ſehe Sie wohl heute Abend noch? ſagte ſie, als ſie den ſchmerzlich fragenden Blick gewahrte, mit dem er ſie betrachtete. Ich ſehe Sie wohl heute noch? ich bleibe den Abend zu Hauſe! wiederholte ſie, und erleichterten Herzens trat er den Rückweg einſam an.

## Sechstes Kapitel.

Es war ſtill und heimlich in Eugeniens Zimmer, als Paul am Abend bei ihr eintrat. Ihre Eltern hatten einige Perſonen zum Spiele bei ſich verſammelt, und es war zu einer Regel des Hauſes geworden, daß Eugenie an ſolchen Abenden erſt zur Mahlzeit in die Geſellſchaft kam, da ſie ſelbſt die Karten nicht liebte.

Paul fühlte ſich bewegt, als er ſie wiederſah. Er wußte, daß ſie ihn nur zu ſich beſchieden haben konnte, um ihm zu erklären, was ihm heute befremdend geweſen war; und als ſolle ihm ein heiliges Myſterium ſich enthüllen, ſo ergriff ihn der Gedanke, das Geheimniß dieſes Frauenlebens zu erfahren, eines Lebens, welches ihm einſt beſtimmt geweſen war.

Eugenie hieß ihn freundlich willkommen, und bald nach der erſten Begrüßung ſagte ſie: Ich bin Ihnen heute unter Verhältniſſen begegnet, die Ihnen aufgefallen ſein müſſen, und Sie ſind mir, ſeit Sie wieder bei uns weilen, ein zu werther Freund geworden, jene Verhältniſſe ſind auch an ſich ſelbſt zu einfach, als daß ich ein Bedenken haben könnte, ſie Ihnen zu erklären, ſo wenig ich ſonſt liebe, dieſelben irgend Jemand preis zu geben. Es handelt ſich hier um eine frühe Liebe. — Sie hielt inne — und nach kurzer Pauſe ſagte ſie: Das Grab, an dem Sie mich fanden, iſt das Grab eines Malers. Er iſt jung geſtorben — und durch meine Schuld.

Sie ſprach das mit großer äußerer Ruhe, aber Paul hörte an dem leiſen Zittern des Tones, daß ſie mit Überwindung ſprach. Er konnte das nicht ertragen. — Genug! o genug! bat er. Sagen Sie nichts weiter, nichts, was zu ſagen Ihnen

wehe thut; ſagen Sie nichts, was Ihren Schmerz erneut.

Sie machte eine ſanft verneinende Bewegung. Nein! mein Freund! fuhr ſie fort, ich kann jetzt mit Ruhe zurückdenken an jene Zeit. Die Jahre üben eine beſänftigende Kraft, und es ſind faſt zehn Jahre her, ſeit jenes Grab ſich über dem beſten Herzen erhob. — Sie fuhr leiſe mit der Hand über Stirn und Augen, und ſagte dann: Es war bald nach Ihrer erſten Anweſenheit in Paris, als eine meiner Freundinnen mir zu meinem achtzehnten Geburtstage ihr Bildniß ſchenkte. Das Portrait war unübertrefflich gelungen, die bedeutendſten Künſtler, welche es in unſerm Hauſe ſahen, nannten es ein Meiſterwerk, der junge, bis dahin noch ganz unbekannte Maler, welcher es ausgeführt, wurde gerufen, um auch mich zu malen. Dieſer Anlaß brachte uns einander nahe, und wir fanden uns ſchnell. Die ganze Kraft ſeines edlen Herzens, das ganze Feuer ſeines ſel-

tenen Geiſtes wurden mein. — Ich habe ihn ſehr geliebt! — ſagte ſie ruhig und doch mit tiefſter Innigkeit des Tones.

Sein Vater war ein Lithograph geweſen, ein in ſeinem Fache ausgezeichneter Mann, aber er war jung geſtorben, und die Wittwe hatte den Sohn und ihre beiden Töchter mit mühevoller Arbeit oft unter drückender Noth erzogen. Jetzt erhielt Emil die Mutter. Aber ſeiner ganzen Jugend hatte die nöthige Pflege, die unerläßlichſte Ruhe gefehlt. Dürftig ernährt bei unausgeſetzter Arbeit, bei einer glühenden Leidenſchaft für ſeine Kunſt, bei einem lebhaften Ehrgeiz, hatte er ſeine Kräfte überſchätzt, ſeine Geſundheit war angegriffen. Er beachtete es nicht, und ich wußte, ich ahnte es nicht, wenn ich ihn ſo angeregt, ſo heiter neben mir ſah. Ich war damals ſelbſt wie verſunken in mein Glück!

Sie ſeufzte und hielt in ihrer Erzählung oft unwillkührlich inne, wie von dem Rückblicke gefeſ-

ſelt. — Ich bekannte meinem Vater unſre Liebe — ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, daß er ſie verdammte. Sie kennen ſeine Lebensanſichten, Sie kennen auch die ſtrenge Unterordnung, an welche er ſeine Frau und ſeine Kinder von jeher gewöhnt hat. Ich ſah meine Mutter außer ſich, getadelt von meinem Vater, weil ſie mich nicht ſtrenger erzogen und bewacht, mein Vater ſelbſt nannte ſich von mir betrogen und verrathen, Streit, Mißmuth, Unfriede und Vorwürfe beſtürmten mich von allen Seiten, ich widerſtand dem Zorne und den Drohungen. Mein Vater änderte ſein Syſtem, er überredete, er bat, er weinte — ich liebte meinen Vater, ich war achtzehn Jahre, und er erlangte das Verſprechen von mir, daß ich Emil nie wieder ſehen würde. —

Und das haben Sie gehalten? fragte Paul mit Spannung.

Nennen Sie es Schwäche, nennen Sie es Stärke — es war das Beides in der That — ich

habe es gehalten! — Mein Vater ſchrieb an Emil und verbot ihm unſer Haus. Er erwiederte nicht darauf, oder ich erfuhr es mindeſtens nicht. Viele Monate vergingen, ich ſah und hörte Nichts von ihm. Endlich gegen den Spätherbſt hin erblickte ich ihn auf der Straße, und ich brach faſt zuſammen im Schrecken über ſeine veränderte Geſtalt. Die Leiden dieſes Winters erfüllen mich noch jetzt mit Angſt, ſobald ich ihrer denke, ich muß ſie dann immer zu vergeſſen ſuchen. Es giebt eine Art des Gehorſams, zu der man die Frauen erzieht, welche alle Selbſtſtändigkeit, ich möchte ſagen alle Menſchlichkeit in ihnen vernichtet. — Es war in der Mitte des März, als jene Freundinn, durch welche Emil uns zugeführt worden war, einſt mit geheimnißvoller Eile zu mir kam. Rivet's Mutter war bei mir, ſagte ſie, Emil iſt krank, er verzehrt ſich in der Sehnſucht nach Dir, Du mußt einen Entſchluß faſſen, Du mußt ihn wiederſehen. — Ich ging zu meinem Vater, ich warf mich ihm zu

Füßen, ich flehte, ich beſchwor ihn, mich den Geliebten aufſuchen zu laſſen. Er verweigerte es mir. — Sieh ihn gegen den Willen Deines Vaters! ermahnte meine Freundinn, mein Mann ſelbſt, — ſie hatte ſich in der Zeit vermählt, — will Dich zu Rivet führen, aber entſchließe Dich ſchnell, noch iſt es vielleicht Zeit, nur entſchließe Dich, und entſchließe Dich ſchnell! — Ich that es nicht! ich wollte mein Wort halten, ich konnte mir nicht denken, daß Er, der Mann, ſterben könne, mit dem mein Leben ſo verwachſen war, ich hoffte durch Entſagung und Geduld meinen Vater zu rühren und für unſere Liebe zu gewinnen. — Es iſt anders gekommen! — Wenige Zeit darauf erhielt ich von ſeiner Mutter die Nachricht ſeines Todes. — Noch ſterbend hatte er mich gerufen — und ich war nicht dageweſen. —

Sie wendete ſich ab, ſie ſchwiegen Beide. Paul hatte ihre Hand ergriffen und ſie erwiederte ſeinen Händedruck. — Es iſt etwas Eignes darum,

ſagte ſie nach längerer Pauſe, wenn man im reifen Alter auf die Leiden und Freuden, auf den Heroismus und die Irrthümer ſeiner frühen Jugend zurückſieht, welche die Menſchen zu belächeln ſo geneigt ſind. Ich ehre noch heute Alles, was ich einſt empfunden, ich halte noch heute Alles heilig, was ich mit dem Herzen erlebte, denn es iſt die Grundlage geweſen meiner ganzen Zukunft.

Ich wurde ſchwer krank nach dem Tode von Emil. Man fürchtete auch für mein Leben, denn eine unabläſſige Reue folterte mich, eine tiefe Abſpannung machte mich gleichgültig für Alles. Die Freiheit des Handelns, die man mir früher verſagt, jetzt hatte ich ſie in vollem Maße. Mein Vater ſah es als ein Glück an, wenn ich einen Willen, einen Wunſch ausſprach, und ich wünſchte Nichts, als mit der Mutter und den Schweſtern des Hingegangenen zu leben. Mein Vater wollte ſie in unſre Nähe ziehen, er wollte ſie auf ſeinem Gute etabliren, er erbot ſich lebenslänglich für ſie

Alle zu ſorgen, um mir zu gefallen. Sie wieſen alle ſeine Vorſchläge zurück, ſie haben niemals die geringſte Hülfe von meinem Vater angenommen!

Eugenie ſprach dieſe Worte mit einem Stolze, mit einer Liebe für die Familie Emil's, die Paul erſchütterten. Nur mich, ſagte ſie, mich, das kranke, reuevoll zerſchlagene Geſchöpf, mich nahmen ſie auf mit aller jener Liebe, die ſie für den Sohn und für den Bruder gehabt. Alle beklagten ſie mich — Keiner klagte mich an. Mir, die ihn in das Grab geſtürzt, mir gönnten ſie die Pflege ſeines Grabes. Es war damals mein einziger Troſt. — In dem kleinen Hauſe, zu dem ſie mich heute geleiteten, fuhr ſie fort, habe ich Geneſung gefunden. Alle Tage war ich bei ihnen. Ihre Liebe heilte meinen Schmerz, ſie beſänftigten meine Reue! Ich lernte von ihnen das Leben kennen in Arbeit und Werkthätigkeit; ſie ſind meine Erzieher geworden durch ihr ſchlichtes Beiſpiel, und — noch heute, nachdem zehn Jahre hingegangen

ſind ſeit jenen Tagen — noch heute iſt meine wahre Heimath dort bei ihnen!

Sie erhob ſich und ging zu ihrem Schreibtiſch, von dem ſie ein Käſtchen zurückbrachte. Es mußte der Form nach ein Portrait enthalten, und Paul erwartete das Bildniß Emil's zu ſehen. Aber als Eugenie es öffnete, erblickte er den Kopf jener Greiſin, und ſeine Freundinn rief: Sehen Sie, welch' ein gutes, edles Geſicht! Welch' treue, klare Augen! — Sie verweilte mit ſichtlicher Liebe darauf und ſagte, als ſie es zurücktrug an ſeinen Platz: Sie glauben nicht, wie anders mir die Welt erſchien, und das Leben und die Menſchen, ſeit ich ſehen lernte mit den klaren Augen dieſer Frau! wie viel Unwahrheit und Nichtigkeit von mir genommen iſt, ſeit ich mit ihrem Sinne urtheilen, mit ihrem Maaße meſſen lernte! In dem Schein- und Genußleben der Geſellſchaft und meines Vaterhauſes bin ich freilich eine Fremde geworden mit dem Herzen, indeß

jedes Wiſſen und Erkennen fordert ſein Opfer, will erkauft ſein. Ich bin zufrieden mit meinem Looſe, denn die Meinen ſind es mit mir, aber ich ſage mir freilich oft, wie die Welt eine ganz andere werden könnte und werden würde, wenn die Menſchen ſich nicht wie Verblendete abſperrten in die blinden Vorurtheile und die gedankenloſe Herkömmlichkeit ihrer Kaſte. Fortgehen mit unſerer Einſicht unter die Einſichtsloſen, untertauchen in das Volk und ſeine Einfachheit, das müſſen wir, um Etwas zu leiſten, und um unſerer Seits ſelbſt wie aus einer Taufe hervorzugehen, die uns die Kraft giebt, uns zu befreien und neue, rechte Menſchen zu werden. Aber die Zahl derer, die das fühlen, iſt noch ſehr gering!

Ich fühle es, und ich habe es ſtets gefühlt! rief Paul hingeriſſen aus, und ſein müßiges Leben erſchien ihm als eine Sünde, deren er ſich ſchämte. Ich habe es ſtets gefühlt! wiederholte er, indem

er ſich innerlich gelobte, ſein Empfinden zur That zu erheben.

Hätte ich Ihnen ſonſt davon geſprochen? entgegnete ſie — und es war ein Bündniß, das ſie in dem Augenblicke knüpften, ohne weiteres Wort und Zeichen.

Man rief Eugenie zur Tafel, Paul mochte ihr dorthin nicht folgen, er war zu ſehr bewegt dazu. Er mußte einſam Eugeniens gedenken, er konnte ſich jetzt ihr ganzes Weſen noch viel heller deuten und erklären. Aber auch an Lora dachte er, und er liebte ſie in dieſer Stunde nur um ſo zärtlicher, denn ſein eignes Herz war von Liebe beſeligt und erwärmt.

## Siebentes Kapitel.

Der einsame Besuch der Gallerie war für Lora bald zu einem Bedürfnisse geworden, und selten verging ein Tag, ohne daß sie demselben Genüge that. So mochte sie eines Morgens schon über eine Stunde in den Gallerien umhergegangen sein, als sie in den Saal der Diana von Versailles eintretend, einen Betrachter vor derselben stehen sah. Bei dem leisen Geräusch, welches die Bewegung ihres seidenen Kleides auf dem steinernen Fußboden erregte, wendete er sich um, und Karl stand vor ihr. Beide wurden roth, als sie einander gewahrten, und ehe er noch etwas sagen konnte, rief Lora: Wie sonderbar, daß ich Sie heute grade treffe! — sie hielt inne, denn sie konnte nicht hinzufügen, da ich den ganzen

Morgen Ihrer dachte! — Karl aber mußte eine andre Deutung für den Ausruf haben, denn er wiederholte ihn.

Ja wohl ſonderbar! ſagte er mit ſichtlicher Bewegung, und ſich ſchnell beſinnend, fügte er hinzu: Sie haben alſo die Nachricht auch bereits empfangen.

Welche Nachricht meinen Sie? fragte Lora nun ihrer Seits erſtaunt.

Die Nachricht von Marien's Verlobung! ſagte Berger, und wieder flammte ein heißes Roth über ſein ganzes Geſicht. Marie's Verlobung? rief Lora mit Erſtaunen, kein Wort weiß ich davon! Woher haben Sie dieſe Neuigkeit?

Statt der Antwort zog er die Verlobungskarte hervor. Er hatte ſie erhalten, als er ſchon bei ſeiner Arbeit geweſen war, und die Arbeit hatte ihm danach nicht mehr von Statten gehen wollen.

Ohne zu bereuen, was er gethan, hatte er

Mariens doch oft mit Beſorgniß gedacht, jetzt konnte er ruhig über ſie ſein. Ihre Heirath befreite ſein Gewiſſen auch von dem letzten Zweifel, aber ihn ſchmerzten die langen Jahre, die er im Kampfe gegen ſich und ſein beſſeres Wiſſen hingebracht, ihn ſchmerzte auch der Nachfolger, den Marie ihm gegeben hatte.

Sein verletzter Stolz hatte ihn gepeinigt, bis er endlich die Arbeit liegen laſſen, um ſich mit einem Wege durch die Stadt von ſeiner Unluſt frei zu machen.

Daß er Lora grade in dieſem Augenblicke wieder finden mußte, kam ihm wie ein Zeichen ſeines Schickſals vor, denn die Liebe macht den Verſtändigſten wundergläubig, aber er verſtand den erſten Ausruf des Fräuleins nicht mehr, da ihr die Verlobung Mariens noch nicht bekannt geweſen war.

Lora nahm die Karte, las ſie und ſagte mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens: das iſt

unbegreiflich! So gering hätte ich nie von ihr gedacht! Ein Mädchen, das ich wie meines Gleichen angesehen! —

Kaum aber hatte sie das Wort ausgesprochen, als sie es bereute, um der Rückwirkung willen, die es auf Berger machen mußte, und sich verbessernd fügte sie hinzu: das ich fast wie eine Schwester liebte.

Es entstand eine Pause. Karl begriff, daß er sich entfernen müsse, wenn er nicht spreche, aber er wußte nicht, was er sagen sollte. Lora befand sich in derselben Lage. Hätte ein Mann aus den Kreisen der Gesellschaft, in welcher sie sich gewöhnlich bewegte, vor ihr gestanden, so würde sie sich wohl freier gefühlt, und es würde ihr kaum an einer gleichgültigen Bemerkung zum Beginn der Unterhaltung gemangelt haben; mit Karl aber hatte sie nichts gemeinsam, als die briefliche Kenntniß seiner ernstesten Interessen, und diese im Fluge als Mittel zu oberflächlichem Gespräche

zu berühren, war ihr ganz unmöglich. Sie kannten einander in gewiſſem Sinne beſſer, als man die Menſchen oft im täglichen Verkehre kennen lernt, und waren doch ſo weit von einander getrennt, ſo fremd in den Verhältniſſen ihres gegenſeitigen äußern Lebens. In Beiden regten ſich die gleichen Gedanken in dieſem Augenblicke, nur daß bei Karl mit jeder Minute die Angſt ſich ſteigerte, er könne den Moment verfehlen, der ihm vielleicht nicht wiederkehren möchte. Wenn er nicht ſprach, wenn Lora ſich jetzt entfernte, wann durfte er hoffen, ſie wiederzuſehen? Und nun wollte er ſie wiederſehen, denn was hatte es ihm geholfen, daß er ſich dieſes Glückes freiwillig beraubt? Hatte er deshalb weniger an ſie gedacht? Liebte er ſie jetzt weniger als damals? Aber was ſollte er ihr ſagen? — Gleichviel! dachte er, nur ſprechen! Nur ſprechen! um ſie feſtzuhalten! — Wenn ſie nur blieb, war Alles gewonnen, Alles möglich. Und er konnte ja von den Statuen reden! Aber was ſollte er

davon ſagen, das nicht Jeder wußte? Was ſollte er ihr ſagen? —

Da mit einem Male wendete Lora ſich ab. Er fürchtete ſie könne gehen, und mit der alles vergeſſenden Angſt ſeines Herzens erfaßte er ihre Hand und rief flehend: Ach, bleiben Sie! — Lora ſtand gebannt. Ein Ton, wie ſie ihn nie vernommen, war in ihr Herz geklungen. Sie wußte nicht, ob ſie gehen ſollte, ſie fühlte nur, daß ſie's nicht vermochte. Karl konnte ſich nicht länger halten, mit ſchnellem Blicke ſah er um ſich her, ſie waren allein.

Bleiben Sie! rief er noch dringender, wer weiß, wann ich Sie wieder ſehe? Sie müſſen mich hören, ich muß mich erklären vor Ihnen. Bleiben Sie!

Erklären? fragte Lora.

Ja! fiel er ihr in's Wort, Sie müſſen wiſſen, was mich hinderte zu kommen, als Sie mir

zu kommen hießen. Ich wollte Sie meiden! mir ſelbſt entgehen! Ich hoffte vergeſſen zu können —

Lora's Herz klopfte immer unruhiger, ihr Buſen hob ſich von des Herzens Schlägen. Schweigen Sie, ſchweigen Sie! bat ſie mit ſcheuem Tone, während ſie die Augen nicht aufzuſchlagen wagte, aber Karl hörte ſie nicht.

Ich hoffte vergeſſen zu können — Sie vergeſſen zu können! — Er hielt inne — und kaum hörbar fügte er hinzu: ich kann es nicht! —

Er wendete ſich ab und barg ſein Geſicht in den Händen, Lora ſtand wie eingewurzelt. Plötzlich trat ſie an ihn heran: Sie ſollen mich auch nicht vergeſſen! ſagte ſie leiſe, und ehe der Überraſchte ein Wort entgegnen konnte, hatte ſie den Saal verlaſſen, und wie ein Lichtgeblendeter ſtand er allein.

## Achtes Kapitel.

Erſt als Lora zu Hauſe war und die Wände ihrer ſtillen Wohnung ſie umfingen, kam ſie zur Beſinnung, und wie ein Strom, der ſeine gewohnte Höhe überſtiegen hat, ſo mächtig brach die Liebe über ihr ganzes Weſen ein.

Ein neuer Sinn, ein neues Verſtehen waren damit in ihr erwacht, ſie hatte eine ihr bis dahin fremde Selbſtſtändigkeit gewonnen. Es fiel ihr nicht ein darüber zu erſtaunen, daß ſie liebte, daß ſie dieſen Mann liebte, der nicht ihres Standes, der arm war und ihr Nichts zu bieten hatte. Alles, was bis dahin für ihr Auge unklar und verworren in der Vergangenheit und in der eigenen Seele geweſen war, das lag jetzt, als überſchaue ſie es von einer Höhe, hell und in ſeinem

ganzen Zuſammenhange überſichtlich vor ihren Blicken. Zug für Zug konnte ſie in der Erinnerung ihre wachſende Theilnahme für Karl verfolgen, bis zu der Stunde, da ſie ihn in Paris zum erſten Male wiedergeſehen und mit ſolcher Heftigkeit den Ring zurückgefordert hatte, weil ihr geweſen war, als binde der Ring ſie an Karl, den ſie damals noch einen Fremden in ihrem Herzen nannte. Sie wußte jetzt, weshalb es ſie gefreut, daß Karl ſich von der Braut getrennt hatte, eiferſüchtig war ſie geweſen auf Marie, auf ihre Kammerjungfer.

Lora hielt bei dem Gedanken inne! Auf ihre Kammerjungfer! Sie liebte den Bräutigam ihres Dienſtmädchens, ſie ſtand zwiſchen lauter Perſonen der dienenden Klaſſe mit ihrem Empfinden und ihren Intereſſen! Wie war ſie dazu gekommen? Wie hatte ſie ſich dahin verirrt? — Unwillkührlich fiel ihr ein, was Marie ihr von dem Augen-

blicke erzählt, in dem ſie ſich mit Karl verſprochen hatte, von ſeiner heißen, zärtlichen Umarmung!

Sie ſchauderte zuſammen. Wie iſt es möglich? rief ſie laut, wie kann ich daran denken? wie konnte ich ihm ſagen, was ich ihm geſagt, und fühlen und handeln, wie ich es gethan?

Sie war ſich ſelbſt ein Räthſel. Alles, was ſie und ihr Bruder Gutes von Karl gedacht, Alles, was ſie ſonſt in ruhigen Stunden über die Ebenbürtigkeit der bildungsgleichen Menſchen geſprochen, war wie weggelöſcht aus ihrem Bewußtſein, verdrängt von Anſichten, die ſie als Vorurtheile ſtets verſpottet hatte. Noch vor wenig Augenblicken hatte ſie's mit Stolz ſich vorgeſtellt, zu dem Bruder hinzutreten und ihm zu ſagen: ich liebe einen Mann des Volkes, und ich bin glücklich frei und reich zu ſein, um ihm geben zu können, was ihm mangelt! Wie eine Königinn war ſie ſich vorgekommen, weil ſie einem Menſchen mehr, als er je gehofft, gewähren konnte; und jetzt

empfand ſie Nichts als eine ſie demüthigende Beſchämung, ein dumpfes Mitleid mit ſich ſelber und mit Karl.

Es kann nicht ſein! ſagte ſie ſich. Was würden ihre Mutter, was ihr Vater davon gedacht haben, wären ſie noch am Leben? Wie konnte ſie es dem Bruder anthun, den Bräutigam ihrer Kammerjungfer heirathen zu wollen? Es war unmöglich.

Die meiſten Menſchen verſchanzen ſich hinter die Vorurtheile ihrer Umgebung, wenn ſie den eigenen Vorurtheilen unterliegen, deren ſie ſich ſchämen; ſie klagen die Andern an, um ſich beklagen zu dürfen. — In Vorſätzen, in Plänen und in Zweifeln entfloh ihr Stunde auf Stunde. Bald wollte ſie ſich dem Bruder anvertrauen und ihn bitten mit ihr Paris zu verlaſſen, bald wieder nannte ſie das eine thörichte Schwäche, eine tadelnswerthe Selbſtſucht. Sie konnte ihm nicht zumuthen ſich von einem Orte zu entfernen, an

welchen seine Neigung zu Eugenie ihn kettete, an dem er das Glück seiner Zukunft zu erringen hoffte. Und was hatte sie von Karl zu fürchten? Ein Augenblick überraschten Gefühles hatte sie Beide hingerissen; aber wenn sie schwieg, wenn sie zu vergessen suchte, so würde Karl sie nicht an die Hoffnung erinnern, die ihre Scheideworte in ihm hervorgerufen hatten. Darauf meinte sie ihn zu kennen. Er war zu stolz, in diesem Fall zu fordern, was nur frei gewährt ihm Glück bereiten konnte. Sich ihn als einen Bittenden zu denken fiel ihr schwer, und ohne daß sie's wollte oder wußte, hefteten sich ihre Gedanken wieder auf den Entfernten, und sie sah ihn vor sich in seiner männlichen Bescheidenheit, sie hörte wieder den reinen, tiefen Klang seiner Liebesworte von seinem Munde, und — sie liebte ihn trotz aller ihrer unumstößlichen Entschlüsse. Sie liebte ihn.

Paul fand sie in sich versenkt und still, als er nach Hause kam. Er fragte, ob Etwas vorge-

fallen wäre, ſie händigte ihm den Brief von Ludwig aus, der inzwiſchen eingetroffen war, und in welchem er ihnen ſeine bevorſtehende Heirath meldete. Das brachte ſie auf die heimiſchen Verhältniſſe zu ſprechen, und auf die Frage, wie lange man vorausſichtlich von Hauſe fern bleiben werde. Paul aber konnte über die Zeit ſeiner Rückkehr Nichts beſtimmen, ſo lange er noch um Eugeniens Neigung warb, und Lora vermied es von Marie oder gar von Karl zu ſprechen. Endlich wendete ſich die Unterhaltung darauf, ob man Ludwig nach ſeiner Verheirathung im Dienſte behalten ſolle, aber auch das hing mit der noch unentſchiedenen Zukunft Paul's zuſammen, und ſchließlich kam man überein, Marien anzubieten, daß ſie bis zu ihrer Heirath im Hauſe bleiben möge, und ihr und Ludwig zur Ausſtattung ein Geldgeſchenk zu machen, welches man ihnen bei dem Bankier der Familie anwieß.

Paul hielt es für ſelbſtverſtändlich, daß Lora

dem Brautpaare das Alles ſchreiben werde. Er ſelbſt, hingenommen von den eigenen Intereſſen, warf einige Zeilen für die beiden treuen Diener auf ein Blatt, die aber freundlich und warm aus ſeinem Herzen kamen, für Lora hingegen ward das Schreiben zu einem Kampfe und zu einer Pein.

Wir haben durch Ludwig erfahren, liebe Marie! daß Du ſeine Braut biſt, ſagte ſie ihr in dem Briefe, und ich wünſche Dir und ihm dazu Glück, da dieſe Verlobung ja Dein freier Entſchluß iſt, und Du durch denſelben ohne Frage Deine Zufriedenheit zu gründen denkſt. Daß Ludwig an Dir eine ſehr gute Frau bekommt, das weiß er gewiß, und wird es auch immer, ſo hoffe ich, zu würdigen verſtehen. Unſerer unwandelbaren Theilnahme an Eurem künftigen Ergehen könnt Ihr Beide verſichert ſein. Wir haben Euch Beiden lange Jahre großer Treue zu danken, und ich habe Dir ja auch bewieſen, daß ich mitempfinde, was Dich betrifft. Es iſt gewiß gut für

Dich, daß Du vergeſſen gelernt und raſch Deinen Entſchluß gefaßt haſt, obſchon es mich Anfangs in Erſtaunen ſetzte. Ich glaube aber, daß Du Recht gethan haſt. Du und Herr Berger, Ihr paßtet nicht für einander. Du hätteſt ihn nie befriedigen können, während Du vollkommen im Stande biſt dem Ludwig eine brave Hausfrau zu werden, und ihm Alles zu leiſten und zu ſein, was er irgend fordern kann. Gehe alſo nur recht getroſt in die Zukunft hinein, und können wir noch irgend Etwas für Euch außerdem thun, ſo ſage es ganz unumwunden. Grüße Ludwig und Deine Eltern und Geſchwiſter, und die Leute im Hauſe, und denke, daß wir es gut mit Euch meinen und Euch lieb und werth halten, wie Ihr es um uns verdient habt.

Es war eine doppelte Genugthuung, mit welcher ſie den Brief verſiegelte. Sie war froh ihn beendet zu haben, und es war ihr daneben, ſo wenig ſie ſich's eingeſtand, doch erwünſcht, es

ausgesprochen zu haben, daß sie Karl und Marie nicht mehr als zusammengehörig betrachtete.

Jeder hat gewiß hie und da in seinem Leben eine versteckte Rachsucht in sich wahrgenommen, deren man sich schämt, und die man dennoch nicht bemeistert, weil man trotz aller Scham ihre Befriedigung als einen Genuß empfindet.

Es dünkte Lora, sie habe mit dieser Bemerkung nur eine Pflicht gegen Karl erfüllt und Marien zu einem Rückblick auf sich selbst, zu einem Insichgehen genöthigt, die ihr heilsam sein mußten; denn man ist immer geneigt Andere zu erziehen, auch wenn man sich selbst nicht zu rathen und nicht zu helfen weiß. Und in der Lage fand sich Lora.

Der ganze folgende Tag entschwand ihr ohne festen Entschluß. Um die Stunde, in welcher sie gewöhnlich auszugehen pflegte, und in der sie gestern mit Berger im Louvre zusammengetroffen war, hatte sie sich schon auf den Weg dorthin

gemacht, wo sie ihn wieder zu finden wähnte, aber noch unter der Thür ihres Hauses wendete sie um. Sie hatte weder den Muth von Karl Vergessenheit und Entsagung zu fordern, noch den Muth ihm Versprechungen für die Zukunft zu leisten. Ihr Herz zog sie zu ihm hin, ihr Verstand hielt ihr das als Leichtsinn vor, und sie selber konnte sich alle die Einwendungen machen, die ihr Bruder und jeder Unbetheiligte ihr entgegenstellen mußten. Sie sagte sich, daß sie Berger nur aus seinen Briefen, daß sie nur seine Gesinnung kenne, und daß die edelste Gesinnung neben Lebensgewohnheiten, neben Charaktereigenheiten und Bildungsmängeln fortbestehen könne, die im Beisammenleben drückend sind; aber über dies Alles fort hatte sie einen festen, warmen Glauben an den Geliebten, und an das ihr selbst eigentlich ganz unerklärliche Vertrauen, er selbst, Karl selbst werde ihr zu Hülfe kommen und ihr zeigen, was sie thun müsse.

Sobald die Thüre sich öffnete, meinte sie, nun müsse er kommen, oder es müsse ihr wenigstens ein Brief von ihm gebracht werden, aber weder das Eine noch das Andere geschah. Am nächsten Tage dasselbe Schweigen Bergers. Lora wußte nicht, wie sie es sich deuten sollte. Legte sie es ihm als Demuth, als Vertrauen aus, so wurde ein Handeln von ihrer Seite nöthig, denn sie durfte ihn nicht in's Unbestimmte hoffen lassen; und was gab ihm andrer Seits das Recht ein weiteres Entgegenkommen von ihr zu erwarten? — Sie beklagte ihn, sie schmälte mit ihm, sie baute goldene Luftschlösser für ihn, und vor Allem, sie hörte nicht auf an ihn zu denken. Was waren ihr gegen seine edle Schönheit, gegen seine männliche Haltung, und gegen seine wie ein Quell frisch aus dem Herzen kommende Liebe, die Eleganz und die fertige Bewunderung der Männer in den Sälen der Gesellschaft? Warum sollte sie ihre Freiheit nicht benutzen, sich ihr Schicksal nach

eigenem Ermeſſen, ſtatt nach hergebrachten Regeln zu geſtalten?

Ihr Unabhängigkeitsbewußtſein, ihre unbeſtimmten Ideen von einer neuen ſocialen Ordnung flammten mächtig auf, durch ihre Liebe angeregt, der ſie zu Hülfe kamen, und ihre Phantaſie fand volle Befriedigung dabei. Es reizte ſie, ſich in Widerſpruch zu denken mit ihrer ganzen Umgebung, es entzückte ſie, ſich vorzuſtellen wie ſie mit Karl zuſammen die Welt durchreiſen, wie er Alles aus ihrer Hand empfangen, Alles durch ſie genießen, und wie er ſie dafür nur noch um ſo ſtärker lieben würde. Das Herz macht Jeden zum Dichter, und man ſucht in der Liebe das Geliebtwerden, eben ſo ſehr als das Lieben; aber weil ſie ihn im Herzen trug, weil er der Mittelpunkt aller ihrer Gedanken war, vergaß ſie, daß er fern war, daß dieſes liebeſelige Träumen ihm Nichts fruchtete.

Faſt alles Werdende verhüllt ſich ſcheu im

Menſchen, wie es ſich in der Natur verbirgt. Erſt am dritten Tage, als ſie ſelbſt vertraut geworden war mit ihrer Liebe und mit ihrem Willen, faßte ſie den Entſchluß ſich dem Bruder zu entdecken. Sie hatten den Morgen außer dem Hauſe zugebracht und in ihrer Wohnung zu Mittag gegeſſen. Es war ſechs Uhr, und das klare Licht des Frühlingsabends fiel noch hell in das Zimmer. Paul ſaß auf dem Sopha, Lora ſtand vor dem Blumentiſch am Fenſter und ordnete in halber Zerſtreutheit die Ranken der Gewächſe. Schon ein Paar Mal hatte ſie zu reden beginnen wollen, aber immer war ſie um den Anfang verlegen geweſen, weil Paul's nachdenkliches und doch beſorgtes Weſen, weil ſeine ganze weiche Stimmung es ihr kund gab, wie ſehr er innerlich bewegt ſei.

Eugeniens Erzählung beſchäftigte ihn unabläſſig und in doppelter Weiſe. Er konnte nicht aufhören ſich zu tadeln, daß er in den letzten

Jahren so wenig für jene Ideen gelebt, denen seine Freundinn sich hingegeben hatte, und daneben beunruhigte ihn im Hinblick auf seine Schwester die Einsicht, wie bedenklich es sei, ein Menschenschicksal nach bestimmten Regeln und Voraussetzungen eigenmächtig gestalten zu wollen. Vor Allem aber hatte er sich das Unrecht vorzuwerfen, in welches die exclusiven Stände so leicht verfallen. Er hatte in der Theorie als richtig anerkannt, was er in der Praxis nicht gebilligt hatte, ja er würde vielleicht für Andere gebilligt haben, was er aus ängstlicher Scheu, aus tausend kleinen Rücksichten für sich und die Seinen zuzugestehen nicht geneigt war. Immer wieder überlegte er, ob er ein Recht, ob er die Pflicht habe, der unverkennbaren Neigung Lora's für den jungen Fabrikanten, der ihm selbst werth geworden war, entgegenzutreten? Ob er wohlthue, diese Neigung wie bisher anscheinend nicht zu beachten? Ob er eingreifen, Lora aufklären solle? — Und zwischen Allem diesem

hielt das Lebensſchickſal Eugeniens ihm ſeinen ernſten Spiegel vor, und er fragte ſich, wird Eugenie noch einmal ein neues Daſein beginnen, nachdem ihre erſte Liebe gebrochen worden, wird ſie es an meiner Hand beginnen wollen?

Der Schweſter Stimme rief ihn aus ſeinem Sinnen empor. Mir iſt es recht ſonderbar, Paul! hob ſie endlich mit zagender Befangenheit ihre Rede an, daß ich Dir irgend Etwas über mich ſagen ſoll, was Du nicht aus Dir ſelber weißt. Früher erfuhr ich meiſt durch Dich, was in mir vorging. Du kannteſt mich beſſer als ich ſelbſt!

Und Du meinſt, das ſei jetzt nicht mehr der Fall? fragte Paul liebevoll.

Nein! entgegnete ſie. Die Schuld mag mein ſein, ich habe heute viel darüber nachgedacht. Ich mag Unrecht haben zu glauben, Du hätteſt jetzt nicht Zeit für mich —

Lora! rief Paul, woher kommt Dir, Du Liebſte, dies thörichte Glauben?

Freilich! ſagte Lora, es mag wohl thöricht ſein; aber was hilft ſelbſt dieſe Einſicht gegen ein Gefühl? Liebe iſt ſo ausſchließlich, und Du liebſt mich nicht mehr allein —

Mißgönnſt Du mir ſelbſt die Ausſicht auf ein Glück? fragte Paul, und Lora hörte, daß ſie ihm auch diesmal wieder wehe gethan hatte, daß er doch noch immer gegen ſie empfindlich war. Alle ihre Liebe und Zärtlichkeit für den Bruder wallte in ihr auf. Paul! ſagte ſie, indem ſie zu ihm ging und ihren Arm um ſeinen Nacken legte, ich bin ja Deine alte Lora, auch wenn ich ungeſchickt bin, weil die Hand zittert, mit der ich Dich berühre. Wüßteſt Du, was mir das Herz bedrückt, Du würdeſt Dich nicht wundern, daß mein Sinn getrübt iſt, daß ich mich ſelbſt oft kaum noch als die alte Lora wieder kenne. Glaube mir, daß ich mich Deiner Liebe freue, daß ich Eugenie liebe, weil ich ſehe, wie Du ihr werth biſt! Es war ja nicht Eifer-

ſucht, daß ich Dich mied, nicht Selbſtſucht! — Sie hielt inne, Paul hatte ſie zu ſich gezogen.

Und was war es denn? fragte er ſchnell beſänftigt, da er die geliebte Schweſter traurig ſah.

Furcht! ſagte ſie leiſe, und barg ihren Kopf an ſeiner Schulter. Ich lerne es nicht mich unabhängig von Dir zu fühlen, mein Bruder! Ich kann Deine Liebe, Deine Zufriedenheit nicht entbehren, mein geliebter Paul!

In dem Augenblicke trat der Diener ein. Herr Karl Berger wünſcht den Herrn zu ſprechen! meldete er.

Lora fuhr empor. Jetzt nicht! nur jetzt nicht! rief ſie mit einer Heftigkeit, daß der Diener ſie verwundert anſah und ſtehen blieb. Über Paul's Geſicht flog ein Ausdruck der Überraſchung, faſt des Schreckens, aber er beſiegte ſich ſchnell.

Führen Sie den Herrn auf mein Zimmer! ſagte er gefaßt, und verließ das Gemach, ohne ein Weiteres mit Lora geſprochen zu haben.

Es war ein entschiedenes Mißempfinden, mit welchem er Karl erwartete. Die Aussicht auf eine Unterredung, deren Inhalt man nicht genau vorhersehen kann, während man mit Sicherheit weiß, daß sie jedenfalls eine wichtige, vielleicht eine unangenehme sein werde, ist immer unbehaglich. Daß Karl's Verlangen ihn zu sprechen, mit dem Erschrecken seiner Schwester in nächstem Zusammenhange stände, war entschieden; aber worauf derselbe sich gründete, ob ein Einverständniß zwischen Karl und Lora obgewaltet, ob Lora nicht offen gegen den Bruder gewesen sei, das beunruhigte denselben. Es belastete ihn mit Sorge, und mit dem Gefühle ernster Verantwortlichkeit, ja mit dem Bewußtsein einer versäumten Pflicht, einer wirklichen Schuld gegen die wachsame Bruderliebe, die er der jüngern Schwester sonst angedeihen lassen.

Er hatte Karl nicht wiedergesehen seit dem Abende, an welchem sie so freundlich mit einan-

der verkehrt hatten. Die veränderte Haltung, mit welcher Paul dem jungen Manne heute entgegentrat, die Förmlichkeit, mit welcher er nach seinem Begehren fragte, konnten demselben nicht entgehen und mußten ihm auffallen nach der Herzlichkeit, mit welcher sie damals von einander geschieden waren. Er stutzte einen Augenblick, dann sagte er gefaßt: Die Art Ihres Willkomms zeigt mir, daß Sie wissen, was mich herführt.

Er hielt inne, sei es, daß er auf eine Antwort rechnete, oder daß er selbst der Sammlung bedurfte. Auch Paul schwieg einen Augenblick, aber die bescheidene Sicherheit, die Ruhe Karl's machten ihren gewohnten Eindruck auf ihn. Milder, als er es noch vor wenig Augenblicken für möglich gehalten, sagte er: Ich werde mich schwerlich irren, wenn ich Ihre frühere Weigerung uns zu besuchen, und Ihr heutiges Erscheinen mit — — einander in Verbindung bringe. — Er hatte sagen wollen, mit meiner Schwester in Verbindung

Wie dieſe Liebe entſtanden, wie ſie zur erweckenden Sonne für mich geworden iſt, das würde ich Ihnen ſagen, hätte ich Ihnen nicht zu erklären, was mich berechtigt, ja was mich zwingt, Ihnen von dieſer Liebe überhaupt zu ſprechen, nachdem meine Vernunft und mein Entſchluß mich früher zur Entſagung verdammt hatten.

Es war alſo, wie ich vermuthet, dieſe Neigung für meine Schweſter, die Sie von uns fern hielt? fragte Paul.

Ja! antwortete Jener, und ich würde gehalten haben, was ich mir gelobt; aber vor wenig Tagen ſah ich Ihre Schweſter ganz unerwartet wieder. Es war im Louvre, im Muſeum. Freude, Aufregung, ein Zuſammentreffen von Umſtänden, entriſſen mir mein Geheimniß, fuhr er mit wachſender Wärme fort. Sie kennt jetzt meine Liebe, und ſie theilt ſie.

Sie theilt ſie? Sie hat Ihnen das geſagt! rief Paul lebhaft aus.

Sie hat mich's hoffen laſſen! ſagte Karl mit Sicherheit. Ich bedurfte der Zeit, mir ſelbſt zu glauben, daß dies möglich ſein, der Ruhe, um zu faſſen, wie ich es verdienen könne. Jetzt aber fühle ich die Kraft dazu in mir — und ich bitte Sie, helfen Sie mir dazu, daß ich Ihre Schweſter mir verdiene! fügte er mit einer Wärme und Energie hinzu, welche den Bruder wunderbar bewegte.

Eine lange Stille folgte. Karl war ſchon früher aufgeſtanden, auch Paul hatte ſich erhoben und ging nun im Zimmer auf und nieder. Er war kein Neuling im Leben, er hatte in der letzten Zeit ſo häufig an die Neigung Lora's für dieſen jungen Mann gedacht, aber das Plötzliche des Ereigniſſes, die Art, in welcher Karl ſich ihm gegenüber als Bittender behauptete, fanden ihn faſt unvorbereitet. Karl war eine Künſtlernatur, ein begabter, ein ſchöner Mann. Er hatte ſich aus eigner Kraft entwickelt und gebildet. Er gefiel

Paul, er mußte das maaßvolle Selbſtbewußtſein, den Charakter des Mannes grade auch in dieſem Augenblicke ſchätzen, ſogar die romantiſche Seite dieſer Leidenſchaft erregte in dem Bruder Lora's eine gewiſſe Sympathie. Er gönnte der Schweſter eine Liebe, wie vielleicht kein anderer Mann ſie ihr entgegenbringen konnte; ihm ſelber hatte es etwas Erhebendes, Lora, das Kind, das er erzogen, das Mädchen, deſſen Seele er entwickelt, als das Ideal eines Mannes zu ſehen, das ihm vorgeleuchtet zur Selbſterziehung, zum Wege nach einem ſchönen Ziel. Dennoch erſchreckte ihn die Werbung Karls, dennoch ſah er alle Bedenken einer ſolchen Ehe vor ſich, und dieſem letzten Gedanken Worte gebend, ſagte er endlich, während er vor Karl ſtehen blieb: Und haben Sie nicht bedacht, was Sie von meiner Schweſter trennt?

. Ich habe Alles bedacht! antwortete Karl. Ihre Schweſter iſt reich und mir an vielen Kenntniſſen, an Bildung überlegen; aber wenn meine

Hoffnung mich nicht täuſcht, und ſie kann mich nicht täuſchen, da mein feſter Wille die Stütze meiner Hoffnung iſt, ſo wird Ihre Schweſter mir die Zeit gewähren, mich ihrer würdig auszubilden, und mir eine Stellung, einen Namen zu erwerben, die ſie ohne zu erröthen, von mir annehmen kann.

Karls ſanfte Entſchiedenheit gewannen mehr und mehr die Theilnahme, ja die Bewunderung Pauls. Das war ja die urſprüngliche Kraft des Herzens und des Geiſtes, die ungebrochene Einheit der Empfindung, von der ſie ſo oft als von dem unſchätzbaren Beſitz des Volkes geſprochen hatte. Das war ein Mann, wie Eugenie ihn geſchildert und geliebt. Jetzt ſtand er vor ihm, der Sohn der arbeitenden Stände, in ſeiner erhabenen, einfachen Selbſtgewißheit, und Paul ſollte ſich weigern, ihn als ſeines Gleichen, als einen Ebenbürtigen anzuerkennen, während ſein Herz ihn mit immer wärmerer Neigung zu dem jungen Manne zog? Er konnte das nicht über ſich ge-

winnen! Die Berechnung, die Sorge des Bruders machten dem rein menſchlichen Empfinden, der Freude an dem tüchtigen Charakter Platz.

Mit raſcher Bewegung trat er auf Karl zu. Geben Sie mir die Hand, ſagte er, ich traue Ihnen zu, was Sie ſelbſt von ſich erwarten.

O! rief Karl, und zum erſten Male flog es wie Rührung über ſein ſchönes Antlitz, wenn Sie, Sie! mir vertrauen, dann iſt ja Alles ſchon für mich gewonnen. — Er nahm die Hand, welche der Andere ihm darbot und drückte ſie mit männlicher Innigkeit. Er mußte ſich halten, ihm nicht an die Bruſt zu ſinken, und doch wollte er grade dieſem Manne gegenüber ſich keiner Weichheit hingeben, die ihm als Schwäche oder auch als Anmaßung gedeutet werden konnte.

Und nun, ſagte Paul, was kann ich thun, Ihnen förderlich zu ſein.

Sie boten mir vor einem Jahre eine Summe als Darlehn an, zum Eintritt in die Fabrik, oder

zur Begründung eines eigenen Unternehmens, antwortete ihm Karl, mit einem Male sich zusammennehmend zu kalter Überlegung, daß die Erregtheit des Liebenden schnell unterging in dem Ernste des an Berechnung gewöhnten Arbeiters und Geschäftsmannes. Geben Sie mir diese Summe jetzt.

Wie viel glauben Sie nöthig zu haben? fragte Paul in gleicher Weise.

Ich bedarf dreitausend Thaler, meine Plane zu verwirklichen.

Und damit wollen Sie eine eigene Fabrik begründen? oder meinen Sie damit den Eintritt in diejenige zu erkaufen, in welcher Sie jetzt beschäftigt sind?

Für jetzt noch keins von Beiden, entgegnete Karl. Ich habe zuerst allerdings daran gedacht, die Fabrik schnell zu vergrößern, indeß, ich schrieb es Ihnen früher schon, als Sie sich meiner so gütig annehmen wollten, die Verhältnisse derselben

machen für mehrere Jahre hinaus weder ihren Kauf, noch eine ganz freie Einwirkung von meiner Seite möglich; und wenn ich jetzt auch in die Lage käme, einen anſehnlicheren Gewinn zu erreichen, ſo würde mich das, wie ich fühle, immer nicht berechtigen, es Ihrer Schweſter als ein Loos anzubieten, das Sie mit mir theilen könnte. Es würde immer noch gering, ja Nichts ſein, neben dem Wohlſtand, den ſie beſitzt, und ich ſelber bliebe dabei der Alte.

Aber was beabſichtigen Sie denn ſonſt? forſchte Paul, was haben Sie für Plane?

Ich möchte vor allen Dingen erſt mich ſelbſt Ihrer Schweſter würdiger machen! antwortete Karl. Künſtler, die meine Arbeiten geſehen haben, ſagen mir, und ich ſelbſt fühle es, daß ich nur einer gründlichen Schule bedarf, um als Bildhauer etwas Tüchtiges zu leiſten. Dieſe Schule muß ich durchmachen, ich habe auch ſonſt noch Unerläßliches zu lernen. Ich bin ein Fremder, ein Neu-

ling in einer Menge von Kenntniſſen und Dingen, welche dem Vermögenden, dem Gebildeten, ſein Leben von ſeiner Kindheit auf zu eigen macht. Aber weder die künſtleriſche noch die allgemeine Bildung iſt für mich zu erwerben neben der Thätigkeit für die Fabrik. Ich möchte alſo fort, nur für zwei Jahre. Ich möchte gern nach Rom! ſagte er.

Und würde man Sie frei laſſen von Seiten der Fabrik? Wollen Sie aus derſelben austreten? fragte Paul.

Weder das Eine noch das Andere! entgegnete Karl. Ich habe vielmehr vor, und ich beſitze ein desfallſiges Verſprechen des jungen Erben der Fabrik, als Theilnehmer in dieſelbe einzutreten, ſobald er mündig wird, was in zwei Jahren geſchieht. Ja! ich halte es für möglich die Fabrik einmal ganz mein eigen zu nennen. Der junge Mann will das Geſchäft nicht ſelber betreiben, ſondern, ſobald er freier Herr ſeines Handelns iſt, ein ſeinen

Talenten angemeſſeneres Unternehmen gründen, vorausgeſetzt, daß es ihm gelingt die Fabrik zu verkaufen. Ich habe aber an dieſelbe doch ſchon zu viel Arbeit und Kraft gewendet, als daß ich ſie gleichgültig in fremde Hände gehen laſſen könnte.

Aber Sie wollen ja nach Rom? wendete Paul ein.

Für zwei Jahre! wie ich ſagte! Für dieſe Zeit weiß ich einen Stellvertreter für mich, der nach meinen Modellen arbeiten, und den der Vormund des Erben auch annehmen würde, jedoch nur gegen eine Kaution. Dieſe Kaution hat mein Stellvertreter nicht zu leiſten, ich müßte ſie alſo machen, wenn ich vorwärts will, und dazu habe ich jene Summe nöthig.

Er ſchwieg, und Paul überlegte. Wie groß alſo war die Summe, die man fordert? fragte er. —

Man verlangt zehnftauſend Franken, wie ich Ihnen ſagte.

Und zwei Jahre meinen Sie für Ihre Studien nöthig zu haben?

Zwei Jahre! entgegnete der Andere mit einem unterdrückten Seufzer.

Aber Sie müssen selbst leben in dieser Zeit; wendete Paul ein, und auch dazu bedürfen Sie des Geldes.

Ich habe eine mäßige Summe erspart, antwortete Karl, und da ich ja studieren kann, indem ich für die Fabrik die Modelle mache, die man nicht schlecht bezahlt, so habe ich für die Zeit meiner Studien keinen Mangel zu fürchten.

Und dann? wendete Paul ein, dem das Überlegte in des jungen Mannes Planen immer mehr Vertrauen zu ihm gab.

Dann hoffe ich, nicht nur ein Fabrikant, sondern ein Künstler zu sein! sagte er mit einem Selbstgefühl, das seine Augen leuchten machte, und ich weiß, daß Lora, er nannte sie zum ersten Mal mit diesem Namen, die Hand eines

Mannes, den die Liebe zu ihr zum Künſtler machte, nicht verſchmähen wird, weil er ihr noch Nichts zu bieten hat, als ſich und dieſe Liebe.

Nein! rief Paul, gerührt von dieſer Zuverſicht, nein! das wird ſie nicht. Halten Sie ſich ſelber Wort, mein Freund, und ich hoffe, Lora wird Ihnen dann nicht fehlen. Nur Eines fordre ich von Ihnen. Sie leiſten Ihr kein Verſprechen, Sie fordern keins von ihr, und Sie ſehen ſie vor Ihrer Reiſe nur noch einmal, nur in meinem Beiſein wieder! — Sind Sie das zufrieden, Berger?

Alles! Alles! rief Karl in hoher Freude.

So kommen Sie! ſagte Paul und ging der Thüre zu.

Wohin? fragte Karl.

Zu Lora! antwortete ihr Bruder, und ſchritt dem Glücklichen voran.

## Neuntes Kapitel.

Zwiſchen Sorge und Erwartung getheilt, hatte Lora in ihrem Zimmer die Minuten langſam an ſich vorübergehen ſehen. Sie hatte ein Buch zur Hand genommen, aber der Anblick der Worte, die ſie nur mit dem Auge wahrnahm ohne ſie zu verſtehen, ſteigerte ihre Unruhe, daß ſie das Buch zur Seite warf. Sie war auf- und niedergegangen, auch das füllte die Zeit nicht beruhigend aus. Sie ſchaute hinaus in die Straße, indeß das Fenſter war weit ab von der Thüre, und ihr Ohr hing mit geſpannter Achtſamkeit auf jedes Geräuſch, das ſich auf dem Corridor hören ließ. Ob er ging? ob er bei dem Bruder blieb? das war Alles, wofür ſie in dieſem Augenblicke Sinn beſaß, und mit raſcher Bewegung eilte ſie

der Thüre zu, als dieſe ſich öffnete, und Karl und ihr Bruder bei ihr eintraten.

Paul's ernſte Miene, Karl's heiße Wangen, ſeine unverkennbare Freude, machten Lora's Herz nur höher und ſtärker ſchlagen, und bannten ſie doch an ihren Fleck. Sie hätte fragen, Etwas ſagen, ſich dem Bruder in die Arme werfen mögen, aber ſie konnte das Alles auch wieder nicht, und Paul kam ihr zu Hülfe.

Lora! ſagte er, Herr Berger beabſichtigt nach Rom zu gehen, um dort ſeine Studien als Bildhauer zu machen; aber er muß für die Fabrik, in der er gearbeitet hat, einen Stellvertreter und dieſem eine Kaution von zehntauſend Franken ſchaffen. Willſt Du ſie ihm borgen?

Ach! Paul! rief ſie, und fiel dem Bruder um den Hals, ihre überſtrömenden Augen an ſeiner Bruſt verbergend.

Auch Paul hatte Thränen an den Wimpern.

Karl ſtand ſprachlos, verſunken in Lora's Anblick neben ihnen.

Sie ſehen, ſagte Paul zu ihm gewendet, ſie hat Vertrauen zu Ihnen!

Das lohne ihr Gott! rief Karl, und ergriff ihre Hände, die ſie ihm reichte, und die er in den Seinen feſthielt. Dann ſah er ſie mit langem Blicke an, als wolle er ſich ihr Bild feſt einprägen, und ſagte: Nun leben Sie wohl! jetzt kann ich ruhig gehen. Leben Sie wohl!

Er ließ ihre Hände los und wendete ſich ab. Lora hielt ihn zurück. Mit ſchneller Bewegung häkelte ſie den goldenen Ring, den ſie ihm fortgenommen und ſeitdem mit andern Ringen am Armbande getragen hatte, von demſelben los, und ihn Karl reichend ſagte ſie mit dem Tone der weichſten Bitte: Sie trugen ihn ja mit dem Gedanken an mich, tragen Sie ihn nun zu meinem Andenken!

Aber Karl wies ihn leiſe abwehrend zurück.

Noch nicht! bat er, heben Sie mir ihn auf, damit ich doppelt eile, ihn mir einzufordern.

Brav! mein Freund! rief Paul mit sichtlicher Zufriedenheit über die Festigkeit Karl's, die sich nie verläugnete. Sie werden ihn sich holen kommen!

Ja! das werde ich! sagte Karl fest, gab nochmals erst Paul, dann Lora seine Hand, und schied mit schnellem Lebewohl! — Und, wie von süßem Traum befangen, blieb Lora einsam zurück in dem Gemache, als Paul es verließ, dem Scheidenden noch das Geleit zu geben, und die nöthigen Abreden mit ihm zu treffen.

Wenige Tage später war Karl auf seinem Wege nach dem ewigen Rom.

## Zehntes Capitel.

Während Lora mitten in dem Glanze der großen Welt, in ſtiller Liebesfreude ihre heimliche Verlobung genoß, befanden ſich Frau Redlich und die Ihren in einer Thätigkeit, die man fortreißend nennen konnte: Die Meiſterinn, Hanne, Sophie, Ludwig, und ſelbſt Marie, denn die allgemeine Haſt der Andern ſchien auch Marien jetzt ergriffen zu haben. Von früh bis ſpät war ſie mit Ludwig unterweges, nachdem man die Wohnung gemiethet hatte, welche am erſten Juli ſchon bezogen werden ſollte. Es mußte jetzt mit Tiſchlern und Malern verhandelt werden, die Zimmer herrſchaftlich einzurichten, die Ludwig meublirt vermiethen wollte, es war dafür auch ein größerer Beſtand an Hausrath, an Betten

und an Wäſche nöthig, und Marie kaufte und nähte von früh bis ſpät, und hatte ihre rechte Freude daran, denn die Luſt am Beſitze liegt tief im Menſchen, und er gewinnt eine ganz andere Freude an der Arbeit, wenn nicht nur ihr Ertrag, ſondern die Arbeit ſelbſt für ihn beſtimmt iſt. Sie kam ihrer Familie wie ein Millionär vor, wenn ſie mit geübter Hand den guten Drillich, die ſchöne Leinwand, die weißen Gardinen zuſchnitt, und ſie ſelbſt war guter Dinge, als ſich Schränke und Kommoden ſo mit neuen Sachen füllten.

Daneben gefiel es ihr gar wohl, wenn ſie mit Ludwig Abends, Beide wohlgekleidet, hinausgehen konnte vor das Thor, wenn ſie ihr eigner Herr war. Sie hatte ſich ſo lange danach geſehnt, ſo viele Jahre nach dem eignen Heerde geſchmachtet, und ſie wurde es zuerſt nicht müde, in die künftige Wohnung zu gehen, und die Zimmer und die Küche anzuſchauen, die ihr eigen ſein, in denen ſie nach freiem Willen ſchalten und walten ſollte.

Aber der Eifer, mit dem ſie an die Arbeit gegangen war, und die Emſigkeit, mit welcher Mutter und Schweſter ihr geholfen hatten, machten, daß alles Nöthige viel früher beendet wurde, als ſie es brauchen konnte. Die Handwerker, deren man bedurfte, waren in dieſer Jahreszeit bei großen Bauten beſchäftigt, ſie zögerten zu kommen, begannen dann die Arbeit und ließen ſie wieder liegen, und wollte Ludwig den Termin einhalten, und Anfangs Juli ſeine Hochzeit feiern, ſo mußte er die Leute förmlich zuſammenholen und beaufſichtigen, damit die Arbeit nicht gänzlich in's Stocken gerieth.

Er blieb dadurch oft außer dem Hauſe, und Marie wieder müſſig und ſich ſelber überlaſſen. Frau Redlich war viel auf Arbeit aus, Sophie hatte eine Stelle als Ladenmädchen angenommen, und nur Hanne, deren Kunden im Sommer meiſt die Stadt verließen, hatte wenig zu thun und beſorgte den Eltern die Wirthſchaft. Sie hielt ſich dabei

ſo viel ſie konnte bei der Schweſter auf, denn eine Braut iſt jüngern Mädchen ein Gegenſtand doppelter Zärtlichkeit und neugieriger Theilnahme, und Marie hatte die Schweſter jetzt auch lieber um ſich als je zuvor. Nun die Raſtloſigkeit der Arbeit und des Schaffens ſie nicht mehr betäubte, empfand ſie es erſt, daß ſie auf dem Scheidewege ihres Lebens ſtehe, und es kamen bei dem Gedanken eine Sehnſucht und ein Bangen über ſie, in denen ſie ſich zu den Ihrigen mehr als jemals hingezogen fühlte.

Eines Mittags, als die Sonne recht hell und warm durch die Epheuſpaliere vor ihrem Fenſter ſchien, die ſie jetzt noch ſorglicher pflegte, ſeit ſie in der eignen Wohnung ſtehen ſollten, hatte ſie ihre andern Blumentöpfe auf einen Tiſch geſetzt, die welken Blätter abgenommen, und wuſch nun mit großer Sauberkeit jedes Blatt des Epheus und der Blumen. Sie erſchien ſich ordentlich vornehm, weil ſie ſich für ihre eignen Blumen ſolche

Muße nehmen konnte, und Hanne, die ihr gegenüber nähte, fragte, was die Schweſter denn jetzt thun werde, als auch dies beſorgt war.

Nichts! antwortete dieſe, während ſie die Gewächſe an Ort und Stelle brachte und den Tiſch forttrug, auf dem ſie die Arbeit vorgenommen hatte. Ich bin auch recht froh, daß ich einmal eine Stunde ſtillſitzen kann. Die ganze Zeit bin ich nicht zur Beſinnung gekommen; es war ja eine wirkliche Hetze, von früh bis ſpät.

Sie hatte dabei die Hände gereinigt, die Schürze abgebunden, und ſetzte ſich nun mit untergeſchlagenen Armen nieder, den Kopf gegen die Lehne geſtützt, die Füße auf der Fußbank weit von ſich ausgeſtreckt, recht als ob ſie ſich mit Bewußtſein dem Genuß der Ruhe überlaſſen wollte.

Eine Weile ſaß ſie und ſah auf Hannen's Arbeit hin, dann ſchloß ſie die Augen. Es war ſo ſtill, daß man die Fliegen in der Stube ſum-

men hörte, aber ſolches Schweigen war gegen Hannens Geſchmack.

Schläfſt Du Marie! fragte ſie halblaut nach einer Weile.

Nein!

Was machſt Du denn?

Ich dämmre ſo vor mich hin.

Woran dachteſt Du?

Marie richtete ſich auf. Es iſt ſonderbar, ſagte ſie, aber mir kommt vor, ich habe heute überhaupt ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder Etwas gedacht.

Ach dummes Zeug! rief Hanne lachend, der Menſch muß ja immer Etwas denken, ſogar im Traum!

Ja! man denkt — das heißt was man ſo denken nennt! Man trägt irgend Etwas im Sinn, was man juſt zu thun hat. Aber recht zum Bedenken bin ich eigentlich nicht gekommen ſeit ich Braut bin.

Weißt Du, Marie! bemerkte Hanne nach einer Pauſe, indem ſie das Nähzeug ruhen ließ, und innehielt nach dem Anruf, als habe ſie Etwas zu ſagen, was ſie ſchon lange gern einmal angebracht hätte, weißt Du, Marie! mir iſt's damals vorgekommen, als hätte das Fräulein es Dir gradezu verdacht.

Verdacht? wiederholte Marie, doch nicht daß ich heirathe? und ſie wurde roth bis auf die Stirne, als ſie's ausſprach.

Hanne konnte nicht gleich abſehen, wie die Schweſter jene aus reiner Sprechluſt hingeworfene Bemerkung aufnahm, und gleichſam ihre Behauptung zu beſchönigen, fügte ſie hinzu: das heißt, gewundert haben ſie ſich Alle. Es wollte es ja Niemand glauben.

Marie war unentſchloſſen, was ſie thun ſollte. Sie hatte einen Schreck, als Hanne ſo plötzlich die Rede darauf brachte. Es drängte ſie aber ſelbſt einmal davon zu ſprechen, und ſie hatte doch wieder

Scheu davor. Sie war sehr ernst geworden, und sah mit unverwandtem Blicke auf die Blumentöpfe.

Mit einem Male seufzte sie und sagte: Vorhin, als ich die Blumen rein machte, und die weiße Theerose unter den Händen hatte, dachte ich auch so, wie es damit geht. Der Rosenstock, den Er mir gegeben hat, der blüht nun schon im dritten Jahre, und doch ist Alles vorüber. So ein Blumenstock hält länger als Liebe und Treue!

Ja! meinte Hanne, die bei solchen Anlässen sich darin gefiel ihren klugen Kopf, der in der Familie sprüchwörtlich war, zu zeigen, der Blumenstock, der hat's auch nur mit sich allein zu thun, dem thut kein Andrer Etwas.

Gethan hab ich ihm genug! bemerkte Marie mit einer Bewegung des Kopfes, die ihr Bedauern ausdrückte.

Dem Blumentopf? fragte die Schwester.

Ach! entgegnete die Andere, man kennt sich ja in solchem Augenblicke nicht! Wie es einmal so über

mich hereinbrach, und ich dachte an all' die langen Jahre, und an all' die Liebe und Treue, und daß das nun ſo hin war, und ich weggeworfen, da war mir's, als hätte mich Einer zerſchmettert und zerriſſen — und weil ich Nichts gegen Ihn thun konnte, gar Nichts, aber gar Nichts — — Sie brach ab, Hanne ſah ſie ängſtlich fragend an, Marie war ganz blaß geworden. Sieh mich doch nicht ſo mit den großen Augen an! rief ſie ärgerlich gegen die Schweſter gewendet und ſtand auf, um ihrem Blicke auszuweichen.

Hanne hätte nicht ihren Kopf haben müſſen, wäre ihr nicht in dieſem Augenblicke klar geworden, wie es mit der Schweſter ſtand, aber ſie mußte es von ihr ſelber hören. Was haſt Du denn da mit der Theeroſe gemacht? fragte ſie nach kurzer Stille.

Der Wurm, den man unter die Füße tritt, rief Marie mit der Leidenſchaftlichkeit, die ſie nicht zu unterdrücken im Stande geweſen war, obſchon

ſie mitten in ihrer Rede abgebrochen hatte, der Wurm will ja ſtechen und ſich rächen an dem, der ihn martert. Und wie ich ſo da ſtand, und hatte Nichts und Niemand, da griff ich nach dem Topfe und wollte die Roſe ausreißen. Sie hielt abermals inne. Nur der Topf fiel herunter und zerbrach, wie ich den Baum ſo hinwarf, die Roſe blieb in der Erde, die Wurzeln ſaßen zu feſt. Und ſo iſt's auch, fügte ſie matt hinzu — Du ſiehſt ja wie ſie blüht!

Marie ging im Zimmer umher und machte ſich, bald dies bald jenes ordnend, in demſelben zu thun. Hanne nähte, aber ſie hatte ein Mitleid mit der Schweſter, daß es ihr das Herz faſt abdrückte. Was ſoll denn aus ihr werden, dachte ſie, wenn ſie den Karl noch immer nicht vergeſſen hat? und wie kann ſie denn den Ludwig heirathen, wenn ihr Herz an einem Andern hängt? Sie konnte ſich gar nicht erinnern, wie Marie darauf gekommen war, das Alles auszuſprechen. Endlich

meinte ſie es gefunden zu haben, durch die Theerose war es gekommen. Sie ſah ſich nach der Schweſter um, Marie ſaß an ihrem Schranke, hatte die Schuhe gewechſelt, und neſtelte an ihren Stiefelſchnüren.

Wo willſt Du hin? fragte Hanne.

In die Wohnung! antwortete die Andre kurz, und neſtelte an den Schnüren weiter.

Hanne fing wieder zu nähen an, indeß es ließ ihr keine Ruhe, ſie ſah immer nur nach der Schweſter hinüber. Endlich als dieſe fertig war und mit Hut und Tuch und Schirm ſchon an der Thüre ſtand, ſprang Hanne auf, fiel ihr um den Hals und bat in Thränen ausbrechend: Nimm den Roſenſtock nicht in die Wirthſchaft mit! Es geht ja nicht! es geht ja wahrhaftig nicht, Marie!

Marien ſchnürte es den Hals zu, aber ſie räusperte ſich und ſchluckte die Thränen herunter. Sei ſtill! ſagte ſie, und behalte Du ihn meinet-

wegen. Du kannſt ihn gleich mit hinüber nehmen, aber mache kein Gerede mehr davon.

Damit eilte ſie hinaus, während Hanne weinte, daß ſie ſich die Augen kühlen mußte, ehe ſie zu den Eltern gehen konnte. Die Schweſter war ihr ſo beneidenswerth erſchienen, und nun lag mit einem Male das bittere Herzeleid offen da, von dem ſie keine Ahnung gehabt hatte bis auf dieſe Stunde. Wie ſollte das denn werden?

Aber auch Marie fragte ſich: wie ſoll das werden? Denn auch ſie hatte erſt jetzt den Zuſtand ihres Herzens wieder klar erkannt. Es war richtig, ſie war nicht zur Beſinnung gekommen ſeit ihrer Verlobung. Schmerzliche Luſt ſich zu rächen, Schreck und Aufregung über und durch die Zärtlichkeit eines ihr im Innern ganz fremden, ältern Mannes hatten ſie fortgeriſſen über die erſten Tage. Dann war die Arbeit dazu gekommen, die Luſt am Beſitz, und ohne daß es ihr deutlich geweſen wäre, hatte Marie über der ächt-

weiblichen Freude an dem Einrichten einer eigenen Wirthſchaft faſt des Bräutigams vergeſſen, deſſen Liebkoſungen ſie nicht mehr ängſtigten, da ſie ſie gewohnt worden war.

Nur einmal war es wie ein greller Blitz erleuchtend durch ihre Seele gefahren, aber ſie hatte die Augen abgewendet und nicht ſehen wollen; das war geſchehen, als der Brief des Fräuleins kam. Sie hatte ihn zur Seite gelegt, ihn nicht wieder geleſen bis auf dieſen Tag. Heute aber, als ſie am Abende in ihrer Stube ganz allein war, da dachte ſie an jenen Brief.

Sie war nicht in der Wohnung geweſen. Unten vor der Thüre war ſie umgedreht, denn ſie hatte dem Ludwig nicht begegnen wollen. Gleich nach Hauſe kommen aber wollte ſie auch nicht. So ſchlenderte ſie von einer Straße in die andre, ohne ſonderlich darauf zu achten, wohin ſie ging. Man ſieht bei ſolchem gedankenvollen Schlendern nicht mit Bewußtſein um ſich, dennoch

wirkt die Umgebung auf uns ein, und die innern Straßen einer großen Stadt ſind immer traurig an ſpäten Sommerabenden. Sie liegen ſo öde da, ſo menſchenverlaſſen! Die Magazine ſind geſchloſſen, die hölzernen Vorſatzladen ſehen ſo todt aus; die Kinder vor den Thüren, die Leute, die an den offnen Fenſtern ſtehen, ſcheinen nach Luft zu lechzen. Es iſt als fehle Allen Etwas, als müſſe man ſie beklagen; und ſitzt auch hie und da ein ehrſamer Bürger mit ſeiner Pfeife beim Bierkruge behaglich am Fenſter, man denkt doch immer: iſt das nun ein Leben, während es ſo ſchön im Freien iſt? Und das Mitleid mit der Beſchränkung, die Scheu vor dem Verdumpfen, der Schmerz über die Kürze des Daſeins werden zu einer unbeſtimmten Angſt, zu einem Misgefühl, dem auch der Nichtempfindſame in ſolchen Augenblicken unwillkührlich und halb unwiſſentlich erliegt.

Marie kehrte noch trauriger zurück, als ſie ausgegangen war. Sie hatte ſich nicht fragen

mögen, was ihr sei und fehle, sie war so hinge-dämmert, und zuletzt fast froh, daß sie nur wieder erst zu Hause war. Ludwig kam noch später. Er hatte Verdruß gehabt mit einem Handwerker und sagte ärgerlich: Wahr ist's, so wie man nur an's Heirathen denkt, gehen die Plackereien los, und das wächst nachher von Tag zu Tage. —

Der Meister war auch nicht gut aufgelegt, die Frau molestirte ihn seit Wochen, er solle sich einen neuen Rock zur Hochzeit anschaffen, und weil er davon Nichts hören wollte und sie doch alle Tage wieder davon anfing, so hatte es Streit gege-ben zwischen ihnen, und er und Ludwig bestärkten sich mit allerlei Redensarten immer mehr darin, es sei ein Elend, daß ein Mann nicht für sich selber bleiben könne, ohne Weib und Wirthschaft. — Sie mochten es im Grunde Beide nicht so böse meinen, aber die Meisterinn nahm es ernstlich übel und schmollte und ging zornig umher, und Marie dachte in ihrem Herzen: dazu also heirathet man nun!

Wäre Hanne nur in ihrem rechten Schick geweſen, ſo hätte es ſich für Alle bald gegeben. Ein einziges frohes Herz, ein einziger heiterer Sinn lichtet viel Trübniß um ſich her; aber Hanne war heute grade am meiſten bekümmert in der Familie. Sie ſaß ſo inſichgekehrt, daß der Ludwig fragte, ob ihr der Weizen verhagelt ſei? Dazu lag es ſchwül in der Luft, und die grauen Wolken drückten ordentlich auf die Erde nieder. Die Schwalben ſchoſſen tief hinunter, der Rauch ſchlug von den Schornſteinen in den Hof und machte die Luft noch qualmiger. In der Stube bei Redlichs, wo ſie alle beiſammenſaßen, war es peinlich warm. Ludwig ſagte zu Marien, ſie wollten hinübergehen in ihre Stube, ſie meinte, da ſei es nur noch wärmer, da habe die Sonne den ganzen Nachmittag auf den Fenſtern gebrütet. Sie mochte heute nicht mit ihm allein ſein, er dachte aber, ſie wolle nur wieder bei den Eltern

bleiben, und daß ſie ſo an denen hing, war ihm von je ein Ärgerniß.

Ich weiß eigentlich nicht, wozu wir eine Wohnung nehmen, ſagte er ironiſch, Du wirſt doch hier ſitzen, von früh bis ſpät!

Das wird ja nur von Ihnen abhängen! meinte Frau Redlich. Wem's wohl in ſeiner Haut iſt, dem verlangt nach keiner andern! Aber freilich, wenn man Nichts bei ſich im Hauſe hat als Eigenſinn, wenn dem Manne jeder alte Haderlump lieber iſt, als dasjenige, was er einem Andern zu Gefallen thun ſoll, da möchte man nicht blos aus dem Hauſe laufen, ſondern aus der Haut fahren.

Bleib' Du nur in Deiner Haut, ich bleib in meinem Rock, ſagte der Meiſter, der iſt noch lange nicht ſo alt als Du!

Er hatte einen Witz zu machen gemeint, was ihm nicht oft begegnete. Die Meiſterinn war aber auf den Punkt gekommen, auf dem man Alles ſchief und böſe nimmt, und an ihr Alter

mochte ſie niemals gern erinnert ſein. Ja freilich! rief ſie, ich habe Dir's ja ſchon geſagt, ſeit der Alte da, ſie zeigte auf Ludwig, ſich ein junges Mädchen mit Geld genommen hat, da kommt Dir's auch! Aber wenn ich mich auch hinlegte —

Sie konnte nicht zu Ende ſprechen. »Du haſt heute ganz den Kopf verloren, Alte!« fiel ihr der Meiſter begütigend in's Wort; aber Ludwig, der in Bezug auf ſeine Jahre noch weniger als Frau Redlich Spaß verſtand, ſagte: Wem ich zu alt war, der hätt' mich gehen laſſen können!

Nun! rief die Meiſterinn, an den Hals geworfen hat ſie ſich Ihnen nicht, ſie hat ſich lange genug bitten laſſen, und wäre der Karl nicht ſo ſchlecht geweſen, Sie hätten ſie nun und nimmermehr bekommen!

Mutter! Mutter! riefen der Meiſter und die Marie und die Schweſtern, da Ludwig aufſprang. Ach! ſchrie ſie in einem Zorne, in dem noch keiner der Ihrigen ſie je geſehen hat, ach! wahr iſt

wahr! — und damit ging ſie hinaus, warf die Thüre hinter ſich zu, daß die Fenſter klirrten, und die Andern blieben zurück, Alle mißmüthig, Alle mit ſchwerem Herzen. Es war ihnen ordentlich wohl, daß es zehn Uhr ſchlug, und ſie von einander gehen konnten.

Marie ſchritt mit Ludwig zuſammen den Corridor entlang, er ſprach aber nicht mit ihr. Vor ihrer Stube ſagte er ihr kurz gute Nacht! — Sie wollte ihm die Hand geben. Laſſen Sie's nur! ſagte er, es könnte Ihnen nachher auch leid thun! — Davor erſtarb ihr das gute Wort, das ſie zu ihm ſprechen wollte, und ſo trennten ſie ſich.

## Elftes Kapitel.

Herr Gott und Vater! rief Marie, als ſie in ihrer Stube war, wenn ich ſo leben ſollte! ſo leben ſollte! — und dabei trat ſie an das Fenſter und ſah gedankenvoll in die Nacht hinaus.

Streit und Zank waren ſelten in ihrem Vaterhauſe vorgekommen, darum fielen ſie ihr um ſo ſchwerer auf. Im Kreiſe ihrer Herrſchaft hatte ſie kein böſes Wort gehört, und nun mit einem Male Hader und Mißtrauen ſchon vor der Hochzeit. Wenn der Friede fehlte in der Ehe und die Zuverſicht, was blieb dann übrig? Und im Grunde, woher ſollte Ludwig ſein Zutrauen zu ihr haben? Sie hatte ihn abgewieſen Jahre lang, Jahre lang hatte ſie einen Andern geliebt, ihr ganzes Herz, ihr ganzes Hoffen war auf Karl

gerichtet geweſen, ihrer Seelen Seligkeit hatte an ihm gehangen, und was ſie auch gethan, was ſie auch Ludwig geſagt und verſprochen hatte, ſie konnte ſich es nicht verbergen — nur den Andern hatte ſie geliebt, und ſie liebte ihn auch jetzt noch, ja, ihn allein.

Das war ein Unglück, das war ihr Unglück! und eine Sünde war es auch. Eine ſchwere Sünde! ſie mochte es nehmen wie ſie wollte. Hanne hatte es heute noch geſagt, Niemand hatte es glauben wollen, daß ſie den Karl vergeſſen hätte, daß ſie den Ludwig heirathen würde. Ihr eigner Vater, ſie erinnerte ſich deſſen ganz genau, hatte es ja nicht geglaubt, und das Fräulein vollends nicht! Der Brief ſprach das auch aus! Sie hatte ihn nur erſt einmal geleſen, jetzt mußte ſie ihn nochmals leſen.

Sie verließ das Fenſter und zündete ihr Licht an. Dann ging ſie und holte den Brief hervor. Er drang ihr heute ganz anders zu Herzen, jede

Sylbe ſchnitt ihr ordentlich durch die Bruſt, und doch ſtand kein unfreundliches Wort, kein Wort des Vorwurfs oder des Tadels in dem ganzen Schreiben. Aber ſie vernahm es, als hörte ſie des Fräuleins Stimme, wie Lora ſich wunderte, wie ſie ſagte, habe ich darum Marie immer wie meines Gleichen behandelt, daß ſie den erſten beſten Mann, daß ſie einen Bedienten, den alten Ludwig heirathet, um nur unter die Haube zu kommen? Konnte ſie nicht ruhig bei uns bleiben? Hatte ſie denn Alles erlogen, was ſie geſprochen von ihrer großen, treuen Liebe für den Bräutigam? Wie kann man ſo ſchnell vergeſſen, ſich ſo im Handumdrehen tröſten? Sie hatte im Grunde doch kein Herz, ſie war nicht beſſer als die andern Alle! Sie hat auch mich getäuſcht, und ich will ſie zwar verſorgen, aber ich bin froh, daß ich ſie los bin! —

Marie war in Verzweiflung über die Vorwürfe, die ihr das eigene Gewiſſen machte und

die ſie aus Lora's Briefe jetzt heraus las. Sie fühlte, daß ihr Fräulein ſie aufgegeben habe, was blieb ihr dann noch übrig? Karl hatte ſie vergeſſen, ihr Fräulein ſich von ihr losgeſagt. — Und ſie hatte ja nicht aufgehört den Karl zu lieben, es waren ja nur die Liebe und der Zorn über ihn geweſen, die ſie dem Ludwig zugeführt. —

Sie ſaß und ſaß, ſie wußte nicht was ſie thun ſollte. Draußen fing der Wind an ſich zu erheben, es wehte kühl in die Stube hinein, daß das Licht flackerte, und oben auf dem Schornſtein kreiſchte der Wetterhahn. Mit einem Male praſſelte der Regen hernieder. Sie eilte an's Fenſter es zu ſchließen. Drüben bei den Eltern waren die Fenſter auch ſchon zu. Sie ſah aber, wie der Vater das Licht nahm und in die Schlafkammer ging. Nun legten die Eltern ſich alſo miteinander nieder und hatten Groll und Streit im Herzen. Sich ſo niederlegen mit einem Manne dem man

grollt! — Und vollends mit einem Manne, den man gar nicht liebt — und wenn man einen Andern liebt! — Der Wind ſchlug den Regen immer heftiger gegen die Scheiben, der Wetterhahn kreiſchte immer lauter. Das iſt auch ein Hahnenſchrei tönte es in ihr, und es fiel ihr ein, wie Petrus ſeinen Herrn verrathen bei dem Schrei des Hahns.

Das Haar ſträubte ſich ihr auf dem Kopfe. Sie mußte machen, daß ſie die Vorhänge herunter ließ, das Licht in der Eltern Kammer ließ ihr keine Ruhe, es beleuchtete mit ſeinem matten Scheine flammenhell die Lage und das Elend ihrer ganzen eigenen Zukunft. Sie hatte ſich und Andere belogen, ſie ſtand auf dem Punkte einen Meineid zu ſchwören vor Gottes heiligem Altare! Ihre Seele zu belaſten mit ewiger Schuld! — Sie wollte beten, aber das Gebet erſtarb ihr auf den Lippen, und Nichts fiel ihr ein, als der alte Vers, den der Vater ihnen vorgehalten von Kindheit

an: »Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele! oder was kann der Menſch geben, daß er ſeine Seele wieder erlöſe?«

Immer fort mußte ſie darauf zurückkommen, wie ihre Gedanken auch ſonſt wanderten, vom Streite ihrer Eltern hin zu Karl, von Karl zu Ludwig, von Ludwig zu dem Fräulein. Inzwiſchen war bei den Eltern das Licht ſchon lange erloſchen. Es war tiefe, finſtre Nacht. Der Wind hatte ſich gelegt, der Regen fiel jetzt ſchwer und langſam tropfend nieder, endlich ließ auch das nach, nur leiſe noch rieſelte das Waſſer aus den Rinnen herab — und ſie lag und lag, und kein Schlaf kam auf ihr Auge, nur das Gefühl ihres Elends ſenkte ſich immer tiefer auf ſie herab.

Am andern Morgen, als ſie wie zerſchlagen an Leib und Sinn, ihr Zimmer aufräumte, kam Ludwig zu ihr. Er ſah friſch aus wie der Himmel, und war eben ſo abgekühlt als das Wetter, aber

daß er ihr etwas Besonderes sagen würde, das merkte sie ihm an jedem Zuge ab, sobald er eintrat. Sie kannte das Gesicht seit ihrer Kindheit. So sah er immer aus, wenn ein Hausbewohner das Schneeschaufeln versäumt, wenn Blumentöpfe zum Fenster hinausgestellt, oder wenn überhaupt irgend ein Versehen gegen den Miethscontract und die Hausordnung begangen worden war. Es ließ auch nicht lange auf sich warten.

Liebes Kind! sagte er und räusperte sich, liebes Kind! ich komme Dir nur zu erklären, so geht das nicht mit uns! —

Marie schwieg. Ludwig war für sie, wie für das ganze Haus, von jeher eine Respectsperson gewesen, der man nicht in das Wort fiel, und der Brautstand hatte das auch Marien gegenüber nicht geändert. Nie zuvor hatte er sie Du oder mein Kind genannt. Er erinnerte nicht gern absichtlich daran, daß er ihr Vater sein konnte; aber der innere Ärger riß ihn hin.

Ich und Du — und Du und ich! — fuhr er fort, da soll mir Keiner zwischen kommen, am wenigsten die Mutter. Denn wo eine Schwiegermutter zur Thür eintritt, geht der Friede zum Fenster hinaus. Also sie für sich, und wir für uns! Du gehörst mir und gehorchst mir — und damit Basta! Merke Dir das!

Es sollte das, trotz der Härte des Ausdrucks aber offenbar eine Versöhnung sein, bei der er sich nur Nichts vergeben wollte. Er reichte ihr die Hand hin, sie erwiederte es auch, indeß sie konnte ihn nicht ansehen, und noch weniger Worte finden für das, was die Nacht durch in ihr vorgegangen war, für das, was sie jetzt empfand. Es war ja richtig, sie gehörte zu ihm, sie mußte ihm gehorchen, es war — eine neue Dienstbarkeit, und eine schwere!

Sie begriff nicht, wie ihr das einfiel, aber es benahm ihr vollends den Athem und die

Sprache. Weil ſie ſchwieg, meinte Ludwig, daß ſie ſchmolle.

So? rief er, und er fuhr fort ſie Du zu nennen, ſo? Du brummſt ja ſchon wie eine regulaire Hausfrau! Das laß bleiben, rathe ich Dir! Unſer Einer nimmt ſich keine Frau, ſie wie der Kommerzienrath in Zärtlichkeit und Baumwoll' einzuwickeln! Zieh Dich an und komm in's Haus, da iſt mehr zu thun!

Damit entfernte er ſich und rief ihr nochmals zu, ſich zu beeilen. Sie gehorchte ihm ſchleunig. Auf dem Wege ſchritten ſie ſchweigend neben einander her. Ludwig ſah ſtreng und finſter aus. Marie blickte nur von Zeit zu Zeit ſcheu nach ihm hin.

Es geht einmal nicht anders mehr! ſagte ſie ſeufzend zu ſich ſelbſt, als ſie hinter ihm die drei Treppen ihrer künftigen Wohnung hinaufſtieg, aber ſie und die Wohnung und die ganze Zukunft kamen ihr nicht mehr als dieſelben vor, als welche

sie ihr noch vor ein Paar Tagen erschienen waren.

Während sie die Fenster wusch, damit der Maler sie mit Ölfarbe streichen konnte, und Ludwig in der andern Stube schon den großen Schrank zusammensetzte, erinnerte sie sich, wie leid ihr stets die Dienstboten gethan hatten, wenn sie mit schwerer Arbeit einen neuen Dienst antreten mußten, ohne zu wissen, wie es ihnen in dem Hause gehen würde, und immer hatte sie ihrem Gott dafür gedankt, daß sie diese Bitterniß niemals erfahren. Nun erfuhr sie's! — Dies war ein neuer Dienst, nichts weiter! und ihre Dienstbarkeit war schlimmer, denn sie hatte Leib und Seele hinzugeben und das für immer und ewig.

Das Blut stieg ihr in den Kopf schon bei der bloßen Vorstellung. Sich die Gedanken aus dem Sinn zu schlagen, arbeitete sie eifrig, aber die körperlich anstrengende Arbeit war ihr fremd und fiel ihr härter als den daran Gewöhnten.

Sie hatte das Kleid zurückgeschürzt, die Ärmel aufgeschlagen, ihr kleines Halstuch hatte sich gelockert und ließ Nacken und Kehle frei, ihre Wangen brannten von der Arbeit und der innern Unruhe. — So fand sie Ludwig, als er sie rufen kam, den aufgestellten Schrank mit ihm an die Wand zu rücken. Sie war ihm nie so reizend vorgekommen als in dem Augenblicke, sein ganzer Zorn lößte sich in Wohlgefallen an ihr auf. Mit herzhafter Luft faßte er sie um den Leib, sie wollte ihn abwehren, er hielt sie nur um so fester, ja er hatte Freude an ihrem Widerstand und an der spielenden Kraft, mit der er ihn besiegte. Lachend küßte er ihren Nacken, ihre Brust; Mariens Angst, ihr Sträuben machten ihn nur dreister, und plötzlich als sie aufblickte, gewahrte sie, daß drüben auf dem Balkon des Nachbarhauses ein Paar junge Männer hinausgetreten waren, welche in die ausgehobenen Fenster lachend hineinsahen. Mit der Gewalt beleidigten Schamgefühls riß Marie

ſich los, und floh in die Küche. Ehe Ludwig es hindern konnte, hatte ſie Hut und Tuch ergriffen, ihre Kleider geordnet, und eilte der Treppe zu.

Biſt Du närriſch? rief er, ſie feſthaltend und in beſter Laune, denn das Zuſehen der fremden Männer, das Marie bis in das Herz gedemüthigt, hatte ihm Spaß gemacht. Es gefiel ihm, daß er in ſeinem Alter noch ein ſo jugendlich luſtiges Scharmützel beſtand, wie er's in ſeinem Innern nannte, und Mariens Schrecken erhöhte dieſe Stimmung. Biſt Du närriſch? wiederholte er, was kommt Dir an? Du biſt ja meine Braut? — und er wollte ſich ihr wieder nähern.

Haben Sie denn nicht Ehre und Gefühl im Herzen? ſagte ſie zornig, man ſchämt ſich die Augen aus dem Kopfe! Sie thun, als ob ich eine Dienſtmagd wäre. —

Na! na! Schatz! eine Prinzeſſin biſt Du denn doch auch wirklich nicht! entgegnete er, während ſein Geſicht allmählich eine ernſtere Miene annahm

und er ſich von ihr wendete. Du ſollteſt froh ſein, daß ich ſo aufgelegt bin nach dem, was geſtern vorgefallen iſt, der Hundertſte hätte das nicht hingehn laſſen. Spiele nicht die heilige Tugend! dazu nimmt man ſich keine Frau, und in vier Wochen iſt's damit doch vorbei!

Marie ſtand wie gelähmt. Selbſt der Entſchluß zu gehen war ihr entfallen, ſo ängſtigte ſie das Bewußtſein der Abhängigkeit von Ludwigs Willen.

Nun? fragte er, wirſt Du Alles ſo ſtehen und liegen laſſen? das eine Fenſter fehlt ja noch.

Sie legte den Hut ab und ging an ihre Arbeit zurück, aber mit welchem Empfinden!

Als ſie die Fenſter einhing, ſtanden die beiden jungen Leute noch auf dem Balkon, der Eine lachte, als ſie zum Vorſchein kam, der Andre winkte ihr zu. Ludwigs Verhalten, ſeine Worte, die ihr ganz fremde dreiſte Vertraulichkeit der jungen Männer, erfüllten ſie mit einem unausſprech-

lichen Gefühle der Erniedrigung. Es war ihr, als sei ihre ganze Vergangenheit unter die Füße getreten, als wäre sie selbst sich verloren, und schwindelnd, wie sie auf dem Fensterbrette stand, weil sie Ludwig nicht rufen mochte, die Fenster einzuhängen, kam ihr der Gedanke, hier hinabzustürzen, wie ein Wunsch in den Sinn; aber sie schauderte auch in demselben Augenblicke davor zurück, und kaum hatte sie die Arbeit vollendet, als sie, ohne weiter mit Ludwig zu sprechen, der sie absichtlich allein ließ, sich ankleidete und nach Hause eilte. Indeß sie ging nicht in ihre eigne Stube, sondern in die Zimmer der Herrschaft.

Die Vorhänge waren alle geschlossen, die Möbel mit Überzügen versehen, die Teppiche verpackt, die Geräthschaften und Vasen auf den Tischen und an den Wänden mit Gaze verhängt, und obschon die Zimmer regelmäßig geöffnet wurden, war die Luft dick und schwül und die Verlassenheit schwebte über den Räumen mit aller

ihrer Melancholie. Und doch athmete Marie wie befreit auf, als sie sich in der Schlafstube der Kommerzienräthinn in einem Sessel niederließ. Die Abgeschlossenheit, die Einsamkeit, das Dämmerlicht, die Stille, kamen ihr wie eine himmlische Erquickung, wie eine vollständige Sicherheit vor, wenn sie an die offenen Fenster ihrer künftigen Wohnung, an Ludwig, an die lachenden Männer dachte. Unwillkührlich klammerte sie sich mit den Händen an den Sessel, als wolle man sie dieser Stelle entreißen, und barg ihr Gesicht in die Kissen.

Langsam aufdämmernd in der Stille stieg die Vergangenheit vor ihr empor. Sie wußte im ersten Momente nicht, was das rückahnende Erinnern bedeuten, wozu es sich gestalten wollte; aber wie oft hatte sie hier gesessen, und die Hausfrau und Paul und Lora erwartet, die Guten alle, von denen nur Einen hier zu haben in dieser Stunde ihr ein Trost gewesen wäre. Und mit dem Andenken an ihre Herrschaft, wurde ihr eigner

Zuſtand in jener Zeit ihr deutlich. Wie unzufrieden hatte ein ungerechtes Verlangen nach einem ſelbſtſtändigeren Looſe ſie damals oft gemacht. Wie unnöthig hatte ſie ſich geſehnt nach einem eignen Heerde, wie drückend waren ihr die Launen der Kommerzienräthinn, wie langweilig Lora's kleine Schwächen oft erſchienen, und wieviel Rückſicht, wie viel Nachſicht hatten ſie Alle für Marie und ihre Fehler ſtets gehabt. Wie theilnehmend, wie vorſorgend hatte man ſich ihrer immer angenommen. Nun war das Alles hin, die Kommerzienräthinn todt, Paul und Lora, die geliebte Lora, fern — und ſie hatte ſich in Unfrieden getrennt von dieſer gütigen Herrſchaft, ſie hatte ihre Mißbilligung, ihren Tadel auf ſich gezogen, ſie hatte ſie verdient! —

Wie hatte die Kommerzienräthinn, wie hatten Alle ſie gewarnt vor der Verlobung mit dem jüngern Vetter, wie liebreich hatte Lora ihr beigeſtanden zuerſt mit ihrem Unterricht, und dann, als Karl

ihr treulos wurde, mit Rath und Troſt! Wie wenig hatte ſie die Lehre angenommen, wie wenig es erkannt, daß Troſt und Theilnahme ein Glück ſei, wenn ſie von ſolchen Menſchen kommen. — Die ganze Sauberkeit der Verhältniſſe, in denen ſie im Hauſe der Kommerzienräthinn gelebt, fiel ihr ein und that ihr wohl. Damals war es unmöglich geweſen, daß Ludwig, daß ein Bedienter ſich ihr mit frechen Liebkoſungen beleidigend aufdrängen konnte. Ruhig und geſichert war ſie geweſen in Lora's Nähe, wie dieſe ſelbſt, und das Alles, Alles war für ſie verloren, weil ſie ſich ſelbſt verloren, ſich erniedrigt hatte. Sie hörte es, wie Lora immer davon geſprochen, daß es unwürdig und eine Schande ſei, um äußerer Vortheile willen ohne Neigung zu heirathen, daß ſchwere Arbeit, bittere Entbehrung beſſer ſei, als die Ehe mit einem Manne, den man nicht liebe und nicht ſchätze; daß es ein Verrath ſei, eine Sünde gegen den Mann und gegen ſich ſelber! Und keine Noth, keine

Entbehrung irgend einer Art hatte ſie zu dieſer Ehe mit Ludwig gedrängt, nur Trotz gegen Karl, nur falſcher Stolz.

Alles, was ſie je geleſen über die Folgen ſolcher Selbſtentwürdigung, Alles, was ſie von Lora und Paul gelegentlich gehört, wuchtete ſich zuſammen, ſie vollends niederzuſchlagen, und in ihrer Muthloſigkeit wuchs die tiefſte Sehnſucht nach Lora in ihr auf. Wenn ich bei Lora wäre! darauf blieb ihr Sinn gerichtet.

Aus dieſem Brüten ſtörte ſie die Mutter. Die Meiſterinn hatte die Tochter am Morgen nicht geſehen, Ludwig war nach Hauſe gekommen, ohne drüben vorzuſprechen, wie er ſonſt gethan, das machte die Frau beſorgt, ſie mußte wiſſen, wie die Sache ſtände.

Marie hatte ſich erhoben, die Mutter Nichts merken zu laſſen, und ſetzte die Tiſche und Stühle zurecht, als wäre ſie damit beſchäftigt geweſen.

Ich dachte, Du wärſt noch nicht zurück, ſagte

die Meisterinn, weil der Ludwig allein nach Hause kam; wo haltet Ihr denn mit Eurer Wohnung?

Ich habe mich nicht viel umgesehen!

Du hast Dich nicht umgesehen? wiederholte die Mutter erstaunt. Als Marie nicht gleich antwortete, drückte Jene die Thüre zu, damit Niemand sie höre, und sagte: Mach' keine Dummheit, Marie! Darin versteht kein Mann einen Spaß. Ich dachte, Du solltest so klug sein, es in's Gleiche zu bringen zwischen mir und dem Ludwig, der ja weiß, was ich auf ihn halte, und nun fängst Du an! — Was soll denn aus Dir werden, wenn er kopfscheu wird und setzt Dir den Stuhl vor die Thüre?

Ich wollte, er thäte es! rief Marie. Die Mutter sah sie an, als hätte Marie den Verstand verloren.

Du wolltest, er thäte es? Der Zweite ließe Dich sitzen wie der Erste? Na! das Gerede und den Schimpf, und den Kummer vom Vater möchte

ich nicht erleben! Der Vater iſt ſo nicht mehr der Alte. Die Augen verlaſſen ihn, die Arbeit geht ihm nicht ſo von der Hand wie ehemals, und ich ſelber fühle doch auch nicht mehr die alten Kräfte. Ich habe es zu ſchwer gehabt von Kindesbeinen an. Hätte ich es nicht vor mir, daß es Dir ſo gut geht, und daß die Hanne und die Kinder vorwärts kommen, ich hätte doch auch Nichts vom Leben!

Marie ſah die Mutter an, das ſorgendurchfurchte Antlitz derſelben gab ihren Worten doppeltes Gewicht. Sie wollte einlenken, aber Ludwig's Erſcheinen überhob ſie deſſen. Die Mutter ging ihm entgegen, er nickte zutraulich. Na! hat Ihnen die Marie ſchon ihre Noth geklagt? fragte er lachend.

Mir? nicht das Mindeſte! verſicherte die Meiſterinn.

Ich denke auch, ſcherzte Ludwig, ſie wird ſich wohl beſonnen haben! — Er trat an ſie heran,

faßte ſie um, und ſagte: Ein verliebter Mann iſt kein gemalter Engel! daran muß ſie ſich gewöhnen, nicht wahr, Mutter?

Sie wird ſchon! meinte die Meiſterinn in gleichem Tone, und lachte. Sie war im Herzen froh, daß die Sache ſolch gute Wendung nahm. Ludwig küßte Marie, ſie lachte auch — aber es war ein Lachen, das ihr wehe that, denn ſie lachte über ſich und ihre Ohnmacht gegenüber dieſer Wirklichkeit. — Damit hatte es für's Erſte ſein Bewenden, und Alles blieb ſo wie es war.

## Zwölftes Kapitel.

In den folgenden Tagen gab es für Marie in der künftigen Wohnung Nichts zu thun, Ludwig, der ſich die Zeit her nur mit ſeinen Angelegenheiten beſchäftigt, mußte oft nach dem Landhauſe der Herrſchaft hinaus, wo Manches in Stand zu ſetzen war, und Marie blieb wieder allein. Das war ſchlimm für ſie, denn ihr Zuſtand wurde ihr immer drückender. Hatte ſie ſich einmal vorgehalten, daß ſie ja auch nur dem dienenden Stande angehöre, daß Ludwig brav und fleißig ſei, daß ſie eine Heirath vor ſich habe, um die viele ihres Gleichen ſie beneiden würden, und daß ſie ihre Eltern dadurch erfreue, ſo fand ſie Ruhe und faßte die beſten Vorſätze für Ludwig. Kaum aber war er da, ſo hatte ſie Alles vergeſſen, was ſie ſich

von seinen guten Eigenschaften vorgesagt, und nur daß sie ihn nicht liebe, daß sie nicht zu einander paßten, war ihr gegenwärtig.

Woher das kam, wußte sie sich selber nicht zu deuten. Sie konnte es nicht einsehen, daß sie den Folgen einer Cultur erlag, die ihr unklare Begriffe beigebracht, ihr Gefühlsleben erregt und erhöht, ihr den Sinn für die äußere gute Sitte ausgebildet hatte, ohne ihren Verstand zu dem ruhigen, prüfenden Erwägen zu erziehen, aus dem allein eine richtige Schätzung der Menschen und der Lebenslagen hervorgehen kann. Die Zufriedenheit ist Nichts weniger als eine angeborene Eigenschaft des Gemüthes, sie ist die Folge eines klaren Verstandes. Marie war lebhafter Empfindungen fähig, nach diesen hatte sie gehandelt ihr Leben lang, aber den leitenden Verstand hatten früher Andere, hatte ihre Herrschaft für sie gehabt. Sie war dadurch ein Kind geblieben in gewissem Sinne, und jetzt, wo sie sich zu einer Entscheidung hingedrängt sah, bei

welcher ruhige Überlegung allein den rechten Weg zeigen konnte, fehlte ihr der gewohnte Beiſtand ihrer Herrſchaft. Mit der Sehnſucht nach Hülfe einte ſich die Reue; nicht Tag nicht Nacht hatte Marie Ruhe davor. Sie war mit ſich ſelbſt zerfallen, und dies Wort, das von den Gebildeten ſo häufig als leere Phraſe für irgend ein geiſtiges Unbehagen gebraucht wird, fand auf Marie ſeine richtigſte Anwendung, denn ihr fehlte die moraliſche Kraft, ihr Gefühl mit ihrem Verſtande, die Anſprüche ihres Herzens mit ihren äußern Lebensverhältniſſen in Übereinſtimmung zu bringen.

Ihre innere Zerriſſenheit wirkte auf ihr Betragen zurück, und ihr ungleiches Verhalten erzürnte den Bräutigam mit Recht. Es fielen immer häufiger ſcharfe Worte zwiſchen ihnen, Ludwig kehrte bei dieſen Streitigkeiten ſeine rauhe, herrſchſüchtige Seite heraus, die Mutter ſtand ihm entſchieden bei, ja ſie ſchalt mit dem Vater, weil er von alle den Vorgängen nur wenig zu bemerken

ſchien. Die Schweſtern waren ängſtlich und ſelbſt der Hermann war traurig, weil er es einmal gehört hatte, wie Ludwig geſagt, aus der Hochzeit werde Nichts werden, wenn die Marie nicht Raiſon annehme und in ſich gehe.

Sophie, der ihr neues Hochzeitskleid eben ſo und noch mehr am Herzen lag, als dem Hermann die Hochzeitskuchen und der Kutſchwagen, in dem er mit den Eltern in die Kirche zur Trauung fahren ſollte, Sophie ſprach mit Hanne darüber, was denn eigentlich nun werden würde mit Marien, und gab derſelben ganz entſchieden Unrecht.

Hanne widerſprach ihr. Sie war nun ein ſchönes, junges Mädchen geworden, das ſich fühlte, und mit freundlicher Geringſchätzung auf die um einige Jahre jüngere Schweſter herabſah.

Du redeſt wie Du's verſtehſt! ſagte ſie, und kämmte ihr ſchönes ſchwarzes Haar während des Flechtens mit weitzahnigem Kamme durch, Du

redeſt wie Du's verſtehſt! als ich funfzehn Jahre alt war, ſprach ich grade ſo.

Alſo die Marie hat Recht, meinſt Du, daß ſie manchmal mit dem Ludwig ſo abfährt? fragte Sophie.

Hanne ſteckte den Kamm in das Haar und fing an die reichen Zöpfe darum zu winden. Recht oder nicht Recht! gab ſie zur Antwort, während ſie die Haarnadeln aus dem Munde nahm, die ſie mit den Lippen feſtgehalten hatte. Ein Menſch kann Nichts für eine unglückliche Liebe! — Sie ſeufzte dabei und Sophie ſchwieg mit ergebener Andacht, denn eine unglückliche Liebe iſt für funfzehnjährige Mädchen jeden Standes ein geheimnißvolles erhabenes Ding, vor dem ſie eine unbeſtimmte, ſüße Rührung fühlen. Sie ſeufzte ebenfalls und ſagte: Der Ludwig iſt auch lange nicht wie der Karl! Er kann ja auch ihr Vater ſein. Ich für meinen Theil möchte ihn nicht haben.

Ich gleich! rief Hanne aus der Rolle fallend. Sie beſann ſich aber ſchnell, und meinte lächelnd: Du? — Du weißt wohl, was Du willſt! Du biſt auch nicht die Marie!

Die Schweſter konnte ſich nicht ſo abweiſen laſſen. Alſo Du möchteſt Dir ſo einen alten Mann wünſchen? fragte ſie erſtaunt.

Wünſchen? wünſchen? wiederholte Hanne, wünſchen und nehmen ſind zweierlei. So alle Tage in einem andern Hauſe die alten Strümpfe und Röcke ganz machen, und ſich heute in Das und morgen in Jenes ſchicken, das iſt auch kein Vergnügen! Ich will es doch lieber mit einem alten Manne zu thun haben, als alle Tage mit einer andern Herrſchaft, von denen jede einzige etwas Andres zu wollen und zu befehlen hat!

Sie war während deſſen mit ihrem Ankleiden fertig geworden, ſah aus dem Fenſter zur Seite nach der Thurmuhr, und da es um die achte Stunde war, ſchickte ſie ſich an, auf Arbeit zu

gehen, denn es war Donnerstag und den hatte sie in einem Hause fest besetzt. Du solltest nur einmal sehen, sagte sie, was für einen Berg Arbeit die mir heute wieder hingelegt haben werden; und wenn man den Tag über näht, daß man den Kopf nicht aufhebt, so heißt's am Abend doch: also Sie sind nicht fertig geworden, liebe Johanne? — Wäre die Marie eine Näherinn gewesen — —

Sie sprach nicht zu Ende und schritt nach der Thüre zu. Da würde sie froh sein, daß sie heirathen könnte? ergänzte Sophie fragend, Hanne aber meinte: ja gewiß, wenn sie nicht das Unglück gehabt hätte mit dem Karl! — Aber so! Sie kann mir schrecklich leid thun, denn sie sagt's zwar Keinem, aber man sieht's ja doch! — Sie hatten Alle gar nichts Anderes im Sinne, als Marie und Karl, und Ludwig und die Hochzeit.

Alle gingen sie um Marie einher, wie um eine Kranke, und besonders hielt Hanne sich zu ihr. Sie nähete jetzt viel für Magazine, wobei

Marie ihr gefällig half, so oft sie konnte. Eines Nachmittags saßen sie einander fleißig gegenüber, denn die emsige Handarbeit wird eine Sache der Gewohnheit, welche weder Kummer noch Sorge stört, aber Hanne blickte trotzdem von Zeit zu Zeit verstohlen nach der Schwester hin, als wolle sie ihr vom Gesichte ablesen, was sie denke.

Marie bemerkte es: Ach, rief sie, Du brauchst mich nicht so anzusehen, Du weißt's ja! —

Hanne wurde ganz verlegen. Sie hatte so keck von der unglücklichen Liebe ihrer Schwester gesprochen, nun diese selbst darauf hindeutete, überfiel es sie mit Rührung und mit jener Scham, die man empfindet, wenn man leichtsinnig angetastet, was einem Andern heilig ist. Sie konnte kein Wort hervorbringen, so schnell sie sonst mit Sprechen bei der Hand war. Marien aber war das Herz zu voll.

Ich möchte Dir's ja sagen, hob sie an, wenn ich es überhaupt nur so sagen könnte, daß Ihr

nicht meint, ich hätte den Verſtand verloren, ich wollte nur über meinen Stand hinaus, und hätte kein Herz für Vater und für Mutter. Der Vater hat wohl Recht gehabt, es ſoll Jeder bei ſeinem Leiſten bleiben!

Von wem meinſt Du das? fragte Hanne, welche dieſen letzten Ausſpruch ihrer Schweſter nicht von ihr erwartet hatte.

Von einem Jeden! Man hat's Niemandem zu danken, der uns von unſerm Stande losmacht!

Hanne ſah ſie immer forſchender an. Du denkſt das vom Karl? ſagte ſie nach kurzer Pauſe.

Der wird's vielleicht auch noch einmal empfinden! entgegnete Marie, ich meinte es aber eigentlich nur von mir ſelbſt. Man iſt wie eine Fledermaus, nicht dies, nicht das! Man flattert ſo wie blind herum, ſtößt ſich an Alles, und Jeder hat zuletzt Abſcheu davor. Ich ſehe es ja, daß — Sie unterbrach ſich plötzlich. Ich wollte manchmal, ich läge, wo das Waſſer am allertiefſten

iſt! ſtieß ſie hervor, und legte den Kopf auf die Kommode, damit die Schweſter ſie nicht ſehen ſollte.

Hanne ſprang auf, und faßte ſie um. Du! ſagte ſie, denk' doch an uns!

Ihr würdet Euch tröſten! Um einen Todten weint man nicht lange! gab Marie zur Antwort, indem ſie ſich aufrichtete. Was iſt auch daran gelegen, ob ein Menſch mehr lebt oder nicht!

Meinſt Du? rief Hanne, das iſt wahrhaftig ſchlecht von Dir. Weißt Du noch, damals als die Kommerzienräthinn ſtarb, und ich glaubte, ſie würde Dich nachholen, und nachher am Sylveſter, als Du ſo ſchlechtes Glück griffſt, wie hat es uns damals Allen auf dem Herzen gelegen, und auch Dir! — Damals haſt Du anders geſprochen.

Damals! — betonte Marie.

Und es war doch nur dummes Zeug! fuhr jene fort.

Wer kann das wiſſen! ſagte Marie.

Dieſe Stimmung ihrer Schweſter wurde

Hannen immer unheimlicher. Sie wollte um jeden Preis davon ablenken und ſagte mit erzwungenem Scherz: Gräme Dich nur nicht vor der Hochzeit todt, was ſoll denn aus Deinem Brautkleid werden?

Das kannſt Du Dir ja verwahren! meinte die Andere in gleichem Tone.

Marie! ſchrie Hanne auf, und — Marie! rief Sophie, die plötzlich hereintrat, denke Dir, wen ich eben geſprochen habe? Der Rothenfeld, der Freund vom Karl iſt hier.

Marie wechſelte die Farbe: wie weißt Du das? fragte ſie.

Ich ſage Dir ja, erhielt ſie zur Antwort, ich habe ihn geſprochen, jetzt eben, auf dem Gensd'armesmarkt, wie ich aus dem Laden kam. Ich kannte ihn im Augenblicke wieder und ſagte guten Tag. Er beſann ſich auch gleich und fragte: was Du machteſt und wir Alle? — Ich ſagte, daß Deine Hochzeit in drei Wochen wäre. Er

wußte aber gar nicht, daß Du Braut biſt, und fragte mit wem? und wie lange? und Alles! Er iſt aber gar nicht mehr ſo hübſch. Er iſt dick geworden und trägt keinen Schnurrbart mehr.

Marie ſchlug das Herz, ſie wußte, daß Rothenfeld noch in Paris, wohin er gleichzeitig mit Karl gegangen war, mit ihm Verkehr gehabt, ſie hätte nach Karl fragen, Rothenfeld, der ein Buchdrucker war, ſehen mögen, aber zu Sophie davon zu reden, die noch ſo jung war, fiel ihr ſchwer. Hanne errieth das.

Bleibt er denn nun hier? fragte ſie.

Nein! er geht nach Hauſe, er wird ſeines Vaters Druckerei nun übernehmen und wird nun auch heirathen. Er geht noch heute Abend fort, ſagte er.

Die beiden älteren Schweſtern waren ſtill; der Jüngſten gefiel es aber nicht, ſich ſo plötzlich

wieder außer Activität gesetzt zu sehen. Er ist ein ganzes Ende mit mir gegangen! bemerkte sie.

Marie konnte es nicht unterdrücken. Hat er vom Karl Nichts erzählt? brach sie hervor.

Erzählt? Nein! erzählt hat er Nichts! — Nur wie ich sagte, daß Du Ende März Dich mit dem Ludwig verlobt hast, meinte er: So! so! darum ist der Berger auch so Knall und Fall fort von Paris.

Fort von Paris? riefen Marie und Hanne auf einmal. Fort von Paris? wo ist er denn?

Ja! das fragte ich auch, ich wunderte mich auch, weil er doch in der Fabrik war. Der Rothenfeld sagte aber, der Karl hätte Alles stehen und liegen lassen, und wäre auf und davon. Kein Mensch hätte es begriffen, er hat auch dem Rothenfeld nicht Rede und nicht Anwort gegeben, sondern blos Abschied genommen und weiter Nichts.

Aber wo ist er denn hin? rief Marie mit steigender Spannung.

Er meinte, der Karl hätte nach Italien, nach Rom gewollt. Da mag nun auch 'ne ſchöne Hitze ſein! fügte ſie hinzu, erfreut ihre geographiſchen Kenntniſſe dadurch zu beweiſen. Indeß die Andern achteten nicht darauf. Hanne ſah die Schweſter an, Marie hatte die Hände vor das Geſicht geſchlagen.

Geh' doch Kaffee trinken! ſagte Hanne zu der Jüngſten, ſoll der denn drei Stunden auf Dich warten? — Sie wollte ſie entfernen, die Liſt gelang; und kaum hatte Sophie die Thüre hinter ſich zugemacht, ſo ließ Marie die Hände ſinken, und rief tonlos: dahin habt ihr es gebracht! dahin!

Hanne fragte, was das heißen ſolle? ſie erhielt keine Antwort. Vergebens verſuchte ſie bald auf dieſe, bald auf jene Weiſe die Schweſter zum Sprechen zu bewegen, es gelang ihr nicht, und ſie verließ endlich das Zimmer mit den Worten: ſo braucht man doch wahrhaftig nicht zu ſein, gegen

Einen, der es gut meint! — Sie fühlte ſich in ihrem Innerſten gekränkt, die Mutter und der Ludwig hatten Recht, Marie war launenhaft und undankbar, es war Nichts mit ihr anzufangen.

## Dreizehntes Kapitel.

Je mehr Marie es sah, wie sich Alles von ihr abwendete, um so mehr versank sie in sich selbst, um so lebhafter wurde ihre Sehnsucht nach dem Fräulein; und die Nachricht, daß Karl gleich nach ihrer Verlobung in die Welt gegangen sei, nahm ihr vollends alle Ruhe. Schon nach wenig Tagen zweifelte sie nicht mehr daran, daß sie die Veranlassung zu diesem Schritte gewesen sei, daß Karl, sobald er von ihrer Verlobung gehört, die alte Neigung doch in sich lebendig gefunden habe, und daß er fortgegangen sei, den Schmerz zu übertäuben. Was hätte sie darum gegeben, hätte sie seinen letzten Brief nicht verbrannt gehabt! Sie war überzeugt, sie hatte ihn falsch verstanden, ungerecht gedeutet; sie hatte Karl ja nie vergessen,

wie ſollte es ihm nicht eben ſo gegangen ſein? Er wäre wiedergekommen, ohne Frage wiedergekommen, hätte ſie ihn nicht durch ihre Verlobung für immer von ſich fortgeſtoßen! Sie, ſie ganz allein trug die Schuld von ihrem und von ſeinem Unglück, und das Fräulein hatte das vorausgeſehen, hatte es gewußt, darum hatte ſie ihr ſo kalt und fremd geſchrieben. An Karl zu glauben und ſich zu verdammen, ihn frei zu ſprechen und ſich anzuklagen, war ihr eine Wohlthat; ſie athmete auf für einen Augenblick, wie der Leidende, deſſen Krankheit ein anderes Organ erfaßt, ſich befreit glaubt von dem Übel.

Bald ſtill und wie verklärt, bald unruhig und angſtvoll, bewegte ſie ſich unter den Übrigen umher. Sie half, als gehe es ſie gar Nichts an, die Einrichtung ihrer Wohnung betreiben. Die ſaubern Möbel, die ſie an Ort und Stelle ſetzte, die weißen Vorhänge, die ſie vor den Fenſtern befeſtigte, die leuchtende Wäſche, welche ſie in den

Schiebladen mit rothen Bändern, wie bei ihrer Herrschaft, zusammenband, machten ihr Freude, aber als ob sie es für einen andern lieben Menschen herzurichten habe. Kam die Mutter oder kamen die Geschwister dazwischen, erinnerte deren Gespräch sie daran, daß sie ihr eignes Hauswesen beschicke, so faßte es sie wie ein Schreck, sie mußte sich besinnen, ob es wahr sei, und der Kopf schwindelte ihr, daß ihr bange wurde vor sich selber.

Am Sonntage, an dem sie und Ludwig zum letzten Male aufgeboten wurden, waren die Mutter und die Schwestern in die Kirche gegangen. Der Vater hatte sie nicht begleiten können, er hatte Arbeit bis zum Mittage und wollte nachher die Abendpredigt besuchen. Marie hatte versprochen auf das Essen Acht zu geben. Sie ging ab und zu hinüber und dann wieder in ihre Stube. Durch ihr Fenster sah sie, wie der Vater nähte ohne aufzublicken, das blasse, geduldige Gesicht war ihr

ſo lieb und werth. Sie nahm ihr Strickzeug und ſetzte ſich zu ihm, aber ſie arbeitete nicht, ſie ſprach auch nicht, ſie ſah ihn nur an. Es dünkte ihr, ſo lieb hätte ſie ihn niemals gehabt, und doch hatte ihr Herz an ihm gehangen von früheſter Kindheit an.

Du ſprichſt ja nicht, Marie! Du denkſt wohl an heut über acht Tage! ſagte er endlich.

Nein! ich ſitze nur ſo bei Ihnen! erwiederte ſie zärtlich.

Nun! wenn Du ſonſt Nichts thuſt, ſo trenn' mir hier die Knöpfe ab! bat er, und reichte ihr eine kleine Jacke und ein Meſſer. Sie gehorchte ihm willig. Er ſah freundlich nach ihr hin. Ja! ſagte er mit einem Male, wenn ich ſo denke, wie Du in die Ehe kommſt, und wie wir angefangen haben, ſo thut's mir gut; und nun die Mutter ſich begeben hat und mich in Ruhe läßt mit meinem alten Rocke, nun — er lachte leiſe, nun will ich mir auch einen Zopf trinken heut' über

acht Tage, wie's sich gehört bei einer lustigen Hochzeit.

Seine Freude ging ihr durch das Herz. Sie hätte in dem Augenblick heirathen mögen, bloß um dem Manne, der so selten froh war, die Lust nicht zu verderben.

Sie rückte ihren Stuhl noch näher an die Stelle des Tisches, auf der er saß, und sagte: Ich bin recht lange nicht mit Ihnen Sonntags so allein gewesen, ich glaube seit meiner Kindheit nicht. Als ich noch nicht im Dienste war, da kam's Sonntag wohl, daß ich hier blieb, wenn die Mutter in die Kirche ging! Es war dann immer so schön still!

Ja! Du warst auch immer ein recht gutes, stilles Kind! lobte der Meister, und auch ihn erfaßte die Wehmuth der Rückerinnerung. — Das wird nun heute wohl das letzte Mal sein! sagte er.

Gott! Vater! rief Marie leise und stand auf, wissen Sie es denn?

Wiſſen? wiederholte er, was iſt da zu wiſſen, das weiß doch Jeder?

Marie ſchwieg. Nach einer Weile ſagte ſie: ich denke es noch, als wenn's heute geweſen wäre, wie ich Ihnen einmal Sonntags mein Bibelkapitel der Verſuchung unſers Heilands vorlas; ich war noch ganz klein. Die Kinderfrau von drüben war dazugekommen und meinte, das ſei Nichts für mich. Sie ſagten aber: freilich iſt das was für ſie. Ein Kind kann das nicht früh genug begreifen, daß es Alles daran ſetzen muß, ehe daß es Unrecht thut und wider ſein Gewiſſen handelt. Den Tag habe ich nachher auch den Vers gelernt: was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne —

Und nähme doch Schaden an ſeiner Seele! fiel der Vater mit ein, daß ſie's zuſammen ſprachen, und es war ihnen feierlich zu Sinne allen Beiden. Marie hätte ſich dem Vater an die Bruſt werfen, ihm die arbeitſamen Hände und den

grauen Kopf küſſen mögen, wie Lora und Paul das ihren Eltern ſo oft gethan, aber ſolche Zärtlichkeit war nicht Sitte unter ihnen, und ſie wagte nicht etwas Ungewöhnliches zu thun. Zum Glück kam Hermann in das Zimmer. Marie hatte den Knaben lieb, als wäre er ihr eigen Kind. Sie ſprach ihm ſcherzend zu.

Ich bin nur neugierig, ſagte ſie, wenn Du dem Vater erſt helfen wirſt.

Meinſt Du, rief der Junge, daß ich Schneider werde? Gott bewahre! Kaufmann werde ich. Die Mutter hat's geſagt! und wenn ich ausgelernt habe, dann —

Was dann?

Dann wohne ich noch viel beſſer als Du und der Ludwig, und habe Pferde und Wagen und einen Kutſcher, wie drüben der Kaufmann, der die beiden ſchönen Kutſchen hat. Der iſt auch nur armer Leute Kind, ſagt die Mutter, und dann

fährt ſie mit, und bekommt Kaffee, und der Vater alle Sonntag Wein!

Der Meiſter ſah ihn an und lächelte. Ja! wenn's die Mutter machen könnte! — ſagte er, die hat den Kopf und die Unruhe dazu, die iſt nicht müde zu kriegen! Für's Erſte freue Dich aber auf den Mittag, es giebt —

Schweinefleiſch und Bohnen! rief der Knabe pfiffig und vergnügt. Der Vater ſchalt ihn einen Topfkucker und ein Leckermaul, er ſchalt auch die Mutter, daß ſie ihm vornehme Gelüſte in den Kopf ſetze, aber er war heiter und guter Dinge, und in der ſtillen Sonntagsruhe wurde Marien das Herz ſo weich, daß ſie fürchtete nicht widerſtehen zu können. Sie ging plötzlich in die Küche hinaus, und als die Andern aus der Kirche kamen, hinüber in ihre Wohnung.

Ludwig war ſchon den Abend vorher wieder nach dem Landhauſe der Herrſchaft hinausgefahren, und wollte erſt am Dienſtage zurückkommen, um

Alles dort beſorgen zu laſſen, und dann Ruhe zu haben. Er war zwar unzufrieden mit Marie, aber er tröſtete ſich damit, daß dies ſcheue Behaben ſeiner Braut doch aus guter Quelle komme, und was ſie ſonſt an vornehmen Manieren, wie er's nannte, angenommen hatte, das dachte er ihr in Kürze auszutreiben. Sie hatte bei der Herrſchaft die Hand nicht in kalt Waſſer ſtecken dürfen, und hatte nun doch ſchon die Fenſter gewaſchen und ſich zur Arbeit gehalten, wie nur Eine. Das Übrige, das würde ſich finden, dafür war er ſich der Mann.

Marie hatte alſo die ganzen Tage für ſich gehabt. Schon am Sonnabende hatte ſie ſich durch einen Polizeibeamten, den ſie kannte, einen Paß verſchafft, mit dem Vorgeben, daß ihr Fräulein ihr befohlen habe, ihr ſchleunig nachzukommen; an ihr Hab und Gut dachte ſie nicht, ſo ſchwer ſie es erworben hatte, ſo ſehr ſie daran hing. Nur einen kleinen Koffer mit dem Unentbehrlichſten

packte sie zusammen. In ihrer Aufregung hatte sie sich nicht gefragt, was nachher werden solle, wenn sie Lora wiedergesehen und von ihr erfahren haben würde, was aus Karl geworden sei, und was sie selbst beginnen solle. Bei Menschen, die urtheilslos ihren Empfindungen folgen, und es giebt deren unter den Frauen aller Stände leider nur zu viele, richtet sich die ganze Kraft immer auf einen einzigen Punkt, dem sie mit blindem Instinkte zustreben, während Alles um sie her in's Nichts versinkt, bis sie ihre Täuschung inne werden und die Hindernisse gewahren, die sich ihnen von allen Seiten entgegenstellen, und an denen sie oft genug zu Grunde gehen.

Auch Marie handelte, nachdem sie an jenem Morgen den Vater verlassen hatte, mit kaltblütigster Sicherheit. Sie fragte sich nicht mehr, was die Eltern und Geschwister empfinden würden, sie dachte auch nicht an die Lage ihres Bräutigams, dessen Einrichtungen für die Zukunft auf die Mit-

arbeit seiner Frau gebaut waren. Sie empfand Nichts als sich selbst, und wer einmal auf diesen Punkt gekommen ist, der fühlt sich berechtigt zu Allem, auch zur Nichtachtung jedes fremden Rechtes. Die Gefühlsbildung aber, die halbe Bildung überhaupt, kommen sehr leicht zu dieser Selbstsucht.

Sie sah die Mutter und die Schwestern noch einmal am Nachmittage, als sie ihr vom Aufgebote erzählten. Dann ließ Marie einen Knaben kommen, der oftmals Kommissionen für das Haus besorgte, und gab ihm ihren Koffer in die neue Wohnung zu tragen. Die Andern wunderten sich zwar, daß sie am Sonntage kramen wolle, die Mutter meinte aber, sie kenne das, zuletzt habe man gar keine Ruhe mehr. Einige Stunden blieb sie allein in Ludwig's Wohnung, und sah gedankenlos und doch erregt auf die Straße hinaus. Als es Zeit wurde zur Abreise, fuhr sie ruhig nach dem Bahnhofe, und kein Schmerz, keine Sorge, kein Bedauern rührten sie an. Es

däuchte ihr, ſie habe eine gute That gethan, eine That, die dem Fräulein und Karl beweiſen müßte, wie ſie an ihnen hinge und was ſie werth ſei.

Zu Hauſe fiel ihr Fortbleiben nicht gleich auf. Erſt gegen zehn Uhr, als ſie noch immer nicht wiederkam, fing man an ſich zu wundern. Die Köchinn ging zur Meiſterinn es ihr zu ſagen, die Meiſterinn überfiel die Angſt, daß der Tochter Etwas zugeſtoßen ſei, ſie ging mit Hanne nach der neuen Wohnung; aber ſchon auf dem Hofe trafen ſie den Knaben, der Marien den Koffer fortgeſchafft hatte. Er brachte einen Zettel von ihr, ſie hatte ihm befohlen, ihn erſt um zehn Uhr zu den Eltern zu tragen. Das Schreiben war an Hanne gerichtet und ganz kurz. »Du weißt, liebe Hanne! ſchrieb ſie, wie es die ganze Zeit mit mir geweſen iſt. Nun ich von Rothenfeld erfahren, wie es mit dem Karl zuſammenhängt und mit ihm ſteht, nun halte ich es länger hier nicht aus, und daß ich einen Andern heirathen könnte, iſt ja nun vollends

ganz unmöglich. Was soll ich da noch thun? Ich darf freilich nicht an Vater und Mutter, auch nicht an den Ludwig denken, es hat mich die Zeit her Alles genug gequält. Sage ihnen das nur; mehr zu sagen weiß ich selbst nicht. Ich muß aber fort, und gehe zum Fräulein, die wird mir helfen und rathen und mich nicht verlassen, und Gott wird Euch Alle nicht verlassen. Von mir habt Ihr ohnehin seit Jahren keine Freude mehr gehabt, und es würde nur noch ärger geworden sein. Besser doch vorher als nachher! Sag' das dem Ludwig auch! und er soll behalten, was er will, mir ist Alles gleich, nur fort muß ich!«

In ihrer Küche beim Scheine eines kleinen Lämpchens standen sie da, die Mutter und Hanne, und sahen das Blatt an, sahen einander an, und glaubten nicht, was sie gelesen hatten. Die Mutter mußte sich setzen, die Füße versagten ihr den Dienst.

Acht Tage vor der Hochzeit! ehrlicher Leute

Kind! ſtieß ſie endlich hervor, und in Thränen ausbrechend rief ſie: Wenn ein Menſch kein Glück hat! — ſo ein Mädchen wie Marie! — und nun der Vater! und der Ludwig! Ich ſehe gar nicht hin! —

Als der Vater dazu kam, ward der Schmerz noch größer. Er war ſo niedergeworfen, die Mutter ſah ihn ſo kummervoll an, Hanne hätte ihr halbes Leben darum gegeben, den Eltern helfen zu können. Die ganze Tüchtigkeit, die ungeweckt in ihr gelegen hatte, die ganze Schnellkraft, die ihr von Kindheit an eigen geweſen war, traten nun hervor, da ſie ihr nöthig waren, und mit richtigem Verſtande ſah ſie ein, daß es jetzt nur darauf ankomme, den Eltern über dieſe erſten Augenblicke fortzubringen.

Weinen Sie nicht, Mutter! ſagte ſie, leſen Sie nur, Vater! es iſt ja gar nicht ſo ſchlimm. Sie wird beſtimmt wiederkommen, ſie ſchreibt ja ſelbſt, daß ſie nur zum Fräulein gereiſ't iſt, zu

fragen, was sie thun soll. Sie wird doch all' ihre Sachen nicht im Stiche lassen! Und wenn der Ludwig auch ärgerlich ist, aufgeschoben ist nicht aufgehoben! Es kommt Alles zurecht! ganz bestimmt, es kommt zurecht!

Der Vater schüttelte den Kopf. Sie hat heute Vormittag Abschied von mir genommen, wie Einer, der nicht wiederkommt! sagte er traurig.

Abschied genommen? fragten Mutter und Tochter zugleich, was sagte sie denn? wie kam das?

Ich weiß es nicht! antwortete der Vater. Sie sprach nicht grade vom Fortgehen. Wir redeten von ihrer Hochzeit heute früh, da fing sie mit einem Male von ihrer Kindheit an, Dies und Jenes, und obschon es nichts Besonderes war, klang es mir doch so beweglich, und ich dachte, wenn sie nur nicht stirbt. Dann fiel mir ein, wie die Hanne gemeint hatte, es lange eine Hand in Mariens Fenster, damals als die Kommerzienräthinn auf den Tod

lag, und wie die Marie ſo ſchlechtes Glück ge=griffen hatte. —

Es überlief die Mutter und Hanne kalt bei der Erinnerung, aber die Tochter faßte ſich ſchnell: Vater! Vater! rief ſie, Sie haben ja ſelbſt geſagt, das ſei dummes Zeug und man müſſe nicht daran glauben! —

Man ſoll wohl nicht, aber wenn's dann doch ſo kommt! — Wenn die uns ſtirbt, da mach' ich's auch nicht lange!

Des Vaters Gebrochenheit machte die Mutter ſich ſelbſt vergeſſen. Sie war die Stärkere, das fühlte ſie, und danach hatte ſie ſich zu betragen. Komm! komm Alter! man ſoll ſolche böſe Gedan=ken gar nicht über die Zunge bringen! rief ſie plötzlich ſich ermannend. Die Marie fährt jetzt nach Paris und das iſt gut; das Fräulein und der Herr, die halten auf den Ludwig, die ſetzen ihr den Kopf zurecht. Von Sterben iſt da gar kein Reden. Es ſtirbt ſich nicht ſo gleich!

J! Gott bewahre! ich glaube, die wird wieder hier ſein, eh' wir's denken! bekräftigte Hanne, und nahm die Lampe, um die Eltern damit zur Rückkehr nach der Stube zu bewegen.

Ja! ſagte der Meiſter, wenn die Marie ſo wäre wie die Mutter und wie Du! Aber die hat ſich innerlich Alles gar zu ſehr zu Herzen genommen, die hätte nur bei'm Fräulein bleiben ſollen. —

Na! da iſt ſie ja nun, Vater! tröſtete Hanne, und entweder ſie verſöhnt ſich mit dem Karl, oder ſie bleibt beim Fräulein, oder ſie kommt wieder, und der Ludwig —

Wer wird's dem Ludwig aber hinterbringen? fragte die Mutter mit einem neuen Schrecken.

Ich! ich! rief Hanne. Morgen früh gleich fahre ich mit dem erſten Wagen hinaus. Ich fahre mit dem Milchmann. Der Ludwig hat draußen ſo noch Wochen lang zu thun, es wird ihm am Ende obenein noch lieb ſein. Ängſtigen Sie ſich nur nicht, es iſt ihr ja Nichts geſchehen,

es wird noch Alles gut, nur ſagen Sie es Niemand, nur reden müſſen Sie gar Nichts davon.

Ihr freundliches Drängen, ihr muthiges, ſchnelles Sprechen, das die Eltern kaum zu Worte kommen ließ, übte für den Augenblick die rechte Wirkung aus. Die Mutter ſchloß die Küchenthüre zu. Komm Vater! ſagte ſie, wir haben ſchon ſo Manches durchgemacht, es wird ja auch das noch zu überſtehen ſein — und vielleicht — die Hanne hat Recht, wird's beſſer, als wir denken. So in der weiten Welt, da merkt die Marie es wohl am erſten, wie gut ſie's hatte, und wie ſie nun im Warmen ſitzen konnte, und uns Freude machen! — — Die Rührung kam über ſie, die Stimme wollte ihr den Dienſt verſagen, ſie bezwang es aber ſchnell: und darum wird ſie auch bald wieder da ſein! fügte ſie hinzu. Die Hanne ſoll ihr morgen ſchreiben, gleich wenn ſie vom Ludwig zurück iſt. Komm zur Ruh! es iſt ſpät, Alter!

Morgen müſſen wir Beide früh an die Arbeit! Komm zur Ruh!

Sie ging in die Stube, der Vater folgte ihr. Kaum aber war er darin, ſo kehrte die Meiſterinn zurück: Mein Gott! mein Gott! ſagte ſie zur Tochter, hätte ich ihr nur niemals zugeredet! — und ſchnell ſich wieder nach dem Zimmer wendend, ſprach ſie noch leiſer: Bring' es nur dem Ludwig gut vor, und drüben in der Küche — daß es nicht unter die Leute kommt! — Dazu alſo habe ich ſie geboren! ſeufzte ſie plötzlich wieder; und ſo ein gutes, braves Kind! ſetzte ſie mit neuer Rührung hinzu.

Sie fuhr ſich mit der Hand über die Augen und ging hinein. Hanne eilte hinüber in die Küche, die nöthige Auskunft zu geben, dann ging auch ſie in ihre Schlafkammer, aber keiner von ihnen Allen fand den befreienden, tröſtenden Schlaf. Vater und Mutter wachten, indeß ſie ſprachen nicht mit einander, Keiner wollte den Andern ſtö-

ren, falls er etwa dennoch ſchlafen ſollte. Nur einmal ſeufzte die Mutter leiſe: der Menſch denkt und Gott lenkt! — Es war unwillkührlich geweſen, daß ſie es ausſprach, und ſie hatte gehofft, der Vater würde es nicht vernehmen. Er hatte es aber doch gehört, denn ebenfalls ſeufzend antwortete er: Und dazu hätte ich mir nun den neuen Rock machen ſollen! — Dann waren ſie Beide ſtill, und die Sorge und der Kummer wachten leiſe und heimlich mit ihnen.

## Vierzehntes Kapitel.

Karl hatte sein Versprechen gehalten. Er war abgereist, ohne Lora wieder zu sehen, Niemand hatte von seinen Lippen erfahren, was ihm zu Theil geworden, aber Lora's Verlobung war dennoch kein vollständiges Geheimniß geblieben. Dem theilnehmenden Auge Eugeniens waren die stille Seligkeit, das friedlich träumende Lächeln nicht entgangen, welche das Antlitz ihrer jungen Freundin verklärten, so oft dieselbe sich unbeachtet wähnte, und die erste halb scherzende Frage hatte Lora's volles Herz zum Überfließen, zur Mittheilung gebracht.

Sie wußte es ja seit langer Zeit, daß Karl Eugenien nicht fremd war, sie fühlte es bei den ersten Worten des Geständnisses, welches sie der

Freundinn machte, daß sie hier keinem quälenden Erstaunen, keiner schmerzenden Ermahnung begegnen werde. Frei und ganz durfte sie sich ihrer Liebe überlassen, der weichsten Theilnahme, des völligsten Verständnisses gewiß, denn Eugenie erblickte sich selbst und ihre Jugend wieder in dem Schicksal dieses jungen Herzens. Als sei ihr selbst ein Glück begegnet, so warm dankte sie es dem Bruder Lora's, daß er der Schwester Loos in diesem Sinne gestaltet, und Lora's Verlobung brachte auch Eugenie und Paul nur näher zu einander.

Die gemeinsame Theilnahme an dem liebenden Mädchen, das gemeinsame Bestreben Lora zu fördern, und Lora's dankbare Zärtlichkeit, die gleichmäßig den Bruder und die Freundinn umfaßte, knüpfte immer neue Beziehungen zwischen den Dreien. Sie sahen sich täglich, sie trennten sich immer weniger. Eugenie fing allmählich an, Pauls Gegenwart zu vermissen, wenn er fern war.

Und dennoch war sie mit ihm unzufrieden. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß er nicht thätig war, daß sie in dieser Beziehung keinen Einfluß auf sein Leben hatte. Mehrmals war zwischen ihnen schon die Rede davon gewesen, mehrmals hatte Paul ihr von seinen Vorsätzen, von seiner Abreise gesprochen, von Zwecken, die er sich vorgesetzt hatte, aber immer noch blieb er in Paris. Sie wünschte sein Fortgehen, sie zürnte ihm, und freute sich dennoch seiner Anwesenheit, sie verlor dadurch an ihrer eigenen Ruhe, aber ihr hülfreiches Leben blieb dasselbe.

Eines Tages, als sie von einem Krankenbesuche heimkehrte, fand sie sich von Paul und Lora schon erwartet, und Lora sagte, sie fürchte, die Freundinn werde sich einst völlig zur Barmherzigen-Schwester machen.

Eugenie lächelte. Ich müßte dann erst eine unbarmherzige Tochter werden! meinte sie, denn Sie sehen es wohl, daß meine Eltern mich noch

gut gebrauchen können; und zur eigentlichen, unablässigen Krankenpflege habe ich auch zu Vieles zu thun, was nicht jeder Andre leisten kann.

Die ganze Art Ihrer Thätigkeit ist mir räthselhaft! sagte Lora; Paul aber bemerkte, für ihn sei sie weit mehr unnachahmlich als räthselhaft.

Sie ist auch keines Mannes Arbeit! sagte Eugenie.

Was verstehen Sie darunter? fragte Paul.

Eugenie besann sich einen Augenblick, dann sprach sie: Ich meine, der Mann muß ein großes, festes Ziel im Auge haben, wenn er sein Leben verwerthen will. Er muß einem bestimmten Erwerbe, einer Kunst, einer Wissenschaft, der Politik, mit einem Worte einer Idee sich gänzlich hingeben, will er sich genug thun, und seine Pflicht erfüllen, d. h. seine Kraft nützen. Wir Frauen aber haben Alle mehr oder weniger, wenn wir nicht Egoisten sind, einen entschiedenen Zug zu hülfreicher Vielgeschäftigkeit, und die Frau, welche

wie ich, keinen eigenen zwingenden und ausfüllenden Beruf vor sich hat, die meine ich, müßte es machen wie ich es thue.

Und wie machen Sie es? fragte Lora.

Ich bin eben da, für die Menschen, welche mein bedürfen, und für die Dinge, die ich leisten kann. Ich suche sie nicht besonders. Bei Jedem, bei dem der gute Wille da ist, zu dem kommen die Menschen und die Dinge ganz von selbst. Der gute Wille ist ein freundliches Aushängeschild über einem wirthlichen Hause. Die Müden und Beladenen kehren willig zu ihm ein. So wird den Menschen geholfen und auch mir. Ich habe immer Gäste, und oft sehr liebe Gäste!

Die Art, mit welcher sie die Bedeutung ihres Thuns in einen Scherz hinüberspielte, entsprach vollständig ihrer zurückhaltenden Weise; und ander Seits erklärte ihr eigenes Geständniß es, wie man dahin gekommen sein konnte, ihr jede mögliche Beschäftigung anzudichten, sie bald als die

Vertraute irgend einer geheimen Verbrüderung, bald als die Beförderinn ſozialiſtiſcher Beſtrebungen, mit einem Worte, als eine beſondere Erſcheinung zu betrachten.

Lora wollte wiſſen, wie die Freundinn zu dieſer Art der Lebensauffaſſung und der Thätigkeit gelangt ſei? Von den Mittelloſen habe ich ſie gelernt; von denen, welche der Hochmuth als »die Geringen und die Niedrigen« bezeichnet, ſagte Eugenie. Sie helfen einander ohne Syſteme, ohne Vereine, ohne pomphafte Hingebung an einen ſogenannten Wohlthätigkeitsberuf. Sie helfen aus eigner Kenntniß der bittern Noth, aus reinem Herzensdrange wie es eben kommt, und darum gelingt es auch. Solch ein Helfen aber iſt die rechte Frauenarbeit.

Man brach an dieſem Tage davon ab, indeß nicht lange nachher wurde der Gegenſtand auf's Neue, und zwar ausſchließlich in dem Sinne beſprochen, in welchem er die Nothwendigkeit zwin-

gender Arbeit für den Mann betraf. Eugenie wollte die gelegentlichen Beschäftigungen, den mancherlei Antheil, welchen Paul in seiner Heimath an mancherlei Vereinen genommen, nicht als Mannesarbeit gelten lassen. Sie widersprach ihm, wenn er ihr vorhielt, daß es Naturen gebe, denen für eine Zeitlang ein bloß meditirendes Leben angemessen sei. Sie tadelte diese Ansicht als ein aristokratisches Vorurtheil, als ein Unrecht, welches sich früher oder später durch Schlaffheit oder Übersättigung räche, und sie tadelte ihn mit solcher Lebhaftigkeit, daß Lora sie mit Verwunderung anblickte.

Eugenie bemerkte es, besann sich schnell, und mit einer Art von Verwirrung, die ihr sehr wohl stand, so fremd sie auch an ihr erschien, sagte sie: Sie lieben ja einen Arbeiter, Lora! helfen Sie mir doch, Ihren Bruder zu einem ordentlichen Arbeiter zu machen, damit —

Damit man ihn lieben kann? fragte Lora mit jener Schnelle, die ihr eigenthümlich war.

Damit er sein Leben erst recht eigentlich genießen lernt! sagte Eugenie plötzlich ernsthaft, aber die Röthe, welche ihre Stirn und Wangen überflog, war für Paul der erste Purpurschein des Tag verkündenden Morgenlichtes.

Sie schwiegen Alle, es war auch längere Zeit zwischen ihnen Allen von diesem Gegenstande nicht die Rede mehr. Paul war in sich versunken und hielt sich allein. Eugenie vermied ihn, und Lora ehrte sie Beide zu sehr, um sie in dem Gange ihrer Empfindungen zu stören. Indeß wenn sie mit der älteren Freundinn zusammen war, kam dieselbe jetzt bisweilen auf Deutschland zu sprechen, das sie nur wenig kannte, so vertraut ihr seine Sprache und seine Dichter waren; und auch Paul gedachte des Vaterlandes jetzt unabläßig.

Er besaß, als sein besonderes Erbe, im Herzen Deutschlands ein großes Gut. Seit dem Tode

des Vaters hatte man es nicht bewohnt, ein Verwalter bewirthschaftete es, und Paul hatte oftmals auf dem Punkte gestanden, es zu verkaufen. Jetzt richtete sich seine Theilnahme vorzugsweise auf diesen seinen Besitz. Er fragte sich, was habe ich für denselben gethan, was hätte ich dafür thun können? und seine Phantasie so wie sein Herz bemächtigten sich des Gegenstandes. Plane für eigene Bewirthschaftung desselben tauchten in ihm auf, und wurden bald lebendiger. Es war Eugenie, die ihn darauf hingeführt. Er konnte es nicht ertragen, sie unzufrieden mit ihm zu wissen, und Eugenie hatte Recht. Sein Leben war dahingeflossen wie ein Traum, kein festes Wollen, keine bestimmte Arbeit bezeichneten seinen Weg. Das mußte anders werden, sollte anders werden! Er wollte heimkehren, sich festsetzen und einleben in neue Pflichten, er wollte ein Arbeiter werden in ihrem Sinne — es fesselte ihn Nichts an Frank-

reich als Eugenie, und nur in Deutſchland durfte er hoffen ſich die Erſehnte zu gewinnen.

Ohne alle Vorbereitung erklärte er der Schweſter eines Tages ſeine Abſicht nach Deutſchland heim zu gehen. Lora brach in einen Ausruf freudiger Überraſchung aus.

Sollen denn alle meine Wünſche ſich erfüllen! rief ſie gerührt.

Alle Deine Wünſche? fragte Paul, ich fürchtete, Du würdeſt Paris nur ſchwer verlaſſen.

Ich verlaſſe es auch nicht! entgegnete ſie, ich werde Eugenie bitten, mich bei ſich zu behalten.

Wird Sie es wollen? fragte der Bruder mit Bedeutung, als grade in dem Augenblicke Eugeniens Wagen vorfuhr, und der Diener ſie anzumelden kam.

Mit lebhafter Bewegung eilte Lora ihr entgegen. Theure Freundinn! ſagte ſie, mein Bruder will nach Deutſchland gehen. Er will ſelbſt die Bewirthſchaftung ſeines Guts übernehmen, er will

ein Landwirth, ein Arbeiter werden — ſetzte ſie lächelnd hinzu — darf ich bei Ihnen bleiben, bis er es geworden iſt?

Alles dürfen Sie, was Sie wollen! entgegnete Eugenie, und reichte ihr die Hände, indem ſie Paul mit einem Blick voll Freude anſah.

Das überwältigte ihn. Eugenie! ſagte er, dies Gut, welches ich fortan zum Boden meines Daſeins und meiner Arbeit machen will, war Ihnen einſt beſtimmt von meinem Vater. Es hat ſo lange Jahre der liebevollen Aufſicht ganz entbehrt! Es muß dort viel zu thun ſein für eine Frau wie Sie. Helfen Sie mir es herzuſtellen, gehen Sie mit mir! Es wäre mir das höchſte Glück; ein Glück, das ich erſtrebte, ſeit ich Sie wiedergeſehen, ſeit ich Sie gefunden habe! —

Sie antwortete ihm nicht, aber ſie gab ihm ihre Hand, und ſchweigend auch ſchloß ſie der Glückliche in ſeine Arme.

## Funfzehntes Kapitel.

Wie im Fluge waren die Lokomotiven, welche Marie nach Paris brachten, durch Deutſchland und Belgien dahingeſauſt, die Nacht war hell und warm geweſen, der Tag ſonnig und klar. Erſt gegen Abend, als man ſich der Hauptſtadt Frankreichs näherte, hatte der Himmel ſich bewölkt, und ein Gewitter ſtand ſchwer und grau am Horizonte. Die Luft war beklemmend ſchwül, der Dampf der Lokomotive zog ſchwefelig über die ganze Wagenreihe hin. Die Paſſagiere ſchliefen meiſt, aber Marie ſaß wach, und ſchauete und lebte mit geſpannter Seele vorwärts. Zurück denken konnte und durfte ſie nicht.

Es war eilf Uhr Nachts und finſter, als ſie in Paris einfuhr, und das blendende Licht der Gasflammen auf dem Bahnhofe, das Eilen der

Menſchen, das Treiben der Packträger, der ſchnelle, rauſchende Strom der fremden Sprache, der ſie überall umgab, nahmen ihr faſt die Beſinnung. Mit ſich ſelbſt beſchäftigt, von ihren Gedanken beſtürmt, hatte ſie es am Tage kaum beachtet, daß ſie die Reden um ſich her nur wenig mehr verſtand. Selbſt auf der Grenze bei der Zollreviſion war ſie nicht davon beunruhigt worden. Sie hatte auf Reiſen ſo häufig das große Gepäck ihrer Herrſchaft öffnen und wieder ordnen helfen, daß die Beſichtigung ihres kleinen Koffers faſt wortlos von ihr abgethan wurde.

Nun aber, als es galt, ſich fortzuhelfen, fühlte ſie mit Bangen, wie wenig ſie dafür befähigt war. Indeß ſie wollte zu Lora, ſie kannte die Nummer ihrer Wohnung, ein Wagen war bald gefunden, und eben wollte ſie dem Kutſcher die Adreſſe geben, wohin er ſie zu fahren habe, als ihr Blick auf die Uhr des Bahnhofs fiel. Es war faſt Mitternacht. Bei Lora zu erſcheinen um dieſe

Stunde, unerwartet, war ganz und gar nicht möglich. Sie mußte an einem andern Orte übernachten, in ein Hotel einkehren. Zögernd ſtand ſie da. Der Regen fiel in ſchweren, warmen Tropfen nieder, hie und da zuckte ſchon ein Blitz bläulich hell durch die tiefe Nacht, hie und da rollte von fern verhallender Donner. Der Kutſcher des Wagens wurde ungeduldig. Ihn gelüſtete nicht, die volle Kraft des Wetters zu erproben.

Wohin wollen Sie, daß ich fahre, Madame? fragte er.

In ein Hotel! gab ſie zur Antwort.

Aber wohin? wiederholte er.

In ein Hotel! ich bin hier unbekannt, ich wünſche nur für dieſe Nacht ein Zimmer.

Der Regen wurde heftiger, dem Kutſcher imponirte das ängſtliche Frauenzimmer mit dem kleinen Koffer wenig. Er war tief im Quartier Latin zu Hauſe. Neben ihm an, in demſelben Hofe,

hielt eine Gevatterinn ein meublirtes Haus für Studenten und andere junge Leute. Sie hatte grade ein Zimmer frei. Der Kutscher überlegte lange.

Wohl! sagte er, ich werde Sie in ein gutes Haus bringen. Er schloß die Thüre seines Wagens, stieg auf den Bock, die Peitsche knallte, es ging in die Stadt hinein. Sie ist dort so gut aufgehoben wie anderwärts! dachte der Kutscher, und ich und mein Pferd kommen unter Dach!

Sie fuhren lange! Erst waren die Straßen hell und breit, dann wurden sie enger und düstrer. Endlich fuhren sie in ein Portal, der Kutscher hielt an, sie waren am Ziele. Rund um sie her war es tiefste Nacht.

Haben Sie nur die Güte sich zu gedulden! sagte der Kutscher und öffnete den Wagenschlag, ich gehe gleich die Nachbarinn zu wecken.

Aber ich wollte in ein Hotel! ist dies das

Hotel? fragte Marie und verſuchte vergebens zu erſpähen, wo ſie ſich befand.

Ja, ja, Madame! Sie werden ſich ſehr wohl hier befinden! ich habe ſchon oftmals Fremde hieher geführt. Ich gehe gleich.

Damit ſpannte er ſein Pferd aus, ein Burſche, der hinzugetreten war, führte es in den Stall, aus deſſen Thüre der gelbe Schein einer Stalllaterne den Hof durchſtreifte. Der Kutſcher und der Burſche ſprachen ſchnell zuſammen, Marie konnte ſie nicht verſtehen. Dann verſchwanden Beide, es wurde ſtill im Hofe und nur den Zuruf hörte ſie, mit dem der Junge das Pferd beſorgte.

Beklommen und in wachſender Angſt wartete Marie eine Weile, endlich hielt ſie es nicht länger aus, und verließ trotz des Regens den Wagen. Sie befand ſich in einem engen, langen Hofe. Zu beiden Seiten ſtiegen dunkle, hohe Häuſer empor, nur aus einigen Fenſtern ſchimmerte noch Licht, es reichte grade aus, ſie die Umgebung erkennen

zu laſſen. Die Minuten wurden ihr quälend lang, ſie ſchaute umher, ob ſich kein Licht bewege, Niemand über den Hof gehe; daß dies kein Gaſthof ſei, wurde ihr immer gewiſſer und ihre Unruhe immer größer. Da brach plötzlich ein heller Schein aus einer Thüre hervor, der Kutſcher trat heraus.

Kommen Sie, Madame! ſagte er, die Nachbarinn iſt ſchon aufgeſtanden, ſie wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie zu beherbergen, und Sie werden bei ihr beſſer aufgehoben ſein und billiger, als in jedem Gaſthofe.

Marie hatte keine Wahl, ſie mußte ihm folgen. Er ging ihr mit dem Lichte voran, eine ſchmale, ſteinerne Treppe in die Höhe, ſie war feucht und glatt. Oben an der zweiten Treppe empfing ſie eine ſchon bejahrte Frau, deren kluge, ſcharfe Augen die Ankommende mit ſchnellem Blicke muſterten. Das ſcheue, verwirrte Weſen Mariens, ihr geringes Gepäck fielen ihr offenbar, wie vorhin

ſchon dem Kutſcher, nicht angenehm in's Auge, indeß ſie hieß ſie dennoch freundlich willkommen und öffnete ihr die Stube, welche ſie ihr beſtimmte. Der Kutſcher ſprach lange und eifrig zu der Alten, Marie ſah, daß ſie den Gegenſtand der Unterhaltung machte, aber das Franzöſiſch, das ſie redeten, war ihr vollends unverſtändlich, und ſie war froh, als der Kutſcher ſeine Bezahlung und ein Trinkgeld für ſeine guten Dienſte gefordert und erhalten hatte und ſich entfernte.

Nun trat die Wirthinn in den Vordergrund. Sie hatte ſich, wie man ſehen konnte, vom Schlafe erhoben. Ihr ſchwarzes Haar war mit einem bunten Tuche turbanartig umwunden, die Röcke und die weiße Jacke, die ihren ſtarken Körper bekleideten, waren nichts weniger als ſauber, auch das Zimmer und das Bett flößten dem, an die höchſte Reinlichkeit gewöhnten Mädchen einen wirklichen Schauder ein, und das lebhafte Mienenſpiel, das heftige Geſtikuliren der Wirthinn trugen nicht

dazu bei, Marie nur irgend zu beruhigen. Langsamer sprechend als es ihre Art war, um sich verständlich zu machen, fragte die Wirthinn sie aus, woher sie komme, wer sie sei und wohin sie gehe. Marie antwortete so gut sie konnte, aber daß eine Kammerjungfer, die ihrer Herrschaft nachbestellt war, sich Nachts ohne Unterkommen in Paris befand, schien der Französinn offenbar unglaublich. Sie schüttelte den Kopf, nannte es sonderbar, daß Marie nicht besser unterrichtet worden, und meinte endlich, das gehe sie übrigens Nichts an, Mademoiselle könne bei ihr bleiben, so lange es ihr gefalle, morgen würden sie über den Preis der Wohnung unterhandeln, sie sei nicht unvernünftig und lasse mit sich reden.

Es hat hier eine kleine Näherinn gewohnt, sagte sie, ein ehrbares, braves Mädchen, sie ist erst vor acht Tagen gestorben, hier auf diesem Lager, ihr Freund hatte sie verlassen, und sie erstickte sich. Sie sagen, es ist ein leichter, sanfter

Tod! Aber es hat mir doch viel Kummer gemacht, denn ich habe ein Herz und Mitleid für meine Miethsleute!

Marie verstand die Wirthinn nur zur Hälfte, aber was sie herausbrachte, reichte hin, sie zu entsetzen. Die Französinn bemerkte es: Courage! rief sie, es ist wie in einer Schlacht! der Eine fällt, der Andre kommt davon, man muß nicht daran denken, und morgen werden Sie muntrer sein. Wenn Sie erst bekannt sind im Hause, finden Sie Gesellschaft, Sie haben artige Nachbaren, junge Studenten, junge Künstler, hübsche Leute und sehr heiter.

Sie deckte dabei das Bett ab, auf dem vor acht Tagen die kleine Näherinn umgekommen war, fragte ob Marie noch Etwas bedürfe, brachte ihr auf Verlangen Wasser und ließ sie dann allein.

Marie sank auf einen Stuhl. Dahin also hatte sie sich gebracht! weiter vermochte sie Nichts zu denken. Es war todtenstill um sie her, nur der Regen rasselte aus den weit vorspringenden

Traufen hernieder und klaſchte auf die ſteinernen Pflaſter des Hofes, wie ſie es neulich zu Hauſe, ach zu Hauſe! ebenſo in banger Stunde gehört. Sie ſaß wie gelähmt da. Müde von der Reiſe, aufgeregt durch die Spannung und Erwartung der letzten Tage, gefoltert von der Bänglichkeit und dem Unbehagen ihrer jetzigen Lage, konnte ſie das Bett nicht anſehen ohne an das geſtorbene Mädchen zu denken. Es fiel ihr immer wieder als eine böſe Vorbedeutung auf das Herz. Die Luft fehlte ihr in dem engen, niedrigen Raume. Alles, was ſie bei ihrer ungeordneten Lektüre Abenteuerliches geleſen, die ganzen Schrecken der Myſterien-Litteratur wurden in ihrer Erinnerung wach. Jeden Moment erwartete ſie, eine Thüre werde ſich öffnen, ein Entſetzliches ihr geſchehen; alle ihre Sinne waren auf das Äußerſte geſpannt, ſie durfte und wollte dem Schlafe nicht erliegen, der über alle ihre Angſt hinaus ſie endlich dennoch zu bemeiſtern drohte. Sie fing an auf- und niederzugehen,

ſich in dem Stübchen umzuſchauen. Auf dem Kamine ſtand eine kleine irdene Vaſe, es ſteckten ein Paar gemachte Roſen darin. Die junge Näherinn mochte ſie getragen haben, und ſie war todt und dahin, und dieſe Blumen ſtanden noch da, und konnten ſie überdauern Jahre und Jahre. An den Wänden hingen zwei Silhouetten, ein weiblicher und ein männlicher Kopf, ein welker Kranz umſchlang ſie; unter dem Frauenbilde war ein Name geſchrieben. Sie nahm das Licht ihn zu leſen: Marie! ſtand darunter.

Mit einem unterdrückten Aufſchrei trat ſie zurück, es drohte ſie zu überwältigen, wie ein unheimlicher Spuk umgab es ſie. Sie eilte an das Fenſter, ſtieß es auf, ein Windzug ſtrömte herein, das Licht verloſch, und tief in Nacht gehüllt, ſaß die Unglückliche da, einſam mit ihrem Bangen, ihrer Angſt, ihren Sorgen, und mit ihrem Hoffen auf den erlöſenden Tag und auf das Wiederſehen ihres Fräuleins.

## Sechszehntes Kapitel.

So früh als nur ein Miethswagen zu finden war, verließ Marie ihr Nachtquartier. Das Licht des Tages gab ihr wieder Muth. Erleichterten Herzens fuhr sie die Straßen entlang, der Anblick des ſtattlichen Hauſes, in dem ihr Fräulein wohnte, winkte ihr entgegen wie die ſchirmenden Hallen eines Tempels dem gläubigen Wallfahrer winken, als beglückendes Ziel. Es war ein Gefühl der Freude, mit dem ſie vor die kleine Stube des Portiers hintrat und nach ihrer Herrſchaft fragte. Die Frau, welche die Aufſicht führte, wunderte ſich über die frühe Stunde. Alle Welt ſchlafe noch! ſagte ſie; aber auf Mariens Erklärung, daß ſie die Kammerjungfer der fremden Herrſchaft und

geſtern Abend mit dem letzten Bahnzuge angekommen ſei, hieß ſie ſie eintreten und warten.

Es vergingen noch zwei Stunden! Zwei ganze, durchwartete Stunden! Endlich um acht Uhr hielt ſich Marie nicht länger. Sie ſtieg hinauf und bat, das Fräulein ſehen zu dürfen. Die neue Kammerjungfer Lora's hatte ſchon oftmals deutſche Frauen zu beſcheiden gehabt, die ſich als Landsmänninnen oder Bekannte ihrer Herrſchaft ausgegeben hatten, um Hülfe und Unterſtützung zu erlangen. Sie war heute ohnehin übel aufgelegt. Man hatte am verwichenen Abende die Verlobung Pauls gefeiert, Lora war erſt ſpät in der Nacht zurückgekehrt, und am nächſten Tage wollte ſie mit der künftigen Schwägerinn und deren Eltern nach dem Gute reiſen, welches die Familie in den Pyrenäen als Eigenthum beſaß. Das hieß für Mademoiſelle Nannette einen Liebhaber verlaſſen, der ihr mehr galt als die Pyrenäen und alle

fremden Länder, und machte sie nicht heiter und nicht freundlich.

Mademoiselle will abreisen, sagte sie unwillig, und kann auch nicht alle ihre Landsleute sehen, die sich an sie drängen. Wir haben diese Woche schon ein halbes Dutzend hier gehabt. Kommen Sie wieder wenn Mademoiselle zurückkehrt, im Herbste, gegen den Winter!

Marie nannte sich die Kammerjungfer des Fräuleins. Ihre jetzige Stellvertreterinn zuckte mitleidig die Achseln. — Wenn Mademoiselle gewünscht hätte ihre alte Kammerjungfer zu haben, so hätte sie sie mitgebracht und ich wäre nicht auf meinem Platze! entgegnete sie abweisend, und bürstete die Sammtmantille Lora's ruhig weiter, überzeugt eine Betrügerinn vor sich zu haben.

Da schritt Marie entschlossen auf die nächste Thüre zu und pochte, ehe die Andere es hindern konnte.

Wer ist da? rief es von innen.

Ich! ich bin es! Fräulein Lora! ich! Marie! antwortete dieſe mit herzklopfender, freudiger Erregung.

Die Thüre ward ſchnell geöffnet, Lora erſchien auf der Schwelle. Kaum wiſſend was ſie that, fiel Marie ihr um den Hals; aber als hätte ſie ein Geſpenſt erblickt, ſo erſchreckt trat das Fräulein von ihr zurück.

Du? Du? rief Lora, um Gottes Willen! Wo kommſt Du her? Was willſt Du hier? Rede! Rede!

Ich mußte zu Ihnen! klagte Marie, eingeſchüchtert und faſſungslos über Lora's ſichtliche Mißbilligung ihres Erſcheinens. Ich mußte zu Ihnen! Sein Sie nicht böſe!

Aber was willſt Du hier? — fragte Lora dringender.

Nur bei Ihnen ſein! Sie ſollen mir helfen, Sie werden mir rathen, Sie werden mich nicht untergehen laſſen! rief Marie, und brach in bittre Thränen aus.

Nein! nein! entgegnete das Fräulein, deſſen erſter Schrecken dem Mitleid mit des Mädchens verſtörtem Weſen Platz machte. Setze Dich, komm her, ſprich nur! Du ſiehſt krank aus! Komm! rede! rede! Was iſt geſchehen?

Marie ließ ſich von ihr fortführen, und ſetzte ſich ſtill nieder. Sie mußte ſich ſammeln, Athem holen. Die neue Kammerjungfer, die kein Wort deutſch verſtand und den ganzen Vorgang nicht begreifen konnte, ſah der Scene mit Verwunderung zu.

Holen Sie meinen Bruder! befahl ihr Lora, und gleich darauf trat Paul bei ihnen ein. Sein Erſtaunen kam dem Schrecken ſeiner Schweſter gleich. Keiner von Beiden vermochte ſeine unangenehme Überraſchung zu verbergen, Keiner einen herzlichen Willkomm auszuſprechen, ſo ſehr die Geſchwiſter ſich zu faſſen, ſich zu beherrſchen ſtrebten, weil es ihnen nicht entgehen konnte, daß irgend ein Unglück, ein verzweifelter Entſchluß

Marie hiehergeführt haben müſſe. Marie empfand es deutlich, daß ſie ihnen unerwünſcht und ungelegen kam.

Indeß ihre körperliche Erſchöpfung war ſo groß, daß man für's Erſte nur an dieſe denken konnte. Lora ſelbſt bereitete ihr das Frühſtück, man hinderte ſie zu erzählen, ſie ſollte ſich ausruhen, aber ſie wies das Alles zurück. Kaum daß ſie etwas Nahrung zu ſich nahm.

Ich kann nicht! ich kann nicht! rief ſie. Ich muß Ihnen erſt Alles ſagen, Ihnen Fräulein Lora! Ich muß erſt wiſſen, daß Sie mir verzeihen, daß Sie mich nicht verſtoßen. — Ihnen! Ihnen ganz allein muß ich es ſagen.

Lora bat den Bruder, ſie zu verlaſſen, aber auch als er hinausgegangen war, minderte ſich die Unruhe Mariens nicht. Da fiel Lora auf ein Auskunftsmittel: Komm Marie! ſprach ſie, Du ſollſt mir nachher Alles ſagen, Alles, aber kleide

mich erſt an. Ich habe es lang entbehrt, von Dir bedient zu werden!

Und als hätte ein Zauberſtab ſie berührt, ſo ſchnell erhob ſich die Arme. Man braucht den Menſchen, der ſich aus ſeinen gewohnten Verhältniſſen in eine ihn verwirrende Lebenslage verſetzt findet, nur zu der ihm alltäglichen Beſchäftigung zu veranlaſſen, um ihm augenblicklich eine äußere Faſſung und die Möglichkeit innerer Beruhigung zu geben.

Mit ſchnellem Blicke fand Marie ſich in dem Zimmer zurecht, leicht und gewandt, als ſei alle Ermüdung von ihr gewichen, bediente ſie das Fräulein, und wie Lora ſie ſonſt um Dies und Jenes während des Ankleidens befragt, ſo erkundigte ſie ſich nach Mariens Reiſe, nach ihrer Ankunft, nach Eltern und Geſchwiſtern; aber ſie hörte Mariens Antworten kaum, denn ſie war ſelbſt gewaltig erſchüttert. Mariens bloße Anweſenheit drückte und quälte ſie, und während ſie die Noth-

wendigkeit, die Pflicht empfand, dem Mädchen beizustehen, konnte sie den Augenblick doch kaum erwarten, den Bruder zu sprechen, und von ihm Beistand und Rath zu erbitten für sich selbst.

Endlich, als das Fräulein angekleidet da stand, sagte Marie: Und nun Fräulein Lora! nun ich sehe, daß Sie noch dieselbe sind, nun ich weiß, daß Sie mich nicht verlassen werden, nun muß ich's Ihnen nur bekennen, ich kann nicht mehr zurück. Ich habe mit mir gerungen und gekämpft, wie ein Mensch es nur vermag — ich kann nicht heirathen, ich kann nicht von ihm lassen. Ich muß ihn wiedersehen! Ich weiß es, der Karl hat mich auch nicht vergessen! er hat mich nicht vergessen!

Lora war bleich geworden vor Schrecken. Karl ist nicht mehr hier! sagte sie tonlos.

Ich weiß es! ich weiß es! rief Marie. Er soll nach Italien gegangen sein, wie er hörte, daß ich mich so gegen ihn versündigt und aus Trotz mich mit dem Ludwig verlobt hätte! Aber wenn

ich reiſen ſollte bis an's Ende der Welt, wenn ich mich fortbetteln ſollte von Thüre zu Thüre, ich muß ihn wiederſehen.

Marie! ſprach Lora, Du kannſt das nicht, er liebt Dich nicht. —

Marie ſchüttelte ungläubig den Kopf. Warum wäre er denn in die weite Welt gegangen aus Verzweiflung? ſagte ſie. Ich glaube es, o! ich glaube es, daß er mir zürnt, daß er mich vergeſſen möchte — aber wenn ich bei ihm bin — — Sie unterbrach ſich ſelbſt: Tag und Nacht will ich auf den Knieen liegen und ihn anflehen, daß er mir verzeiht, Tag und Nacht will ich ihm ſagen, wie ich es gebüßt habe, wie es mir an's Leben gegangen iſt. —

Still! Still! rief Lora, und wollte ſich von ihr wenden, aber Mariens Herz war zu lange belaſtet geweſen, es war ihr ein Labſal die ganze Stärke ihrer Leidenſchaft in Worten auszuſtrömen.

Nein! bat ſie, laſſen Sie mich nur ſprechen! Ich hatte ja keine Menſchenſeele, der ich's ſagen

konnte, ſeit Sie fern waren, Sie ſind ja immer mein Troſt geweſen und mein guter Engel! aber auch Sie können es nicht wiſſen, was ich ausgeſtanden habe, denn Sie wiſſen es nicht wie ſo ein Armer liebt. Sie haben noch andre Menſchen, Sie ſind gebildet, Sie wiſſen und können ſo Vieles, Sie mögen ſo Vieles. — Unſer Eins iſt Nichts, kann Nichts, hat Nichts! Nichts als ſein Herz und ſeine Liebe! Und wenn die uns entriſſen wird, wenn man ſich daran verſündigt, dann iſt's aus! — Aber auch ganz aus — auch gleich ganz zu Ende! — Nichts bleibt mehr übrig! Nichts! — Die ganze Welt iſt zu Ende und Nichts mehr zu thun als ſich nur gleich in's Grab zu legen!

Sie weinte heiße Thränen, Lora brach es faſt das Herz. Marie war vor ihr hingekniet und hatte das Geſicht auf des Fräuleins Hände gelegt, das kaum weniger zu leiden hatte, als Marie. Unglücklich, verlaſſen ſein, ſchien Lora in dieſem Augenblicke nicht härter, als glücklich zu ſein auf

Koſten eines Andern, ſeine Zukunft zu bauen auf den Trümmern eines vernichteten Daſeins, eines zertretenen Herzens. Sie, die Bevorzugte, die Reiche, hatte der Armen ihr einzig Gut geraubt! — Und doch fühlte ſie ſich in ihrem Rechte, doch wußte ſie ſich frei von Schuld. Sie vermochte Marien nicht länger anzuhören, nicht zu antworten, und ſich plötzlich von ihr losmachend, bat ſie, Marie ſolle ſie erwarten, ſie müſſe erſt den Bruder ſprechen.

Paul hatte die peinliche Lage der Schweſter mit ſchnellem Blicke überſehen, aber er fühlte gegen Marie weit weniger Mitleiden als Unwillen und Zorn. Im Moment ſeiner Abreiſe nach Deutſchland, mitten in der Freude über Eugeniens Beſitz, geſtört zu werden durch die leidenſchaftliche Verblendung, durch die blinde Willkühr Mariens, erbitterte ihn gegen dieſe; und auf Lora's Frage, was ſie thun ſolle? antwortete er: Wie kannſt Du zweifeln? Die Überſchätzung, die Maßloſig-

keit dieſes Mädchens müſſen ein Ende haben. Sie muß die Wahrheit hören und das gleich!

Lora widerſetzte ſich dieſer Abſicht. Sie behauptete, Marie habe nicht die Kraft das Unerwartete zu tragen. Sie wollte ſie vorbereiten, allmählich vorbereiten. Sie verlangte, der Bruder ſolle ruhig nach Deutſchland reiſen, Eugenie mit ihren Eltern auf das Land gehen, und ſie wolle mit Marien zurückbleiben in Paris.

Karl iſt fern, ſagte ſie, es werden noch Jahr und Tag vergehen, ehe er wiederkehrt. Wenn ich Marie bei mir behalte, findet ſie ſich am Leichteſten zurecht.

Und Du leideſt davon unaufhörlich! wendete Paul ihr ein.

Ja! rief ſie, ich leide vielleicht davon! Aber was ich leide, dulde ich als eine Buße nicht nur für mich, ſondern auch für Karl. Ich nehme es auf mich als eine Sühne für das Glück, das wir erhoffen, und das der Ärmſten geraubt iſt.

Der Bruder wollte davon nicht hören, Lora verlangte endlich, er ſolle Eugenie um ihre Meinung fragen, und dieſer wolle ſie ſich unterwerfen, denn nur ein Frauenherz könne und dürfe hier entſcheiden. Aber während die Geſchwiſter noch alſo berathend bei einander waren, hatte Marie ſich aufgerichtet, und in mechaniſcher Thätigkeit ſich daran gemacht, das Zimmer aufzuräumen.

Die neue Kammerjungfer ging mißlaunig ab und zu, wie das Packen der Koffer es nöthig machte; Marie ſtand an dem Toilettentiſche. Der Schmuck, den Lora am vorigen Tage getragen, lag noch unverſchloſſen, und wie ſie es zu Hauſe gewohnt geweſen war, wollte Marie damit beginnen, ihn zu verwahren. Eine der Armbandketten hatte ſich aber mit der Uhrkette zuſammengehakt, und in dem Beſtreben ſie zu löſen, gewahrte ſie an den Berloques der Uhr den Ring, den Lora einſt Karl gegeben hatte, ihren Verlobungsring. Ihn ſehen und hervorheben waren

Eins! — Aber plötzlich ſah ſie, daß er jetzt gravirt war. »Der neunzehnte April« ſtand darin, und die Buchſtaben »K. B.« Sie begriff es nicht! was bedeuteten dieſe Schrift, dieſes Datum? Wie kam das Fräulein dazu, grade dieſen Ring zu tragen, neben den wertheſten Angedenken, welche ſie beſaß? Eine neue Angſt und Spannung überfielen ſie. Mit fliegender Haſt war ſie dabei ihr Geſchäft zu vollenden, indeß Mademoiſelle Nannette, die Kammerjungfer, welche ſchon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, dem unerwünſchten Gaſte ihre Autorität fühlbar zu machen, hatte, zufällig wieder eintretend, es kaum bemerkt, daß Marie den Schmuck des Fräuleins unter Händen hatte, als ſie mit ſcharfem Tone fragte, was ſie da beginne?

Ich lege die Kameen fort, ſagte Marie und griff faſt ohne hinzuſehen nach dem zunächſt ſtehenden Etui.

Und dazu nehmen Sie das Portrait von des Fräuleins Bräutigam? höhnte die Andere.

Marie ſtarrte ſie mit einer dumpfen Ahnung an. Des Fräuleins Bräutigam? wiederholte ſie fragend, denn ſie meinte nicht richtig verſtanden zu haben.

Nun, Sie werden es doch wohl wiſſen, daß das Fräulein Braut iſt, wenn Sie die alte Kammerjungfer ſind! entgegnete Nannette mit demſelben ſpöttiſchen Tone, und wendete ſich mit Geringſchätzung von ihr ab.

Dieſen Augenblick benutzte Marie. Mit ſchnellem Drucke öffnete ſie das Etui. Karl's Bildniß ſah ihr daraus mit ſeinem freien, klaren Blick entgegen — und lautlos ſank ſie zu Boden.

## Siebenzehntes Kapitel.

Es war Hanne nicht leicht um's Herz als sie am andern Morgen hinausfuhr, dem Ludwig zu berichten, was geschehen sei. Er hatte gerade die Möbel aus dem Gartensaale auf den Perron in das Freie tragen lassen, und war im Hausanzuge dabei, sie auszuklopfen.

Als er bemerkte, daß der Omnibus am Gitter hielt, setzte er den Stuhl aus der Hand, den er gebürstet hatte, und ging die lange, schattige Allee hinunter, zu sehen, wer da käme. Hannens Erscheinen am Wochentage, zu so früher Stunde und vollends mit dem Omnibus, fiel ihm auf.

Wo zum Kuckuck kommst Du denn her? fragte er, Du legst Dich, nun Du keine Arbeit hast, wohl auf's Spazierenfahren?

Es ist doch besser als Laufen, obschon es eine Hitze in dem Wagen war! eine Hitze! nicht zu sagen! Aber man kommt doch schneller vorwärts! entgegnete sie.

Pressirt's denn so sehr? fragte er noch immer arglos weiter.

Hanne besann sich. Es wäre ihr viel lieber gewesen, hätte ihre Ankunft Ludwig erschreckt. Darauf war sie gefaßt gewesen, und sie hatte sich auch ausgedacht, wie sie es in diesem Falle anfangen und es ihm vorbringen wolle. Daß er so behaglich und guter Dinge war, veränderte Alles. Nichts paßte mehr; sie mußte sich entschließen, es anders zu machen, und die üble Botschaft ohne Weiteres zu verkünden, so sehr das Herz ihr schlug vor Angst.

Ja! sagte sie, freilich pressirt's! Daß ich so am frühen Morgen nicht für Nichts und wieder Nichts komme, und drei Groschen ausgebe, das

können Sie ſich ſchon denken! Es iſt — ſie ſtockte — Es iſt ein Unglück paſſirt! aber —

Ein Unglück, wie ſo, was ſchreiben ſie? fiel ihr Ludwig in das Wort, der an ſeine Herrſchaft dachte. Wo iſt der Brief? Gieb her! Wann kam der Brief?

Hanne ſah ihn verwundert an. Ihr fiel die Herrſchaft gar nicht in den Sinn. Sie begriff nicht, was Ludwig meinen, wie er von dem Briefe etwas wiſſen konnte, und halb faſſungslos ſagte ſie: Alſo Sie wiſſen's ſchon?

Was ſoll ich wiſſen? fragte er noch ungeduldiger.

Daß die Marie geſchrieben hat!

Die Marie? rief Ludwig. Die Marie? wiederholte er langſam, während er roth und blaß wurde. Was hat ſie geſchrieben? Wem hat ſie geſchrieben? So rede doch, Du Narr! ſtieß er in zorniger Angſt hervor.

Hanne hätte es gern gethan, aber es verſetzte

ihr den Athem, die Zunge wollte nicht gehorchen. Mir hat sie geschrieben! brachte sie endlich zögernd heraus. Sie ist fort — gestern Abend — zum Fräulein nach Paris!

Das ist nicht wahr! rief Ludwig, und Hanne sah, wie er mit der Hand nach dem nächsten Baume griff, und wie sie durch sein Gesicht zuckten, der Schreck, der Zorn und die Angst.

Da! — sagte sie und reichte ihm den Brief hin. Er langte danach und las ihn schnell. Hanne wendete kein Auge von ihm ab, und instinktmäßig bemüht dem ersten Ausbruch seines Zornes auszuweichen, und ihn von sich selber abzulenken, sprach sie: Zu Hause ist's ein Elend zum Herzzerbrechen! Der Vater und die Mutter sind ganz hin, und wie mir ist, das können Sie sich denken! Aber ich habe mich doch nur selbst auf den Weg gemacht, damit es nicht herum kommt!

Ludwig hörte sie nicht. Er starrte das Blatt an, knitterte es dann in der Hand zusammen, und

ſchleuderte es auf den Boden. Das alſo iſt die große Tugend! rief er, das iſt ihre vornehme Schamhaftigkeit?

Er lachte bitter, nahm den Brief von der Erde auf, als wolle er ihn noch einmal leſen, aber eben ſo ſchnell warf er ihn wieder von ſich, und begann, die Hände auf dem Rücken, hin und her zu gehen, bald ein Wort des Zornes hervorſtoßend, bald eines der Verachtung. Hanne hätte weinen mögen, indeß dazu war ſie freilich nicht gekommen. Sie rührte und regte ſich nicht auf ihrem Platze.

Was ſtehſt Du da? fuhr Ludwig ſie endlich an.

Es iſt ja doch meine Schweſter! ſagte ſie ſchüchtern und mit bebender Stimme. Es iſt doch meine älteſte Schweſter, Ludwig!

Und darum willſt Du hören, was das gottloſe Frauenzimmer an mir verbrochen hat? rief Ludwig, darum willſt Du zuſehen, wie's einem honetten Menſchen thut, wenn ſo eine Perſon ihn

zum Gespött der Leute macht? — Einen Mann wie mich! Einen Mann, der zehn angesehene Bürgerstöchter für Eine hätte haben können! Willst Du hören — willst Du wissen, was —

Nichts will ich hören! fiel ihm Hanne in das Wort, Nichts will ich wissen, gar Nichts! Nur bitten wollte ich Sie, Ludwig! — Sie sind ja doch immer gut zu ihr gewesen, Sie sind ja auch mein Pathe! — Ich wollte es Ihnen nur vorstellen, Ludwig! — Ihnen, Ihnen kann ja, weiß Gott, kein Mensch das Allergeringste zur Last legen! — Ich wollte nur bitten, sagte sie, hielt inne, und in Thränen ausbrechend, so sehr sie sich dagegen sträubte, rief sie mit gefalteten Händen: Um Gotteswillen, reden Sie Nichts davon! Reden Sie Nichts davon! das Elend und der Kummer sind gar zu groß zu Hause!

Sie trocknete sich die Augen und wendete sich ab. Ihr leidenschaftliches Bitten, ihr flehendes Vorstellen hatten aber auf Ludwig einen Eindruck

gemacht. Er war ruhiger geworden, er hatte zu überlegen angefangen. Ich tanze auch nicht auf Roſen! ſagte er endlich kurz.

Herr Gott nein! rief Hanne, aber die Marie erſt recht nicht! —

Er ließ ſie nicht weiter ſprechen. Was Jeder ſich einbrockt, das kann er auch auseſſen! ſprach er. Aber komme mir noch Einer, und rede mir von einem Frauenzimmer! Alle taugen ſie Nichts! Alle Nichts! Sie ſind Alle falſch und lügneriſch!

Das iſt nicht wahr! ſagte Hanne, und der Muth wuchs ihr, als ſie ſah, daß Ludwig ſich nur erſt auf weiteres Sprechen einließ. Grade die Marie iſt ehrlich und wahrhaftig, das ſehen Sie ja nun erſt recht! Wäre ſie wie manche Andere, ſie hätte Ihnen Nichts geſagt, und hätte Sie geheirathet, und hätte ihren erſten Liebſten ruhig im Herzen behalten, ohne ſich ein groß Gewiſſen daraus zu machen! Sie hat aber gemeint, das könnte ſie

nicht vertreten vor Ihnen, wenn sie doch noch bisweilen an einen Andern dächte. —

Schrullen! Schrullen! rief Ludwig. Mag sie an Pontus und Pilatus denken! wen geht das etwas an? Das Denken giebt sich. — Aber fortlaufen, mir Nichts dir Nichts! Einen honetten Mann sitzen lassen, eine Wohnung im Stiche lassen, die Wirthschaft, in die man sein Kapital gesteckt! — Er schüttelte tadelnd den Kopf und brach mit einem Male ab. Dann nach einer Weile fuhr er wieder auf. Und wenn nun der erste Juli da ist, wenn nun ein Miether kommt, wer soll dann dafür sorgen?

Ich! ich! rief Hanne.

Du? fragte Ludwig und sah sie ernsthaft an.

Ja, ich! wiederholte sie. Ich habe die liebe lange Nacht kein Auge zugethan und mir Alles überlegt. Es braucht's ja keine Seele zu erfahren, daß sie von sich selber fortgegangen ist. Schreiben Sie ihr nur, daß Sie ihr verzeihen

und daß ſie wiederkommen ſoll. Sie wird's Ihnen ja hernach doch einmal auf den Knieen danken!

Ludwig hörte ihr ſchweigend zu. Er fuhr mehrmals mit der Hand über die Augen, als wäre er geblendet und möchte deutlicher ſehen, aber er redete kein Wort. Hanne ließ ſich dadurch nicht irre machen.

Sagen Sie den Leuten, und ich habe es ſchon geſtern der Köchinn ſo erzählt, Sie hätten einen Brief bekommen von der Herrſchaft, daß die Marie mit dem Fräulein in's Bad reiſen und in drei Tagen bei ihr ſein müßte. Sie hätte alſo nun gleich den Koffer gepackt und wäre erſt noch hier hinaus zu Ihnen und dann fort —

Und hat ſie das geglaubt, die Köchinn? unterbrach ſie Ludwig.

Nein! mir nicht! aber Ihnen, Ludwig, wird ſie's glauben, Ihnen wird's Jeder glauben im ganzen Hauſe! Und ſie kommt ja doch wieder! Sie mag's ſchon längſt bereuen! Im Herbſt iſt

ſie da, dann iſt die Hochzeit, und ich beſorge Alles bis dahin. Alles! Ludwig! Keinen Groſchen will ich dafür haben! Ich habe mir Etwas erſpart! — Keinen Groſchen! — Wenn nur die Marie nicht in's Gerede kommt, und der Vater und die Mutter nicht ſo daſitzen wie heute früh! — Ich kann's nicht anſehen! Es iſt auch nicht zum Anſehen! wiederholte ſie, und ihr Blick heftete ſich auf Ludwig bittend und fordernd zugleich.

Ihr Eifer bewegte und rührte ihn, das Vernünftige, Ausführbare, Mögliche in ihren Vorſchlägen leuchtete ihm ein. Ja! ſagte er, und zog die Vatermörder zurecht, wie Einer, der wieder anfängt, ſich auf ſich ſelbſt zu beſinnen, ja! wenn die unglückliche Perſon Deinen Kopf hätte — und nicht die vornehmen Nicken und die Romangedanken —

Die haben ſie ihr ja nur in den Kopf geſetzt, — erſt mit den vielen Büchern — und darnach der Karl!

Aber hätte Hanne gewußt, welche Wirkung sie mit diesem Namen auf Ludwig machen würde, sie hätte sich gehüthet ihn auszusprechen. Die Zornesader auf der Stirne schwoll ihm an, sein ganzes Gesicht röthete sich, und mit wahrem Ingrimm stieß er es hervor: So ohne Scham und Schande ihm nachzulaufen; es ist zum Rasendwerden!

Hanne durchfuhr es eiskalt vor Schreck. Ihr ganzer Erfolg stand auf dem Spiele, und schnell gefaßt sagte sie: Er ist ja nicht in Paris! sie weiß es ja, daß der Karl nicht dort ist! Der Rothenfeld hat's damals unserer Sophie erzählt, der Karl ist in Rom! Und erst, wie sie das wußte, ging sie zu dem Fräulein!

Ludwig stutzte, und die Vertheidigerinn Mariens athmete wieder freier auf.

Was will sie denn aber in Paris? was will sie dort? fragte sich Ludwig selbst, und sah nach dem Briefe hin, der an der Erde lag, als wollte er ihn noch einmal lesen. Hanne kam ihm zuvor.

Sie hob das Blatt auf, und zerriß es, ehe er es hindern konnte.

So! sagte sie, indem sie die Stücke in die Luft warf, so! daß kein Mensch es wieder sieht das unglückliche Papier, und daß es ihr selbst nicht noch einmal vor Augen kommt! — aber die Hände zitterten dem Mädchen vor Schreck über die eigne Gewaltsamkeit; selbst Ludwig war davon betroffen.

Du bist ein guter Advokat! sagte er, und sah sie an, während er mit sich selbst zu Rathe ging. Indeß so stolz er sonst auf seinen eignen Willen war, er wußte in diesem Augenblicke doch nichts Klügeres zu thun, als dem Vorschlage des Mädchens nachzukommen. Er wollte und mochte sich keine Blöße geben, er durfte seine meublirte Wohnung nicht im Stiche lassen, er konnte sich nicht denken, daß Marie nicht wiederkehren würde, und er wußte nicht einmal, ob er dies wünsche oder nicht. Es drehte sich ihm Alles in die Runde.

So wie er sich in dieser Stunde fühlte, das sah er ein, so konnte er sich nicht entscheiden, er wollte also abwarten und sich besinnen, wie er's nannte. Indeß das genügte für Hanne's Plane nicht. Sie bedurfte mehr! Immer wieder bittend, vorstellend, ja endlich scherzend beschwor sie ihn, es jetzt gleich der Herrschaft und der Schwester zu schreiben, daß es nicht zu Ende sein sollte, zwischen der Marie und ihm, wenn sie nur ernstlich bereue und wiederkehren würde. Für jede Einwendung des gekränkten Mannes wußte sie eine Antwort, für jeden Zweifel eine Beruhigung, und Ludwig, endlich schon zufrieden nur Etwas zu thun in der quälenden Verwirrung, in welcher er sich befand, ließ sich zum Schreiben bewegen. Aber er faßte dennoch den Entschluß, für's Erste gar nicht in die Stadt zu gehen, sondern im Landhause zu bleiben, wo er Niemand von Mariens Familie zu sehen brauchte, und wo er abwarten konnte, was Weiteres geschehen würde.

Als Hanne den Brief in Händen hielt, da erſt war ſie ruhig. Mit dem Gefühl des größten Triumphes ſteckte ſie ihn in die Plüſchtaſche, und knipſte das Stahlſchloß darüber zu, als könne er ihr ſonſt entwiſchen. Dann trat ſie ſchnell den Rückweg an. Ludwig ging neben ihr die Allee hinunter. Wie ſie mitten auf dem Wege nach dem Gartenthore waren, blieb ſie ſtehen und ſah ihn an.

Ludwig! ſagte ſie, Sie ſind doch wirklich ein ſehr guter Menſch! und wahr iſt's, Unrecht iſt's von der Marie!

Er gab ihr keine Antwort. Als ſie an das Gitter kamen, fuhr der Omnibus eben nach der Stadt zurück.

Halt! rief Ludwig. Hanne meinte, ſie werde gehen. Er faßte aber in die Taſche, bezahlte den Kondukteur und ſprach zu Hanne gewendet leiſe: Steige nur ein, zum Vergnügen biſt Du auch nicht hergekommen! —

Das war ſein ſtiller Dank, und ſie verſtand ihn wohl. Ich werde noch heute die Briefe fortſchicken! ſagte ſie.

Thue das! rief er. Der Kondukteur machte die Thüre zu, der Wagen fuhr fort, und Ludwig ging in den Garten zurück, aber an das Stühleklopfen dachte er nicht mehr. Es war ihm zu nahe gegangen, es lag ihm zu viel im Herzen und im Sinne.

## Achtzehntes Kapitel.

Hanne sah aus, als wäre sie gewachsen, es hörte sich an, als klinge ihre Stimme tiefer und voller, da sie zu Hause bei den Eltern eintrat. Sie selber fühlte sich auch wie ein ganz neuer Mensch, so hatte sie an Zutrauen zu sich selbst gewonnen. Wenn ihr Gewissen es ihr auch vorhielt, daß sie hin und wieder Ludwig gegenüber der Wahrheit nicht ganz treu geblieben war, so hatte sie dennoch das Bewußtsein, das Rechte gethan zu haben, indem sie versucht, ein Bündniß zu erhalten, das alle die Ihren als ein Glück betrachteten, und mit dem ja selbst Marie so zufrieden geschienen hatte, bis auf die allerletzte Zeit.

Sie schrieb gleich in derselben Stunde noch der Schwester. Auch die Eltern mußten diktiren,

daß Alles vergessen und vergeben sein solle, wenn Marie nur nach Hause kommen würde. Dann trug sie Ludwig's Brief und die beiden anderen Schreiben schnell zur Post. Sie hätte sie gern in einen ganz aparten Kasten gelegt, sie empfahl sie dem Postsekretair auch ganz besonders, weil sie gar zu wichtig wären. Und als sie darauf in ihrer Eltern Stube trat, als die Mutter sie fragte: sind die Briefe fort? — und sie antworten konnte, sie hätte sie ja selber fortgetragen und sie dem Herrn Postsekretair noch recht an's Herz gelegt, daß sie nicht verloren gehen sollten, da erschien sie sich vollends wie der Beschützer ihrer ganzen Familie. Sie war noch frischer als je zuvor, die Arbeit ging ihr doppelt schnell von Händen, sie hatte Zeit für Alles und für Jeden; und wie die Eltern einst über Hannens Kindheit sorgend gewacht, so behutsam und zärtlich bewies sie sich jetzt dem Vater und der Mutter, die es nur zu nöthig hatten. Denn es ist nichts Geringes um

den »Sturm in einem Glaſe Waſſer!« und man ſoll nicht darüber ſcherzen! Wo immer gewaltſame Eingriffe in den Lauf des täglichen Lebens geſchehen, regen ſie den Menſchen und ſeine Leidenſchaften zum Guten und zum Böſen auf. Je kleiner der Kreis, in welchem ſie ſich bewegen müſſen, um ſo tiefer und nachhaltender iſt oft ihre Wirkung.

Der erſten Verwirrung, dem erſten Schrecken über Mariens Entfernung, dem lebhaften Sprechen darüber im Hauſe und in der Familie, folgte eine ſtille, ſorgenſchwere Zeit. Die Briefe waren unterwegs, es mußten Tage und Tage vergehen, ehe man Antwort haben konnte, und Jeder hatte überflüſſig Zeit zu überlegen, was geſchehen ſei, was werden könne? Alle Hoffnungen der Familie ſtanden auf dem Spiele, der feſte Grund des gegenſeitigen Vertrauens, der Glaube an die rechte Verläßlichkeit der Kinder war den Eltern zerſtört, ihr guter Name, Ludwigs ganze Zukunft waren

bedroht, und Jeder mußte warten, und Jeder trug das auf ſeine eigne Weiſe. Der Vater begriff es nicht, wie Eines ſeiner Kinder ſein Wort habe brechen, wie es ſo habe davon gehen können in die weite Welt. Die Schande und der Gram fraßen ihm am Herzen. Er ſchob den Tiſch vom Fenſter fort, denn er wollte die Nachbarn nicht ſehen, und noch weniger Mariens Fenſter mit dem herabgelaſſenen Rouleau. Er nahm Mariens Flucht bald wie eine Fügung Gottes, bald wie ein ſelbſtverſchuldetes Geſchick. Er klagte ſich an, er klagte auch die Mutter an — die Tochter niemals.

Mein Wille war es nicht, ſagte er, daß Marie nicht bei uns im Hauſe auferzogen wurde, ſondern dienen mußte. Ein Mädchen das gehört zu ſeinen Eltern, bis es zu ſeinem Manne geht. Hätten wir ſie unter uns behalten, ſo wären ihr ja der Hochmuth und die anderen Gedanken nicht gekommen, nud ſie wäre recht glücklich mit dem Ludwig geworden! — Aber bei der

Herrſchaft da lernen ſie den Hochmuth und das Reiſen, und das Fahren mit den verfluchten Eiſenbahnen! Davon kommt alles Unglück her! Es hat ja Niemand mehr Geduld ſich einzuleben auf den Poſten, auf den der liebe Herrgott ihn geſtellt hat weil Jeder es weiß, daß er im Fluge davon weg und in die weite Welt kann!

Die Hanne hätte ihm bisweilen wohl widerſprechen mögen, aber er ſah jetzt noch bläſſer und noch ſchmäler aus als ſonſt, er war noch ſtiller, ſie war ſchon ganz zufrieden, daß er überhaupt nur ſprach, und hatte genug zu thun, die Mutter zu beſchwichtigen und zu tröſten; denn die Meiſterinn trug es faſt noch ſchwerer als der Vater. Sie glaubte nicht an der Tochter Rückkehr, weil ſie ſelbſt in ſolchem Falle nicht wieder gekommen ſein würde, und ſie warf es ſich jetzt im Stillen bitter vor, daß ſie Marien ſo zu dieſer Heirath zugeredet hatte. Dabei ſtanden die praktiſchen Nachtheile dieſer Flucht ihr weit deutlicher vor

Augen als dem Vater. Sie berechnete, welch' übles Licht Mariens Verhalten für das Fortkommen ihrer andern Töchter haben konnte; sie überlegte, was aus dem Theil des Hausrathes werden würde, den Marie von ihrem Gelde angeschafft, und der sich in der Wohnung Ludwigs befand? Und vor Allem quälte sie die Sorge, was aus der Tochter selber werden würde? Daß die Herrschaft sie künftig bei sich behalten konnte, war unmöglich, wenn man Ludwig nicht entlassen wollte, der sich ja viel treuer bewiesen hatte als Marie. Marie mußte also in einen anderen Dienst, und Ludwig blieb im Hause; blieb im Hause und konnte es die Eltern tausendfach entgelten lassen, was die Tochter an ihm verbrochen hatte. Sie sah es, sie mußten, wenn Ludwig es danach machte, endlich ihre Wohnung räumen, in welcher sie gelebt hatten von ihrem Hochzeitstage an, in der alle ihre Kinder geboren und erzogen waren, in der ihnen im Grunde Nichts gefehlt hatte bis auf diesen Tag,

und aus der sie gehofft hatte, einst mit Ehren in ihr stilles Grab getragen zu werden. Sie konnte den Vater nicht ansehen, die Pflanzen am Fenster nicht ansehen, und nicht die Drossel im Bauer; denn daß der Vater wo anders so zufrieden am Arbeitstische sitzen, daß die Bohnen anderwärts so blühen und die Drossel anderwärts so schlagen könne, war ja ganz unmöglich! Wie Abgebrannte, wie Flüchtlinge, wie Auswanderer kamen ihr der Vater und die Kinder vor, wenn sie es dachte, daß sie hier nicht bleiben konnten. Sie wollte ihnen das Leben nur noch versüßen, so lange es in ihrer Macht stand. Sie sparte sich den Bissen vom Munde ab, dem Vater ein Lieblingsgericht zu bereiten, dem gar Nichts schmecken wollte, und der so wenig aß. Sie brachte ihm Schnupftaback mit, vom allerfeinsten, sagte sie, damit ihm die Augen hell würden und der Kopf klar und frisch! Sie stellte sich vor ihm hart und muthig an, und schalt und schmälte auf die Tochter, denn sie meinte, der

Zorn ſei ein gutes Mittel gegen allen Gram, und es ſei beſſer ſich gegen einen Abweſenden zu wenden, als gegen ſein armes eignes Selbſt. Es wollte aber Alles nichts verſchlagen, nicht für den Vater, nicht für ſie! — Mitten aus dem Zorne gegen Marie, zu dem ſie ſich aufzuſtacheln verſuchte, brachen die Sorge und das Mitleid für die Entflohene hervor, und ſie gab Hannen und Sophien jetzt ſtets die beſten Worte, als wolle ſie wenigſtens dieſen Kindern eine gute Lage bereiten, und ihnen Zutrauen einflößen zu der Mutter, nachdem ſie ihr armes älteſtes Kind mit all' ihrem beſten Wiſſen und Wollen doch nur hinaus in die weite Welt, hinaus in das Unglück getrieben hatte. Das Herzeleid kam bei ihrer Arbeit manchmal über ſie wie ein ſchwer Gewölk, daß ſie nicht vor- nicht rückwärts ſehen mochte. Sie mied auch das Zimmer ſo viel ſie konnte. Der kleine Fleck am Heerde, auf dem ſie ſtand, wenn ſie die Mahlzeit für die Ihren zubereitete, der ſah jetzt oft,

wie ihre ſtillen Thränen ihr über die gefurchten Wangen niederfloſſen, und einmal, als der Herrmann bei ihr war, der mit ſeinen acht Jahren das eigentliche Leiden der Familie noch nicht recht begriff, da ſtreichelte ſie ihm wehmüthig das freundliche Geſicht: Du wirſt's wohl denken, ſagte ſie, wenn Du einſt groß ſein wirſt, wie Deine Mutter dageſtanden hat, und hat nicht mehr gewußt, worauf ſie eigentlich noch fußen, oder woran ſie ſich noch halten ſollte, in der Welt voll Trübſal und voll Sorge!

Aber von all' der Trübſal und all' der Sorge wußte und erfuhr die entflohene Tochter für jetzt nicht das Geringſte. Sie war aus ihrer Ohnmacht nur zu ſich gekommen, um gleich darauf in ſchwere Krankheit zu verſinken. Ein hitziges Fieber hielt ihren Sinn gefangen durch viele lange Tage, und Lora pflegte ſie.

Paul hatte auf der Schweſter dringende Vorſtellungen, und getrieben von ſeinem Wunſche

nach einer baldigen Vereinigung mit Eugenie, Paris endlich verlaſſen. Wollte er ſeine Gattinn nicht mitten im Winter in die neue Heimath führen, ſo mußte er eilen, die nöthigen Vorkehrungen auf dem Gute zu treffen, das er künftig zu bewohnen und zum Mittelpunkte ſeiner Thätigkeit zu machen gedachte. Auch Eugenie war bald darauf mit ihren Eltern fortgegangen, und nur Lora allein zurückgeblieben mit der Kranken. Sie ſah eine Nothwendigkeit, ſie fand eine Beruhigung darin, und Eugenie ſowohl als Paul fühlten ihr das nach, und ließen ſie gewähren. Lora empfand das als eine wahre Gunſt. Es war ihr ein Bedürfniß, ſich Marien dienſtbar zu machen, ihr zu leiſten, was in ihren Kräften ſtand, und die Wärme, mit welcher der entfernte Geliebte ihr die Treue für Marien dankte, wurde ihr ein Lohn, den ſie kaum zu verdienen glaubte.

Sie kam nicht von der Kranken Seite, aber das Leiden und die Phantaſien derſelben laſteten

oft schwer und quälend auf der Pflegerinn. Immer war Marie mit Lora und mit Karl beschäftigt. Bald flehte sie das Fräulein an, ihr den Geliebten nicht zu rauben, bald vertraute sie derselben in leisem flüsterndem Tone, wie Karl sie vergessen habe, und daß er auch Lora vergessen und verlassen werde. Dann wieder, wenn ihr das Bewußtsein für Augenblicke zurückkam, verlor sie sich in muthlose Selbstanklagen, in tiefe Hoffnungslosigkeit, und diese Empfindungen steigerten sich in ihr, je weiter ihre Genesung fortschritt, je mehr sie es vermochte zusammenhängend über ihre Lage nachzudenken. Alles, was Lora versuchte, sie zu erheitern, schlug fehl. Es war umsonst, daß Lora ihr zusagte, sie bei sich zu behalten, noch lange bei sich zu behalten, sie mochte auch davon Nichts hören. Sie wich allen Fragen und Vorstellungen ersichtlich aus, sie konnte die Möglichkeit der Mittheilung gegen Lora lange Zeit nicht wiederfinden, und konnte doch die Nähe des Fräuleins

nicht entbehren, die allein ihr Beruhigung zu gewähren schien. Lora trug diese wechselnden Stimmungen mit unermüdlicher Geduld. Oft war es, als wollte Marie sich aussprechen, als sehne sie sich danach, und doch verstummte sie bei jedem Versuche, ihr zu Hülfe zu kommen, den Lora unternahm. Eines Tages aber, als sie schon auszugehen vermochte, hatte das Fräulein sie mit sich hinaus in's Freie genommen, und ruhte mit ihr von dem weiten Wege im Tuilleriengarten aus. Die Sonne fiel bei ihrem Untergange noch warm durch die Zweige der Bäume, Schaaren von Menschen saßen auf den Bänken, ganze Züge fröhlicher Kinder schwärmten umher, Lora blickte sinnend auf die heitere Umgebung.

Mit einem Male indessen gewahrte sie, daß ihre Begleiterinn die Augen voller Thränen hatte. Was fehlt Dir? fragte sie erstaunt und sorglich.

Ach! sagte Marie, ich komme mir hier förmlich wie ein Todter vor! Wenn ich so sitze oder

gehe, und rund um mich her tönt und ſchwirrt es durcheinander, und ich verſtehe es nicht, und wohin ich ſehe, finde ich kein bekanntes Weſen, und helfen kann ich auch Niemandem ordentlich, weil ich mit der Sprache gar nicht fortkann, da überfällt es mich mit wahrer Angſt. Es iſt als lebte ich nicht mehr, und ginge nur wie ein Geſpenſt noch unter den Lebendigen umher.

Du wirſt die Sprache erlernen, Bekannte finden! tröſtete das Fräulein, und wenn Du erſt wieder arbeiten kannſt, ſo wirſt Du Dich auch heimiſch fühlen!

Marie ſchüttelte verneinend den Kopf. Die Sprache lerne ich nicht, ſagte ſie, und heimiſch werde ich hier auch nicht. Ich weiß wohl, daß ich hier nicht bleiben kann, und ich möchte auch ſelbſt am Ende hier nicht bleiben.

Aber wohin willſt Du denn? was möchteſt, was wünſcheſt Du eigentlich? forſchte Lora, zufrieden, daß Marie ſich nur endlich zu erklären anfing.

Nichts! Nichts! entgegnete ſie muthlos. Ich habe ein Grauen bekommen vor allem Wünſchen und Wollen, denn Alles, was ich gewollt und gethan habe, iſt mir zum Unglück ausgeſchlagen. Ich bin allen Menſchen, Ihnen Fräulein Lora, und dem Karl und Allen, ſchon ſeit Jahren nur noch eine Laſt geweſen. Nun verſtehe ich das freilich, aber das hilft mir nichts.

Was verſtehſt Du? fragte Lora.

Marie antwortete nicht gleich. Sie ſah ſinnend vor ſich nieder, zog allerlei Kreiſe mit dem Sonnenſchirme in den Sand zu ihren Füßen, bis ſie plötzlich den Kopf aufhob und mit ſehr entſchiedenem Tone ſagte: Glauben Sie nicht, ja nicht, daß ich irgend einen lebendigen Menſchen anklage, als nur mich allein! Ich ſehe es jetzt deutlich, daß ich mich niemals hätte hergewöhnen können. Es iſt mir Alles hier ſo ſchrecklich fremd, beſonders die haſtigen Menſchen mit ihrem ſchnellen Reden. Ich fürchte mich ordentlich vor ihnen. —

Sie hielt wieder inne und begann dann nach kurzer Pauſe noch lebhafter: Ich weiß auch, daß der Karl jetzt ein ganz Anderer geworden iſt, und daß ich ihm jetzt zu gering bin. Damals, als er noch bei uns und unter uns lebte, da ging ſein Sinn freilich auch ſchon hoch hinaus, ich meinte damals aber, wenn ich für mein Theil nur recht feſt auf meinem Sinne und auf meinem Flecke bliebe, ſo müßte es gehen, und ich könnte ihn zurückhalten in ſeinem Stande und bei mir.

Welche furchtbare Selbſtſucht! rief Lora unwillkührlich. Wie kann man einen Menſchen in ſolcher Weiſe zwingen wollen? Wie kann man nicht vorwärtsſtreben, wenn ein Anderer uns auf einem guten Wege ſo vorangeht? Der Menſch iſt doch keine Pflanze, die am Boden feſtklebt?

Ja! ſagte Marie, ſo haben Sie immer ſchon damals zu mir geſprochen, und Sie für Ihr hätten es auch wohl anders gemacht als ich, aber Sie haben auch von Ihrer Kindheit an die ganze

Welt als Ihr Eigen und Ihre Heimath angeſehen, und haben Alles überlegt, und ſich in dies und jenes hineingedacht. Indeſſen unſer Eins —

Du haſt doch auch nachgedacht, Marie! Du haſt Dich doch auch umgeſehen, ſo gut wie Jeder! meinte Lora.

Unſer Eins, fuhr Marie fort, dem von ſeiner erſten Stunde ab geſagt wird, Du ſollſt nicht hinaus wollen über Deinen Stand, und der belobt wird, wenn er das nicht thut, der will und weiß zuletzt auch gar Nichts weiter. Wie ſoll der ſich mit einem Male in die Höhe ſchwingen und zu einem Andern machen? So ein Mann, der viel herumkommt und ſeinen eignen Weg und Steg hat, das iſt gar nicht daſſelbe mit uns. Der kann werden, was er will — denken was er will! Woran ſoll unſer Einer aber denken, wenn nicht an ſich ſelbſt? Was ſoll aus einem Frauenzimmer werden, wenn es — — Sie vollendete nicht.

Was meinſt Du? fragte Lora, ſage es doch grade heraus, ſprich Dich doch endlich einmal recht von Herzen aus, Marie!

Marie beſann ſich. Ich kann's doch nicht ſagen, wie ich's meine! entgegnete ſie ſeufzend. Das iſt's eben! Nicht einmal reden kann man, wenn's nicht im ſelben Gleiſe iſt. Es iſt da auch gar Nichts zu machen und zu helfen. Hin iſt hin! und verloren iſt verloren!

Sie verſank darauf in ein tiefes Schweigen, als mache ſie ſich einen Vorwurf daraus, ſich in ſolcher Weiſe gegen Lora geäußert zu haben, und dieſe drang für den Augenblick nicht mehr in ſie, aber ſie hielt es für geeignet, ihr in dieſer Stimmung die Schreiben ihrer Eltern und Ludwigs zu geben, welche ſie ihr bis dahin aus Vorſicht noch nicht mitgetheilt hatte, obſchon Marie es bereits wußte, daß verſöhnliche Briefe für ſie angekommen wären. Am nächſten Morgen händigte Lora ihr die Briefe endlich aus. Marie las ſie mehr-

mals, wurde davon gerührt, indeß die Wirkung war doch eine andere als Lora sie erwartet hatte. Marie sprach zwar von der Heimath, aber sie drückte nicht das leiseste Verlangen aus, die Eltern, Ludwig, oder die Geschwister wiederzusehen. Sie gedachte ihrer, wie man der Todten gedenkt, mit inniger Trauer, mit dem Bewußtsein sie unwiederbringlich verloren zu haben. Alle Vorstellungen, alles Zureden waren vergebens. Sie blieb dabei, daß sie nicht unter Menschen und in einer Umgebung leben könne, welche das Zutrauen zu ihr verloren haben müßten, und, sagte sie, das Schlimmste ist, ich traue mir selbst nicht einmal mehr, ich bin mir selbst abhanden gekommen.

Je länger dieser Zustand trübseliger Abspannung und muthlosen Treibens bei Marien anhielt, um so dringender empfand Lora die Nothwendigkeit, sie aus demselben herauszureißen, ohne daß sie ein Mittel dazu finden konnte. Sie mochte weder Karl noch Paul oder Eugenie um Rath

angehen, damit man ihre Frage nicht als eine versteckte Beschwerde deuten, und aus Vorsorge für sie die Entfernung Mariens verlangen solle, und doch fühlte sie die eigene Kraft erlahmen unter dem Anblick einer Verzagtheit, der sie in keiner Weise zu helfen vermochte, ja die keine Linderung zu wünschen schien. Alltäglich konnte Lora die Bemerkung machen, welche Hülfsmittel, welchen Trost der Gebildete eben in der Bildung, in der Verschiedenartigkeit seiner Interessen besitzt, und wie sehr Marie im Recht war, wenn sie die Einseitigkeit der Ungebildeten als eine furchtbare Vermehrung ihres Leides zu bezeichnen suchte; aber diese Bemerkung förderte weder die Eine noch die Andere, und Lora fing vor Ermüdung zu kränkeln an, als Mariens Gesundheit wiederkehrte. Das machte Marie endlich aufmerksam. Sie beobachtete ihr Fräulein einige Tage schweigend, war dabei noch stiller und versunkener als gewöhn-

lich, mit einem Male aber ſchien ſie einen Entſchluß gefaßt zu haben.

Sie müſſen fort aus der Stadt, Fräulein Lora! ſagte ſie eines Abends. Den ganzen vorigen Sommer haben Sie am Bette unſerer ſeeligen Frau verloren, jetzt haben Sie ſich für mich geopfert, das kann ſo nicht bleiben. Sie haben für mich mehr gethan, als ich verdiene, helfen kann mir Niemand — reiſen Sie doch ab. Ich weiß es ja, daß der Herr es wünſcht, ich ſehe, daß Fräulein Eugenie Ihnen jetzt faſt täglich ſchreibt — reiſen Sie auf's Land, daß Sie nicht auch erkranken.

Und Du? fragte Lora, willſt Du nicht mit mir gehen?

Nein! entgegnete ſie, ich bleibe hier.

Lora ſah ſie betroffen an. Aber was denkſt Du hier anzufangen, was willſt Du hier allein?

Sie blickte das Fräulein eine Weile an, dann ſagte ſie: Ich möchte grade gern einmal allein

sein, wie sie es unter den Katholiken in einem Kloster sind. Hier, wo mich Niemand kennt, sich Niemand um mich kümmert, hier wäre ich so allein, und es ist mir die ganze Zeit im Sinn herum gegangen, das wäre das Allerbeste für mich. Ich denke, es muß dann anders mit mir werden, es muß mir einkommen, was ich soll und nicht soll. — Lassen Sie mich hier, ich bin gesund und es ist mir gewiß das Allerbeste.

Lora fühlte Anfangs ein Widerstreben gegen diesen Vorschlag, aber Marie kam immer wieder und immer dringlicher darauf zurück, und endlich entschloß sich das Fräulein, Mariens Verlangen nachzugeben, die sichtlich damit zufrieden war.

Rüstig wie in ihren früheren Tagen half sie dem Fräulein und der Kammerjungfer die Anordnungen für die Reise machen. Man wollte die Wohnung für immer räumen, welche die Geschwister während ihres Aufenthalts zu Paris inne gehabt hatten. Es waren eine Menge Gegen-

stände zu verpacken, welche man Paul nach seinem Gute nachzusenden hatte, andere mußten in das Haus von Eugeniens Eltern befördert werden, bei denen Lora bis zur Hochzeit ihres Bruders bleiben wollte; und Marie arbeitete mit einer Umsicht, mit einer Lebhaftigkeit, als könne sie den Zeitpunkt der Trennung, des Alleinseins nicht erwarten.

In den letzten Stunden, die sie mit einander verlebten, war Lora sehr bewegt und sorgenvoll. Sie hatte in der letzten Zeit wohl selbst oft gewünscht, Marie von sich zu entfernen, nun es geschehen sollte, machte sie sich einen Vorwurf daraus. Es dünkte sie, als hätte sie erst die Zukunft Mariens sicher stellen müssen, und doch fragte sie sich, auf welche Weise das möglich gewesen wäre, da Jene weder bei Lora bleiben, noch zu den Ihrigen gehen, oder einen andern Dienst in Paris hatte antreten wollen. Mit Geld war Marie versehen, Lora hatte ihr Arbeit für längere

Zeit gegeben, daß man ihr mit Empfehlungen und Förderungen aller Art zu Hülfe kommen würde, wußte sie, aber trotz alledem ließ es dem Fräulein keine Ruhe, es lag etwas Beängstigendes für sie in des Mädchens plötzlich veränderter Stimmung und Weise.

Höre Marie! sagte sie, es ist mir, als hättest Du einen Plan, als führtest Du Etwas im Schilde, was Du uns verbirgst. Was willst Du thun? Wohin willst Du gehen? Sage es mir bestimmt.

Gehen? rief Marie, ich werde nirgend hingehen. Von fremdem Lande und von fremden Menschen habe ich genug! Ich bleibe hier. Ich gehe nicht fort, gewiß nicht. Sie haben ja selbst hier eine Wohnung für mich genommen.

Lora sah sie ernsthaft an. Also Du bleibst hier! wiederholte sie, und hielt ihr die Hand hin zur Bestätigung, denn Marie hatte sich in der letzten Zeit mehrmals nach Amerika, nach Aus-

wanderungen in einer Weiſe erkundigt, welche dem Fräulein aufgefallen war.

Ja, gewiß, ſagte Marie, ich bleibe hier. Damit gab Lora ſich zufrieden. Marie legte noch die letzten Sachen für die Abfahrt zuſammen, ihr eigenes Gepäck war ſchon am Mittage in die kleine Wohnung getragen worden, welche man für ſie gemiethet hatte, und als der Abend und mit ihm die Stunde des Scheidens kam, geleitete ſie ihr Fräulein zum Wagen hinunter.

Während Mademoiſelle Nannette noch Abſchied von dem Portier und ſeiner Frau nahm, hielt Marie die Hand des Fräuleins in der ihren feſt, und ſah ſie liebevoll nachdenklich an. Werden Sie doch nur recht glücklich! Aber recht, recht glücklich, ſagte ſie mit einem Male, auf das Äußerſte gerührt, und denken Sie dann auch an mich! fügte ſie hinzu, und eilte fort, als Nannette einſtieg und der Wagen davon fuhr.

## Neunzehntes Kapitel.

Paul hatte gleich nach Mariens Ankunft in Paris den Eltern und dem Ludwig von ihrem Erkranken geschrieben, und nach seiner Abreise hatte Lora dieselben in Kenntniß über den Zustand der Tochter erhalten. So sehr nun diese Krankheit ihres Kindes die Eltern betrübte, so war sie denselben eben so wie den Geschwistern doch in gewissem Sinne eine Erleichterung gewesen. Daß sie sterben könne, glaubten die Eltern nicht; sie war jung, sie hatte die beste Pflege, ja sie konnte durch solch eine Niederlage grade am Leichtesten zur Einsicht und Einkehr in sich selber kommen, und — was der Mutter die Hauptsache war — die Kunde von der Krankheit Mariens, von der Pflege, welche das Fräulein ihr angedeihen ließ, verschlang das böse

Gerücht von ihrer Flucht faſt gänzlich. Die Mutter konnte nun doch wieder von ihr ſprechen, ſie brauchte ſich nicht zu fürchten, wenn man nach ihr fragte, und da Marie nun wirklich bei dem Fräulein war, kam ſie den Eltern ſchon wie geborgen vor. Sie fühlten ſich überzeugt, daß die Herrſchaft Alles in Ordnung bringen, daß Alles in's Gleiche kommen werde, ſie dachten ſchon wieder an die Hochzeit, und berechneten, wann ſie wohl vor ſich gehen würde? Das einzig Schlimme war nur, daß Ludwig ſich zu Allem dieſem in keiner Art vernehmen ließ.

Ihm war Mariens Flucht weit mehr zu Herzen gegangen, als irgend Jemand wußte oder ahnte. Erſt hatte nur ſein Ehrgefühl davon gelitten, dann hatte ihn die Sorge um ſein Hab und Gut erfaßt, denn daß Hanne ihm bei dem beſten Willen die Hausfrau nicht erſetzen konnte, das lag ganz klar am Tage. Als aber darauf die Nachricht aus Paris eingetroffen war, daß Marie dort

niederliege auf den Tod, da hatte er an seinen gekränkten Stolz nicht mehr gedacht, ja kaum noch an sein Hab und Gut. Nur das Mädchen hatte ihm im Sinne gelegen von früh bis spät, nur die Unruhe hatte ihn noch gequält, daß sie ihm sterben, daß er sie verlieren würde.

Er hatte sich selber kaum gekannt in dieser Angst um sie. Daß sie ihm gefalle, daß sie brav sei, und daß er sie zum Weibe haben wolle, das hatte er seit langen Jahren gewußt, und danach hatte er auch gehandelt; aber daß er ihr so herzlich gut sei, daß sie ein Stück von seinem Leben ausmache, das wurde er jetzt im Grunde erst gewahr. Er konnte es sich gar nicht denken, daß er sie nicht wieder sehen sollte, daß sie die Wohnung nicht beziehen sollte, in der er sich so sehr gefreut, sie schalten und walten zu sehen. Früh am Morgen ging er schon hinab, und machte sich im Hofe oder im Portale zu schaffen, um dabei unbeachtet nach der Thüre zu kommen, und die

Ankunft des Briefträgers zu erwarten, die Briefe ein paar Augenblicke früher zu erhalten; er war nicht mehr derselbe alle die Tage und Tage lang. Sein Backenbart wuchs und stand wie er konnte oder mochte, seine Bäffchen klappten herunter und sahen angelaufen und grau aus, er merkte es nicht einmal, es war ihm Alles gleich.

Da endlich kam die Nachricht, daß Marie auf dem Wege der Genesung sei, und Karl nicht in Paris, und von einer Heirath desselben mit Marien in keiner Weise mehr die Rede. Das war denn doch ein Trost, das war ein Halt, und Ludwig griff auch schnell danach, sich aufzuhelfen und vorwärts zu denken. Aber weder gegen die Mutter noch gegen einen andern Menschen sprach er je ein Wort von seiner Sorge oder von seinen Hoffnungen und Wünschen. Verschwiegen, wie er es als guter Diener stets für die Angelegenheiten seiner Herrschaft gewesen, war er es jetzt für seine eigenen. Mit größter Festigkeit hielt er es auf-

recht, was Hanne ihm im Augenblicke der ersten Bedrängniß an die Hand gegeben hatte, daß Marie auf Befehl des Fräuleins fortgegangen sei. Selbst wenn die Meisterinn oder Hanne hie und da einmal die Frage thaten, was er denke, und wie es werden würde, ließ er sich nicht irren. Wenn Marie gesund ist, und das Fräulein braucht sie nicht mehr, so wird sie wieder kommen! sagte er einmal wie das andre mit ruhiger Beharrlichkeit.

Indeß in seinem Herzen hatte er die Zuversicht nicht immer. Es gefiel ihm nicht, daß Paul von Paris fortgegangen war. Er meinte, ein Mann bringe solche Dinge immer eher wieder in ihr rechtes Geleise; es gefiel ihm auch nicht, daß Marie ihm selbst nicht schrieb, und Pauls nahe Heirath, und sein Entschluß auf dem Lande zu leben, machten ihm vollends Nachdenken und Sorgen. Auf's Land gehen, seine Wohnung im Stiche lassen, das konnte und das wollte Ludwig nicht.

Und wenn der Herr auch das Haus in der Stadt nicht verkaufte, wenn er es behielt und Ludwig in demſelben als Diener zurücklaſſen wollte, wozu ſollte er ein Gnadenbrod eſſen, da er ſich ſelbſt ernähren konnte? Wozu ſollte er dienen unter einer Hausfrau, von der er im Voraus nichts Gutes halten konnte, weil ſie dem jungen Herrn den thörichten Gedanken des Landlebens in den Kopf geſetzt? — Anderer Seits war es ſehr wahrſcheinlich, daß das Fräulein nicht bei dem neuen Ehepaare blieb, daß ſie ſich anders einrichtete, Marie an ſich feſſelte — und was dann? Er ſah es klar voraus, dann wurden Beide alte Jungfern, Lora und Marie. Dann ſaßen ſie Beide da und hatten keine rechte Freude und kein rechtes Glück, und er ſaß auch da und Alles wurde ihm zu Waſſer und vernichtet, woran doch ſeine ganze Seele hing.

So ſtand er eines Mittags in ſeiner Wohnung und zog wieder einmal die Rouleaux in die Höhe, und öffnete wieder einmal die Fenſter, damit

Alles hübsch frisch und luftig bleiben sollte. Die Sonne schien so hell hinein in das Zimmer, in welchem er mit Marien zu wohnen gedacht hatte, daß er sich umsah und sich unwillkührlich mit lauter Stimme fragte: wie man nur fortgehen kann aus solcher Stube? Und wie man nur fortgehen kann von einem Menschen, der's so gut mit Einem meint! — fügte er hinzu.

Es wurde ihm ganz weich um's Herz bei seinen eigenen Worten. Sie war doch sonst so gut, dachte er, sie konnte einen Wurm nicht leiden sehen, und macht mir das Leben nun doch so schwer. Wenn's ihr nur Jemand vorstellen wollte! Aber ich kenne das, fuhr er in seinem Gedankengange fort, ich kenne das. Von Gefühlen werden sie mit ihr reden, und von all' dem erhabenen Kram, mit welchem sie selber sich zu schaffen machen, weil sie Zeit und Geld dazu haben. Daß ein Anderer sein Hab und Gut dabei riskirt, daß sie einem Anderen honetten Menschen solch Herzbrechen

macht, und daß es für ein Frauenzimmer doch nichts Beſſeres giebt, als bei einem ordentlichen Manne anzukommen, das ſagt ihr Niemand, dazu iſt unſer Fräulein viel zu vornehm; und das grade müßte ihr Jemand ſagen, und deutſch und grade heraus müßte er's ihr ſagen, wie ich es thun würde, hätte ich ſie hier vor mir!

Er war ſo feſt überzeugt von der Gewalt ſeiner Gründe, daß es ihn unruhig machte, ſie nicht gleich anwenden zu können. Die leere Stube ſah ihn traurig an, als fühle ſie ihre Verlaſſenheit, er ſelbſt kam ſich zum erſten Male in ſeinem Leben auch ganz wie verlaſſen vor, er ging an's Fenſter, um hinaus zu ſchauen, um nicht mehr die leere Stube anzuſehen, in dem Momente ging der Briefträger vorüber.

St! Etwas für mich? rief Ludwig hinunter, ſo laut er konnte.

Der Briefträger hob den Kopf empor und

nickte bejahend. Mit ſchnellem Schritte eilte er ihm entgegen. Es war ein Brief des Fräuleins.

Grade jetzt! ſagte er, und der Briefträger mußte ihn zum erſten Male an das Botengeld erinnern, ſo haſtig wendete er ſich ab, das Zimmer zu erreichen und den Brief zu leſen. Lora ſchrieb ihm, daß ſie auf das Land gehen werde, und daß Marie verlangt habe, zurückzubleiben, um ſich auszuruhen. Sie ſei mit allem Nöthigen verſehen, ſei auch gänzlich hergeſtellt, und er möge das den Eltern ſagen. Sie wiſſe ſelbſt nicht, wie Marie zu dem Gedanken gekommen ſei, allein in Paris zu bleiben, indeß es ſei vielleicht das Beſte, daß man ſie für's Erſte gewähren laſſe, und abwarte, was ſie ſelbſt für ſich beſchließe.

Redensarten! Redensarten! rief er. Was heißt das: gewähren laſſen? Was iſt denn da noch abzuwarten? — Es überlief ihn heiß vor Ungeduld und auch vor Schrecken. Er dachte ſich Marie allein, mitten in der großen Stadt allein,

er konnte ſich vorſtellen, daß ſie ſich ſchämte zurückzukommen, er hatte im Grunde immer gehofft, das Fräulein werde im Herbſte heimkehren, Marie mit ſich bringen; nun machte die Heirath des Herrn und die neuen Familienverhältniſſe das Alles zu nichte. Was ſollte Marie denn beſchließen? Was konnte ſie denn anders thun, als zu ihm nach Hauſe kommen, dem ſie lieb und nöthig war? Zuletzt überfiel ihn die Sorge, daß ſie am Ende doch nicht ganz geſund ſei, daß ſie auf's Neue erkranken könnte. Er ſah ſie in der einſamen Wohnung, ſah ſie in ein Hoſpital gebracht! Das Haar ſträubte ſich ihm auf dem Kopfe, wenn er ſich es nur dachte, wenn er ſich vorſtellte, ſie könnte einſam ſterben, fremde Männer ihren Leib berühren und zerſchneiden, wie er's geſehen, damals in Paris mit ſeinem Herrn, in den Sälen der großen Krankenhäuſer. Es brachte ihn faſt von Sinnen, er hatte gar keine Wahl. Es war ja Nichts mit dem Gewährenlaſſen, Nichts mit

Mariens eigenen Entſchlüſſen, es wußte Niemand, ſie ſelbſt wußte es ja gar nicht, was ihr gut war, was ihr frommte. Er mußte zu ihr, ſie nach Hauſe holen, zu ſich holen, das war das Einzige, und das mußte er noch heute thun. Es konnte ſonſt gar Nichts helfen.

Er, der pflichttreueſte Diener, der peinlichſte Hausverwalter, dachte weder an ſeine Pflichten, noch an etwas Anderes ſonſt, als an das Mädchen. Die Welt wird darum nicht untergehen, und nicht das Haus, tröſtete er ſich, wenn ich ein paar Tage fern bin. Ich bin ja ſonſt ſchon halbe Wochen draußen in der Villa geweſen, und Alles hatte deshalb doch ſeinen gehörigen Beſtand gehabt. Und es mochte zuletzt auch daraus werden, was da konnte, mochte der Herr auch davon denken, was er wollte, er mußte nach Paris, er mußte zur Marie, und mußte ſie wieder bringen auf jede Weiſe. Er konnte ſie nicht unter Fremden leben, oder gar unter Fremden ſterben laſſen.

Er liebte ſie und zu ihm gehörte ſie hin, weil er ſie liebte, und alſo mußte er ſie holen.

Ohne einem Menſchen ein Wort von ſeinen Abſichten zu verrathen, packte er ſchnell einen Nachtſack zuſammen. Lora's Brief war mehrere Tage vor ihrer Abreiſe geſchrieben, wenn er noch am Abende fortging, wenn er Tag und Nacht fuhr, und das wollte und mußte er, ſo konnte er vielleicht noch ankommen, ehe ſie die Stadt verlaſſen hatte, ſo konnte er vielleicht Marie gleich mit ſich nehmen und zugleich erfahren, was Paul und Lora beſchloſſen hatten über das Haus und über ſeine eigne Zukunft. War Marie fortgegangen, ohne daß es Jemand wußte, ſo konnte er das ja noch leichter thun. Niemand brauchte etwas von ſeiner Reiſe zu erfahren.

Er erklärte den Leuten im Hauſe und d'rüben den Redlich's, er müſſe noch einmal für mehrere Tage in die Villa hinaus, weil der junge Herr dort einige Veränderungen machen laſſe. Ganz

öffentlich ließ er ſich den Nachtſack in die Droſchke tragen, wie er dies immer that, und nahm den dicken Paletot mit ſich, weil die Abende ſchon kühler wurden, wie er ſagte. Dann wies er den Portier an, die Briefe liegen zu laſſen, falls deren kommen ſollten, und dann fuhr er fort, zwar noch mit allerlei Gedanken an die Einrichtungen zu Hauſe beſchäftigt, aber im Grunde ſeiner Seele eigentlich doch heiter, denn nun er auf dem Wege war, nun war er auch am Ziele!

## Zwanzigstes Kapitel.

Am Nachmittage nach des Fräuleins Abreiſe befand ſich Marie in dem kleinen Zimmer, das man ihr gemiethet hatte, und in welchem ſie die Rückkehr Lora's zu erwarten verſprochen. Die Wirthinn, der das Fräulein es an's Herz gelegt freundlich für Marie zu ſorgen, hatte ſich erboten, ihr bei dem Ordnen ihrer Sachen behülflich zu ſein, ſie hatte deren Beiſtand indeſſen abgelehnt.

Es war ſieben Uhr, ein helles Licht lag noch über den Häuſern, hie und da ſah Jemand zu den Fenſtern hinaus. Einförmig raſſelnd rollten die Wagen durch die Straßen, ab und zu ſtieg neben ihrem Zimmer Jemand die Treppe hinauf und läutete. Aber die Nachbaren und die Wagen und die Heraufkommenden, das Alles ging ſie

Nichts an; ſie kannte Niemand, ſie erwartete Niemand, ſie war ganz einſam.

Das Gepäck lag noch auf den Stühlen umher. Hier ſtand der Koffer, dort hing der Mantel, da lag eine warme Decke über den Stuhl geworfen, welche das Fräulein ihr vorſorglich zurückgelaſſen hatte. Marie, ſonſt peinlich in ihrer Ordnungsliebe, rührte die Sachen gar nicht an. Sie hatte ſich niedergeſetzt, und ſah mit gleichgültigem Blicke um ſich. Nun ſind ſie Alle fort! dachte ſie, Alle fort! — Und in demſelben Augenblicke trat ihr die Erinnerung an den Abend vor die Seele, an welchem ſie in Paris eingetroffen war. Damals hatte die Einſamkeit ſie geängſtigt, jetzt war ſie ihr eine Art von wollüſtiger Verzweiflung, ein ſelbſtquäleriſcher, grauſamer Genuß. Damals war ſie ſich ſchon verlaſſen erſchienen, und ſie hatte doch Wünſche, Plane, Hoffnungen gehabt, ſie hatte noch an eine ſchöne Zukunft geglaubt, jetzt aber war das Alles hin. Sie

wollte Nichts mehr, sie hoffte Nichts mehr, sie war fertig mit Allem, mit dem ganzen Leben. —

Schon im Anfange ihrer Genesung hatte sie es deutlich gefühlt, selbst die rechte Erinnerung an Karl war ihr entschwunden. Sie konnte sich sein Bild nicht einmal vergegenwärtigen wie sonst. Der Aufenthalt in Rom, seine veränderte Lebenslage und vollends seine Verlobung mit Lora, hatten ihn gänzlich ihrer Vorstellung entrückt. Er war nicht mehr für sie vorhanden, und Nichts mehr war für sie vorhanden in der Welt.

Sie hatte es, trotz Lora's Bestreben es ihr zu verbergen, doch empfunden, daß ihres Bleibens bei derselben niemals sein könne, sie wußte, daß sie in der Fremde sich nimmer zufrieden fühlen werde, und Scham und Stolz hielten sie ab, an die Rückkehr zu denken. Rund um sie her bewegten sich Thätigkeit und Lebenslust und Freude, es lag die ganze Welt rund umher vor ihr offen, aber grade das starrte sie so entsetzlich an, daß Nichts

sie anzog, Nichts sie hielt, Nichts sie fesselte in dieser weiten Welt, daß keine Liebe sie mehr beherrschte und zu einem bestimmten Handeln oder Müssen zwang. Sie war heimathlos, unnütz, allein auf der Erde, und sie selbst hatte sich dazu gemacht.

Träumend sah sie nach dem Fenster, die Sonnenstäubchen schwebten und glitten hin und wieder in den Lichtstrahlen, daß sie geblendet halb die Augen schließen mußte vor dem Glanze, der dennoch durch die gesenkten Wimpern in ihre Seele drang. So hatte sie oftmals dagesessen im Hause als ein Kind, und die Strahlen waren ihr erschienen wie der goldene Weg auf dem die Engel zu den Kindern auf und niedersteigen, und sie hatte die Blicke nie davon abwenden mögen, damit der Engel nicht vorüberschlüpfe, ohne daß sie ihn gewahre. Und je linder die Strahlen wurden, je stiller tauchte die Vergangenheit in ihr hervor. Hier kam eine Erinnerung und dort wieder eine. Sie hatten keinen innern Zusammenhang, sie

begriff es nicht, wie sie von der Einen zu der Andern gelangte, aber Alles war lind und still und friedlich. Seit langen Jahren hatte sie solch' sanfte Stunde kaum gekannt. Sie sah den Vater, wie er die Arbeit weglegte, und, die kurze Pfeife im Munde, friedlich seine rothen Bohnen und die Kresse an die Ranken band, sie sah die Mutter nach Hause kommen und die Schwestern, die Abendruhe begann für Alle, der Tag war vollendet. Ob Einer von diesen Allen ihrer dachte? — ob sie von ihr sprachen, untereinander, zu den Nachbaren — zu Ludwig?

Sie seufzte schwer. Ludwig hatte sie gewarnt von Anfang an, er hatte es immer redlich mit ihr gemeint, und grade gegen ihn hatte sie sich mit Falschheit und Unwahrheit so schwer versündigt. Was konnte er dafür, daß Karl treulos geworden? Er hatte zu ihr gehalten, hatte seit Jahren an sie gedacht, sein Hab und Gut daran gewendet, daß sie mitsammen ein ehrliches Leben führen

ſollten, und ſie hatte ihn im Stiche gelaſſen. Nun ſtand ſie da, die hübſche Wohnung! ſie ſah die blaßblaue Stube mit dem braunen Sopha, über dem die Bilder hingen, ſie ſah wie die Epheuſpaliere durch die Gardinen ſchimmerten, wie unter dem blanken Meſſing- und Blechgeräth der Küche ſchon das volle Salzfaß hing, und wie das Holz wohlgeſchichtet in dem Korbe unter dem Heerde lag. Das war Alles fertig geweſen, das hatte ſie haben können und von ſich geſtoßen, und weshalb? und wofür?

Um heimzukehren wie ein Schiffbrüchiger und um Vertrauen, um erbarmende Vergebung zu erbetteln? um eine Vergebung zu erflehen, die ſie ſelbſt nicht für ſich hatte? Und wenn ſie ihr auch ſchrieben, daß Alles vergeſſen ſein ſollte, konnte ſie ſelber denn vergeſſen, was ihr geſchehen war? Sie liebte Karl nicht mehr, aber ſeine Untreue brannte ihr noch im Herzen, ſie glaubte an Lora nicht mehr und dennoch hing ſie an dieſer mit der

alten Neigung, ſie hatte das richtige Gleichgewicht für alle ihre Empfindungen und Gedanken, ſie hatte das Zutrauen zu ſich ſelbſt verloren, das ganze Leben ängſtigte ſie, es war ihr zur Laſt.

Ja zur Laſt! durch die ganze letzte Zeit hatte ſie das empfunden und zu Gott gefleht, er möge ſie von der Bürde des Daſeins erlöſen; nicht mehr zu leben war ihr einziger Wunſch geweſen, aber Gott hatte ſie nicht erhört. Auch Gott hatte ſie verlaſſen, weil ſie abgefallen war vom rechten Wege, von ſich ſelbſt!

Marie barg das Geſicht in den Händen und brütete ſchwer und dumpf vor ſich hin. Als ſie ſich aufrichtete, war es Nacht geworden. Sie zündete das Licht an, und ſah ſich um. Ihre eigene Unordnung flößte ihr Schrecken ein! Es war Alles ſo wüſt und doch ſo kahl um ſie her. Die graden, braunen Streifen der Tapete ſahen ſo kalt aus auf dem blendend weißen Grunde. Keine Erinnerung knüpfte ſich daran für ſie!

Schlimmer war es nicht gewesen in dem Zimmer, in welchem die kleine Näherinn gestorben war.

So mochte die Arme auch dagestanden haben, ohne Wunsch und ohne Hoffnung, ohne Glauben und ohne Zutrauen zu sich selbst. Da freilich mußte ihr der Tod ein Tröster scheinen, der Tod die einzige Rettung! — der Tod!

Jetzt mit einem Male ward der Gedanke vor ihr ausgesprochen, der immer schon in ihr emporgestiegen war, jetzt gestand sie sich, weshalb sie so dringend verlangt, allein zu bleiben. Das war ihre Sehnsucht gewesen, das ihr Vorsatz! All' dem Schmerze, all' der Reue, all' der Hoffnungslosigkeit wollte sie ein stilles, schnelles Ende machen. Eine kurze Angst, was war sie gegen ein langes, ödes, von ihr selbst zerstörtes Dasein?

Wie Ruhe, wie Fassung kam es über sie. Sie blieb stehen und überlegte. Sie mußte vor allen Dingen hier erst Ordnung machen, ehe sie daran denken durfte. Schnell und kräftig hob sie

den Koffer empor. Was ſie bei der Eile des Umzugs flüchtig auf einander gelegt, das packte ſie jetzt mit größter Vorſicht. Es ſollte nach Deutſchland gehen. Als ſie fertig war, nahm ſie einen Ring mit rothem Steine vom Finger, zog die Ohrringe aus, und legte die Uhr ab. Sie wickelte das Alles vorſichtig ein, und ſchrieb der Mutter und der Schweſtern Namen darauf. Für den kleinen Bruder beſtimmte ſie ein kleines, ſilbernes Meſſer. Den Verlobungsring legte ſie für Ludwig bei. Nur dem Vater wußte ſie Nichts zu geben, an ihn durfte ſie auch gar nicht denken. Als ſie den Koffer zuſchloß, als es ihr einfiel, daß ſie ihn nie wieder öffnen werde, traten ihr die Thränen in die Augen und die Hände zitterten ihr, aber ſie trug ihn ruhig auf die Seite, nahm aus der Reiſetaſche ein Blatt Papier heraus, und ſetzte ſich hin, die Adreſſe zu dem Koffer zu machen. Die kleine Arbeit war bald gethan, die Adreſſe klebte auf dem Koffer. Schreiben

wollte sie an Niemand, Alles war fertig, kein Stück im Zimmer lag herum — jetzt konnte sie gehen.

Still trat sie noch einmal an das Fenster, es mochte gegen eilf Uhr sein, die Luft wehte mild hinein, die Sterne standen hell und klar am Himmel. Sie erinnerte sich, wie lange schon eine Todesahnung über ihr geschwebt, wie die Eltern und Geschwister und sie selbst an ihren nahen Tod geglaubt, wie man jetzt in ihrer Krankheit an ihrem Aufkommen verzweifelt hatte, und wie Alle sich gefunden haben würden in dies Schicksal. Sie war traurig und müde, traurig und müde über alle Maßen! Was sollte sie auch noch auf Erden?

Ein Sternschuß flog strahlend durch den Horizont. Noch Einen! rief sie, und wenn er kam, so sollte er ihr das Zeichen sein zum Aufbruch. Unverwandten Auges sah sie empor, mit jedem Augenblicke des Wartens stieg ihre Spannung,

das Herz klopfte ihr in der Bruſt, die Pulſe ſchlugen ihr in den Schläfen. Die linde Luft umſpielte ſie verlockend. Sie hatte ſich weit hinausgeneigt. Es war ihr, als höre ſie unten leiſe das Waſſer des Fluſſes hingleiten, ihr Kopf brannte und ſchwindelte, ihre kalten Hände hielten das Fenſterkreuz. Immer ſtarrer blickte ſie in die Höhe, immer athemloſer ſah ſie hinauf, da — blitzſchnell ſchoß es noch einmal am Himmel vorüber das zuckende Licht, hellglänzend durch das nächtige Dunkel! Ein leiſer Schrei entrang ſich ihrer Bruſt, ſie verließ das Fenſter. Gott ſelbſt hatte über ſie entſchieden.

Sie nahm ein Tuch um, ſie wollte nicht auffallen im Hauſe oder auf der Straße. Nur ein Paar Schritte hatte ſie zu gehen, und morgen — morgen war Alles vorüber.

Mit dem Lichte in der Hand näherte ſie ſich der Thüre. Es war ihr, als raſchele es draußen, als käme Etwas den Korridor entlang, als ſpräche die

Wirthinn zu Jemandem. Sie trat zurück, ſie mußte warten. Da klopfte es plötzlich. Sie glaubte ſich zu irren und gab keine Antwort. Es klopfte zum zweiten Male. Marie! rief es deutlich, ganz deutlich. Athemlos hielt ſie ſich auf derſelben Stelle, ein Zittern, des Schreckens, der Freude flog durch ihre Glieder. Marie! rief es noch einmal. Sie eilte nach der Thüre, ſie riß die Thüre auf, Ludwig ſtand vor ihr, und wie zerbrochen fiel ſie ihm in die Arme.

## Einundzwanzigſtes Kapitel.

Die Wirthinn hatte Marie entkleidet, ſie und Ludwig hatten die ganze Nacht bei ihr gewacht. Erſt am Morgen, da ihre Hausarbeit ſie forderte, war die hülfreiche Frau davon gegangen. Als Marie erwachte, ſaß Ludwig an ihrem Bette ganz allein. Die ſchnelle Fahrt und der Schreck und die Sorge waren ihm auf dem Geſichte abzuleſen. Er ſah ermüdet aus und weit älter als ſonſt, aber es dünkte Marien, als habe ſie nie ein beſſeres Menſchenantlitz geſehen, als ſei nun Alles gut, da er neben ihr ſaß. Sie richtete ſich empor und wollte ſprechen, indeß die Thränen erſtickten ihre Worte, und Ludwig wehrte es ihr auch.

Sei ſtill! bat er, und ruhe Dich aus, zum Reden haben wir noch Zeit. Gepackt haſt Du,

ich kann das Haus ſo lange nicht allein laſſen, wir müſſen Abends wieder fort.

Ach! nach Hauſe! rief Marie, und ergriff und küßte ſeine Hand, und ihre Thränen floſſen darauf nieder.

Es iſt gut, daß Dich danach verlangt! ſagte Ludwig, und nun ich Dich munter ſehe, nun will ich gehen und ſchlafen, denn müde bin ich auch und bis in's Mark!

Er ſprach Nichts weiter, er gab ihr nur die Hand und ging davon. Sie ſah ihm lange ſchweigend nach. Es war ihr noch Alles wie ein Traum. Daß ſie wieder leben, daß ſie nach Hauſe kehren ſollte, daß Ludwig da war, ſie zu holen, zu retten vom Untergange, vom Verbrechen zu erretten, ſie konnte es kaum faſſen. Ich will's ihm danken, danken bis an mein Lebensende! ſagte ſie endlich, und mit dieſem Vorſatze hatte ſie den neuen Zweck, die Nothwendigkeit gefunden für ihr künftiges Daſein.

Der Tag verſtrich ihnen ſchnell und ſtill. Ludwig ging mit ihr ſpazieren, als er ausgeruht hatte. Er erzählte von den Eltern, von der Hanne, von der Wohnung, er fragte ſie um Nichts. Sie ſahen das Haus, in dem er einſt mit ſeinem Herrn gelebt, das Kaffee, in welchem ſein Herr zumeiſt gegeſſen, er führte ſie die Wege, die er ſelbſt am Liebſten gegangen war. Es prägte ſich ihr Alles anders ein als ſonſt, ſie ſah Paris zum erſten Male mit wirklichem Intereſſe an. Spät am Abende verließen ſie die Stadt, um nach der Heimath zu gehen. Um ein neues Leben zu beginnen, ſagte ſich Marie.

Ludwig ſorgte für ſie auf der Reiſe, als wäre ſie das Fräulein, als wäre ſie ein Kind. Sie war ihm noch lieber geworden, er hing noch mehr an ihr, ſeit er ſie durch ſeinen ſchnellen Entſchluß ſich auf's Neue angeeignet hatte. Er litt es nicht, daß ſie erzählte, was ſie vorgehabt, er konnte es aus ihren Reden ahnen; hören,

wirklich wissen wollte er es nicht. Es sollte abgethan sein, abgethan für immer.

Es war früh neun Uhr und Sonntag, als sie Berlin erreichten. Auf dem Bahnhofe trennte sich Ludwig von ihr und ließ sie voraus fahren, er wollte ihr folgen in einer halben Stunde. Es brauchte Niemand zu erfahren, daß er in Paris gewesen, daß Marie nicht aus freiem Antriebe nach Hause gekommen sei. Er mochte Nichts zur Hälfte thun, den Leuten Nichts zu reden geben, er hatte sich von dem seligen Herrn vernünftiges, vorsichtiges Ueberlegen angewöhnt.

Die Glocken läuteten zur Kirche, als Marie durch die bekannten Straßen fuhr, und als kehre sie heim von langer Wallfahrt, geprüft und geläutert, ein anderer, neugeborner Mensch, so still und feierlich war es in ihrer Seele.

Hermann stand, schon zur Kirche angezogen, mit blankgekämmtem Kopfe vor der Thüre, die vom Hofe in die Straße führte. Er sah sie zuerst,

ſie konnte ihn nicht bedeuten zu ſchweigen. Die Marie! ſchrie er, die Marie! und rannte in den Hof, und ſtürmte die Treppen hinauf, und: die Marie! die Marie! ſchrie er immer wieder.

Der Vater, die Mutter, die Schweſtern kamen herbei, ſie wußten nicht, was er wollte, ſie trauten ihren Augen, ihren Sinnen nicht, als ſie Marie erblickten. Sie hatten keine Worte, nur Ausrufe, nur Umarmungen, nur helle Freude. Es that ihr Alles ſo wohl, ihr ging das Herz auf vor der Liebe und in der Liebe, die ſie hier fand und fühlte. Wie nie vernommen und doch ſo vertraut tönten die Stimmen, die Worte an ihr Ohr, hier war ihre Heimath, hier gehörte ſie hin. Aber mitten in all' der Freude war es Hanne, die zuerſt an Ludwig dachte. Ich will gleich hinaus! rief ſie. Habe ich ihm ſagen müſſen, daß Du fort biſt, ſo will ich ihm auch die gute Botſchaft bringen, daß Du wieder da biſt! Es war damals, Gott weiß es, kein Vergnügen der Unglücksrabe zu ſein!

Iſt der Ludwig denn nicht ſchon hier? fragte Marie.

Hier? wiederholte die Mutter, er war ja im Landhaus die ganze Woche durch.

Ich hatte ihm geſchrieben, daß ich käme! bedeutete Marie und wurde roth über die Unwahrheit. Die Mutter aber nahm das auf ihre Weiſe. Ich wußte wohl, ſagte ſie, daß Du mir's doch noch einmal danken würdeſt.

Von Herzen danke ich es Dir, rief die Tochter, von ganzem Herzen.

Der Vater ſagte Nichts. Er ſah ſie nur immer an, und freute ſich, daß ſie da war; auch der Kleine und Sophie waren lauter Freude, nur Hanne ſchien ihre eigenen Gedanken zu haben, und ſchaute die Schweſter oft mit forſchendem Blicke und nachdenklich an. Marie bemerkte es, und als Hanne einmal allein neben ihr war, da gab Marie ihr die Hand und ſagte: Du brauchſt mich nicht ſo anzuſehen, es iſt Alles gut. —

Wirklich gut? — fragte Hanne — Ja wirklich! ſehr, ſehr gut! rief Marie, und fiel dem Ludwig um den Hals, der eben eintrat.

Er ſah wie das Leben ſelbſt aus, man konnte es nicht merken, daß er die Woche nicht viel vom Wagen gekommen war. Er war friſch angezogen und friſirt und vornehm, wie der feinſte Herr.

Na! Ludwig! rief Hanne ihm entgegen, habe ich es nicht geſagt, daß ſie doch wieder kommen wird? —

Wer hat denn je daran gezweifelt? meinte Ludwig mit einer Sicherheit, vor welcher das Mädchen gleich verſtummte. Sie wird doch nicht davon laufen von einem Manne wie ich, und von ſolcher Wohnung! fügte er hinzu, und ſah ſelbſtgefällig an ſich hernieder.

Nein, gewiß nicht! bekräftigte Marie.

Da hielt die Mutter ſich nicht länger: Kinder! ſagte ſie, was ich gewaſchen hatte zu der Hochzeit, iſt Alles wieder quittengelb geworden, ich muß

es gleich noch einmal waſchen, wann iſt denn die Hochzeit?

Auf den dritten Sonntag! antwortete Ludwig, wir müſſen ein neues Aufgebot haben, wegen der vertrakten Reiſe. Auf den dritten Sonntag.

Noch ganze einundzwanzig Tage? rief der Hermann, der immer rechnete und zählte, weil er doch ein Kaufmann werden ſollte, und weil er die Torten nicht erwarten konnte.

Noch einundzwanzig Tage, ſagte Ludwig, keiner mehr und keiner weniger.

Na! meinte der Vater, und zog den guten Rock aus, weil's doch ſchon zu ſpät geworden war zur Kirche, ſo lange hält er noch, und ſo lange werden wir ja auch wohl noch leben!

---

Und ſie leben noch heute Alle, von denen dieſe Blätter meldeten, und leben zufrieden und thätig, Jeder auf ſeine Art.

Paul ſchafft und wirkt in ſeinem Kreiſe und kann ſich kaum noch denken, wie er den vornehmen Müſſiggang ertragen durch ſo viele ſchöne Jahre ſeiner Kraft. Er hat die Bücher zur Seite gelegt und ſich das bloß genießende Studiren abgewöhnt, ſeit täglich auf ſeinem Gute, unter ſeinen Inſaſſen, ihm das praktiſche Bedürfniß, fordernd und zum Handeln anregend, entgegentritt. Eugenie iſt dort recht eigentlich in ihrem Elemente, recht eigentlich die Seele der Welt, in der ſie ſich bewegt, und Paul beklagt es ſtündlich, daß ſein Vater nicht erlebt hat, was ſie aus ihm und durch ihn erſchaffen hat in wenig Jahren.

Ludwig hat den Dienſt verlaſſen, das Landleben war nie ſein Geſchmack geweſen. Er verachtete die Bauern und die Landbewohner Alle, und meinte, der Herr werde ſchon noch zur Einſicht kommen, daß ein ordentlicher Mann nicht auf dem Lande, daß er eigentlich nirgend leben könne als in einer großen Reſidenz. Ludwig hatte zu

lange in demſelben reichen Hauſe gedient, um nicht ausſchließlich zu werden, denn alle Diener reicher Familien ſind Ariſtokraten und ausſchließlich, mehr als oft die Herrſchaft ſelbſt. Marie theilt ſeine Anſicht und geht noch weiter. Nur in Berlin, meint ſie, könne man zufrieden leben. Sie ſieht ſich dann in der blaßblauen Stube um, nach dem braunen Sopha und nach den weißen Gardinen, welche die Mutter ihr in den letzten Jahren ſchon zweimal zur Taufe gewaſchen hat, und ſagt, ein ſolches Stübchen, mit ſolchem weißen Ofen, das könne man ſuchen gehen durch ganz Paris. Sie habe immer einen Widerwillen gehabt gegen die Fremde und gegen alles Fremde, das habe ſie ja auch bewieſen. Nicht für eine Million hätte ſie franzöſiſch lernen oder gar in Frankreich leben können. Und dann ſeufzt ſie, und in wenig Jahren wird ſie über ihre Zufriedenheit es ganz vergeſſen haben, daß ſie einſt Anderes erſtrebt und Anderes gewollt hat. Die rechte Zufriedenheit löſcht

für Menſchen ihres Schlages jede Rückerinnerung aus, und macht ſie einzig auf die Gegenwart geſtellt.

Ihr Mann, ihre Kinder, ihre Miether und ihre blaue Stube, das iſt ihre Welt. Ihr Erwerb geht vortrefflich, ihre Miether können die Umſicht und Treue der Hausfrau nicht genug rühmen. Die Wohnungen werden nicht leer, Ludwig wird bald noch eine Etage dazu miethen, und das Geſchäft im Großen betreiben. Marie iſt hier recht eigentlich an ihrem Platze, ihr Mann rühmt ſich, daß er das immer voraus gewußt und Alles geleitet und zum Ziele geführt habe, und dankbar und glücklich geſteht ſie ihm das zu.

Sonntags kommen ſie von Hauſe zu ihr zum Kaffee, der Vater, die Mutter, die Schweſtern und der Hermann, wie der Ludwig es verheißen, wie die Mutter es ſich erſehnt hat. Sie haben auch ihren guten Verdienſt aus dem Hauſe, ſie bringen Alle Etwas vor ſich. Hanne, des Ludwig's und der Schweſter Liebling, hat das auch doppelt nö-

thig, denn sie ist Braut und will mit ihrem Verlobten, der in einer Leinwandhandlung konditionirt, einen Wäscheladen errichten, weil sie Beide es verstehen, und weil Hanne so recht den Kopf dazu hat, sagt die Meisterinn.

Im letzten Winter brachte nun Paul auch zum ersten Male einige Wochen mit der Frau in Berlin im Vaterhause zu. Er hatte es gleich bei seiner Ankunft versprochen, daß sie Marie besuchen, und sehen wollten, wie es ihr und Ludwig ginge. Es war aber von einem Tage aufgeschoben worden bis zum andern, und erst an einem Sonntage, als die ganze Redlich'sche Familie wieder zum Kaffee bei Marien war, da läutete es draußen, der Hermann ging zu öffnen, und herein traten Paul und Eugenie, und mit ihnen, ganz unerwartet, auch Lora und ihr Mann.

Herr Gott! mein Fräulein! rief Marie und fiel der jungen Frau um den Hals, als diese ihr die Arme entgegen breitete. Herr Gott, mein

Fräulein! rief ſie noch einmal, und lachend unter Thränen fügte ſie hinzu: Nehmen Sie es nur nicht übel, für mich werden Sie mein Leben lang mein Fräulein bleiben!

Ach, von Grund der Seele! entgegnete Lora, und umarmte ſie noch einmal, Du weißt nicht, wie oft wir Deiner denken, meine gute, alte Marie! Sie ſah dabei mit ihren ſchönen Augen freundlich zu ihrem Manne, zu Karl empor, der Marien bewegt die Hand gab. Es zog ſo viel an ſeinem Geiſt vorüber, als er ſich wiederfand in dieſem Kreiſe, als er den Weg zurück ſah, den er gegangen war zu ſeinem Ziele.

Marie aber blieb ganz ruhig. Die Vergangenheit war für ſie nicht mehr vorhanden, ſie hatte immer nur für ein Empfinden Raum in ihrer Seele. Lora's Gemahl, der ernſte, in ſeinem ganzen Weſen durchgebildete Mann, war ihr ein Fremder, war ihr nicht mehr Karl. Sie konnte es kaum noch glauben, was er ihr einſt

gewesen war, es kaum noch denken, daß sie je einen Anderen als ihren Mann geliebt haben sollte. Sie erwiederte Karl's Händedruck, sie sprach mit ihm, aber ihr ganzes Herz war bei Lora, sogar ihre hausfrauliche Aufmerksamkeit für Paul und seine Gattinn litt darunter.

Auch der Meister und Sophie und Hermann konnten sich nicht finden in den neuen Karl, so unverändert herzlich er zu ihnen war, so freundlich Lora fragte, ob sie ihn denn ganz vergessen hätten? Nur die Tante und Hanne freueten sich an ihm wie sonst. Die Meisterinn konnte sich nicht satt sehen an ihm, konnte sich nicht genug darüber wundern, wie gut er zu dem Fräulein paßte. Sie mußten Beide darüber lachen, das junge Paar, sie wären sich am Liebsten um den Hals gefallen, wäre Marie nicht da gewesen, und hätten sie gewußt, wie ruhig die es angesehen haben würde. Alte Liebe vergißt sich leichter als man glaubt, in neuem Glück.

Nicht wahr! sagte Lora, der Karl ist stark geworden?

Ja! und schön! meinte die Meisterinn. Er ist jetzt gerade wie sein Vater, und wie auch mein Vater gewesen ist in jungen Jahren. Ich habe es immer gesagt, es steckt was ganz Besonderes in den Berger's. Ich will nur wünschen, daß mein Junge Etwas davon abbekommen hat, und daß er einmal sein Glück macht, wenn er Kaufmann wird. Denn Kaufmann soll er werden, und nicht Schneider! Kaufmann in jedem Falle!

Schicke ihn mir, Tante! schlug Karl vor, ich will ihn bei mir ausbilden in der Fabrik.

Ja! fiel Hanne ihm in's Wort, wir haben einmal in den Zeitungen gelesen von Deiner Fabrik und daß Du die schönsten Waaren machtest, wie kein Anderer sie hat. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß Du das wirklich sein solltest, Karl! Wenn ich der Hermann wäre, ich käme gleich. —

Ich denke gar nicht daran! rief Hermann trotzig und bestimmt. Hier will ich bleiben, drü-

ben bei dem Kaufmann will ich in die Lehre, wenn ich eingeſegnet bin. Ich werde doch nicht weg ſollen von zu Hauſe!

Das iſt der ganze Vater! rief die Mutter halb ärgerlich, indem ſie dem Knaben einen kleinen Schlag gab. Der Meiſter ſagte Nichts dazu, er nahm den Jungen aber zu ſich und hielt ihn mit ſichtlichem Vergnügen bei ſich feſt. Es war ſein Fleiſch und Blut, der hing am Alten, am Bekannten.

Sie blieben eine ganze Weile da, die Gäſte, und Ludwig fühlte ſich dabei doppelt Herr in ſeinem Hauſe. Er fühlte ſich auch Allen überlegen, ſeinem jungen Herrn, dem Berger, den Damen, den Redlich's, und vollends erſt nun ſeiner eignen Frau. Er allein hatte von Anfang an das Richtige geſehen und gethan, er allein hatte ſich von Anfang an geärgert, über die Umſtände und das Federleſen, das die Herrſchaft um das Mädchen und um ihre Liebſchaft machte. Er hatte der Marie gleich Raiſon gepredigt, und er hatte nun auch den Lohn davon, und Alle hatten ſie

sich bei ihm recht zu bedanken. Er konnte es zuletzt nicht lassen, Einem mußte er das sagen, und gegen Paul und Karl gewendet, sprach er: Nicht wahr, die Frau dort mit den rothen frischen Backen und den beiden derben Jungen, die sieht ganz anders aus als damals die schmächtige Mamsell Marie!

Ja! entgegnete Berger, Sie sieht sehr wohl und glücklich aus.

Das hatte Ludwig haben wollen, der Karl selbst hatte es ihm aussprechen müssen, daß Marie sich nicht mehr nach ihm sehne und daß er längst vergessen sei. Nun war er ganz zufrieden, Alle waren sie zufrieden, und er gönnte jetzt dem Berger auch sein Glück recht ehrlich, denn schaden konnte es ihm und Marien immer nicht, daß sie die Herrschaft durch den Berger nun zu Vettern hatten.

Spät, als die Gäste schon lange fortgegangen und die Redlich's lange zu Hause waren, saß Ludwig bei seinem Kruge Bier auf dem Sopha und rauchte, die Zeitung lesend, seine Cigarre, während Marie noch in den Zimmern aufräumte

und nach den Kindern ſah. Mit einem Male blieb ſie an dem Tiſche vor ihrem Manne ſtehen.

Was willſt Du? fragte er.

Nichts! Nichts! ſagte ſie. Es iſt hier ſo hübſch und die Kinder ſchlafen ſo ſanft. Wir haben es recht gut!

Ja, ſehr gut! und es ſoll noch immer beſſer werden! rief Ludwig vergnügt, indem er die Frau auf ſein Knie zog, und wenn wir erſt noch eine Tochter haben —

So ſoll ſie bei uns im Hauſe bleiben, fiel ihm Marie in's Wort, und nicht von einer Herrſchaft verzogen und verdorben werden, wie ich es geweſen bin, denn nicht Jede findet ihren Ludwig!

Sei zufrieden, daß Du Deinen haſt! lachte ihr Mann.

Ach! von ganzem Herzen! rief ſie; und ſie ſind Beide mit einander zufrieden, und werden es auch bleiben.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google